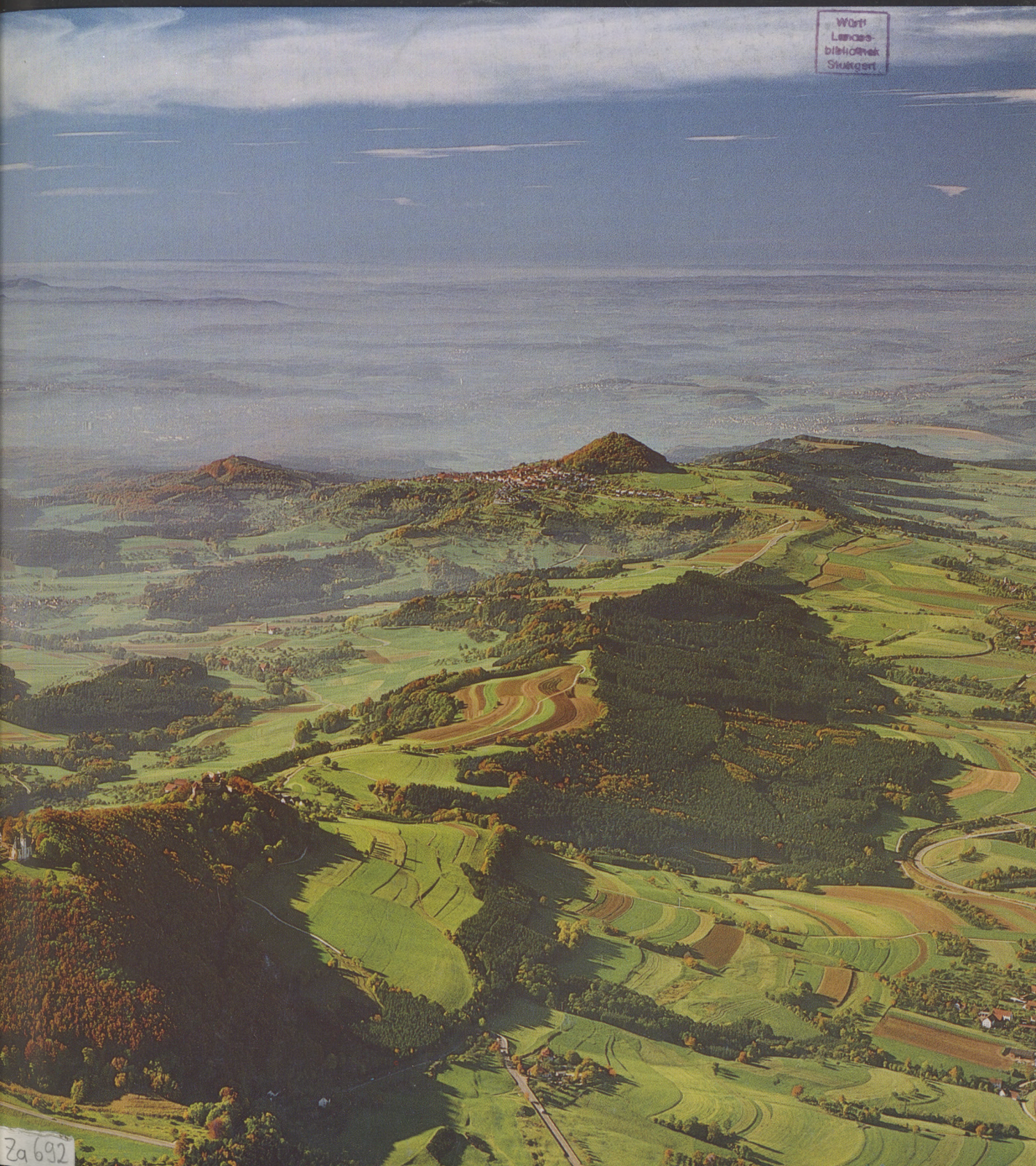


SCHWÄBISCHE HEIMAT 1988|3

Württemberg
Landes-
bibliothek
Stuttgart



Za 692

Herausgegeben vom
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler
Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Preis jährlich DM 35,-, für Einzelhefte DM 9,- (zuzügl. Versandkosten, inkl. 7% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 16 38/39.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:

Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH & Co., Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 2 68 61 01. Zweigniederlassung: Bahnhofstraße 65, 7080 Aalen 1, Telefon (073 61) 5 94-6 01

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-
dienst Aalen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus-
zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos,
Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie
übernommen.

Anschrift der Redaktion:

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 22 16 38/39.

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Damals-Verlags, Gießen,
sowie ein Prospekt des Braun Verlags, Karlsruhe, bei.

Inhalt

BERND ROLING	
Zur Sache: Umweltafgaben	189
HEINZ BARDUA	
Das Wappen des Landkreises Heilbronn	190
HELMUT HÖLDER	
Geologische Reise im deutschen Südwesten	191
JÜRGEN SCHEDLER	
Das Landschaftsschutzgebiet «Georgenberg»	202
LUTZ DIETRICH HERBST	
Brühle, Missen und Doggen	
Zur Wässerungslandwirtschaft	
in Oberschwaben	204
RAIMUND WAIBEL	
Museen des Landes:	
7. Das Käsereimuseum Wangen im Allgäu	214
UWE KRAUS	
Begegnung auf Korsika:	
St. Theophil und der Prinz von Württemberg	221
GERHART BINDER	
Otto Haas – ein «preußischer Schwabe»	227
UWE JENS WANDEL	
Die Weiber von Schorndorf	240
HERMANN EHMER	
2. August 1693:	
Die Schlacht bei Ilsfeld fand nicht statt	248
Buchbesprechungen	255
Anschriften der Mitarbeiter	262
sh intern	263
Bildnachweis	263
sh aktuell	264

Seit Jahren fordern SPD und Grüne die Einführung von Umweltabgaben wie beispielsweise Schadstoffabgaben auf Schwefel und Stickoxyde oder Abgaben für Einwegflaschen. Ihr Ziel: gezielte Verteuerungen sollen Anreize für umweltfreundlichere Verfahren schaffen.

Die baden-württembergische Landesregierung hat sich jahrelang gegen solche Umweltabgaben gewandt und zur Begründung auf den hohen Verwaltungsaufwand hingewiesen. Doch am 29. Juni meinte Ministerpräsident Lothar Späth im Landtag zum Thema Umweltabgaben: «Ich will mich dem nicht generell verschließen. Ich war früher anderer Meinung und hab' gesagt, das bringt nix».

Jetzt bleibt abzuwarten, ob Späth nur den Mund gespitzt hat oder ob er auch tatsächlich pfeift. Handlungsbedarf besteht in Baden-Württemberg vor allem bei der Müllvermeidung. Und gerade hier könnte eine Abfallabgabe die Umstellung der Produktionsprozesse auf umweltfreundlichere Verfahren erheblich beflügeln. Das ergibt sich aus einem Gutachten, das Prof. Malte Faber aus Heidelberg Ende Juni im Auftrag des baden-württembergischen Umweltministeriums vorlegte. Darin heißt es: «Schon die Ankündigung einer Abgabe würde erhebliche Anstrengungen zur Vermeidung, Verringerung und Verwertung von Abfällen veranlassen, wie aus den Erfahrungen mit dem Abwasserabgabengesetz hervorgeht.»

Doch eine solche Abfallabgabe für Hausmüll und

Produktionsabfälle müßte auf Bundesebene eingeführt werden, Baden-Württemberg allein könnte hier wenig erreichen. Deshalb empfiehlt das Gutachten zusätzlich, die Müllgebühren im Südwesten ab sofort drastisch zu erhöhen. Sonst müßten in etwa fünf Jahren sehr große Entsorgungsschwierigkeiten befürchtet werden.

Ungeachtet dieser nachdrücklichen Empfehlung ist Umweltminister Dr. Erwin Vetter jedoch gegenwärtig nicht bereit, den Unternehmen eine Abgabe auf Produktionsabfälle (sie machen 90 Prozent der gesamten Abfallmenge in Baden-Württemberg aus) aufzuerlegen oder die Deponiepreise sofort stark zu erhöhen. Er will sich zunächst auf das «Vorzeigen dieses Marterinstrumentes» beschränken und setzt weiter auf die Kooperationsbereitschaft der heimischen Wirtschaft. Und wie lange will Umweltminister Vetter noch abwarten? Bis der Müllnotstand vollends da ist, also noch fünf Jahre? Wörtlich sagte Vetter am 30. Juni in einem Interview mit der Stuttgarter Zeitung: «Wir werden in den nächsten Monaten konkrete Verhandlungen mit konkreten Betrieben führen über die Reduktion von Abfall und Abwasser. Hier wird es zur Nagelprobe kommen. Fehlt es an der Bereitschaft, in den nächsten fünf Jahren mit großen Investitionen der Wirtschaft eine Verringerung in diesen beiden Bereichen zu erreichen, müssen andere Maßnahmen kommen.»

Vorerst will Umweltminister Vetter also weiterhin nur an die heimische Wirtschaft appellieren, sie möge doch bitte weniger Müll produzieren. Was das bisher gebracht hat, zeigt ein Blick in die Statistik: in Baden-Württemberg nahmen die Produktionsabfälle überdurchschnittlich stark zu, von knapp 21 Millionen Tonnen im Jahr 1977 auf über 32 Millionen Tonnen im Jahr 1984. Das Hausmüllaufkommen ging im selben Zeitraum leicht zurück. Die Bürger hierzulande handeln halt umweltbewußter als die Betriebe! Und solange es billiger ist, große Müllberge in Kauf zu nehmen, als von vornherein umweltfreundliche Verfahren zu entwickeln und einzusetzen, solange wird sich wenig ändern.

Gezielte Verteuerungen durch Abfallabgaben oder Schadstoffabgaben könnten die Umstellung der Wirtschaft zweifellos beschleunigen, aber die Bundesregierung macht hier vorläufig nicht mit. Und es ist sehr zweifelhaft, ob Ministerpräsident Späth auch nur bereit ist, neue Akzente zu setzen. Noch – so scheint es – sind die Müllberge im Südwesten nicht groß genug.

Das Titelbild zeigt einen Blick auf das Herz Schwabens, wie ihn Albrecht Brugger aus dem Flugzeug festgehalten hat: Hohenrechberg mit Kirche und Burgruine im Vordergrund, dahinter der Kegelberg des Hohenstaufen mit dem gleichnamigen Dorf. Als Zeugenberge der früheren Ausdehnung der Schwäbischen Alb liegen diese Erhebungen weit vor der Hochfläche, die oben links dunkelblau im Dunst hervortritt. Der Aasrücken zwischen Hohenrechberg und Hohenstaufen wird von hartem Eisen-sandstein gebildet.

Geologie, Naturschutz und frühere Formen der Landwirtschaft geben diesem Sommerheft der SCHWÄBISCHEN HEIMAT einen Schwerpunkt, das wie immer auch Biographisches und Historisches enthält, wobei sich in den «Weibern von Schorndorf» beides unentwirrbar verbindet.

Bis Juni 1955 führte der frühere Landkreis Heilbronn ein 1928 diskutiertes und wohl schon von der Amtskörperschaft gegen den Rat der staatlichen Archivbehörde festgelegtes, mit Figuren und Farben überladenes Wappen. Es verband in einem dreifeldrigen Schild mit Herzschild Symbole für die Schifffahrt, die Landwirtschaft, die Industrie und den Weinbau, die auch in anderen an Rhein und Neckar gelegenen Kreisen die Erwerbsquellen sind und somit keine Besonderheit des Heilbronner Raumes ansprechen. Dieses Wappen enthielt durch das Aneinanderstoßen eines schwarzen und eines roten Schildfeldes zudem einen Verstoß gegen die heraldischen Farbregeln. Um eine fernwirksame optische Abgrenzung von Schildfeldern und Figuren zu erzielen, bestimmen diese Regeln, daß die heraldischen Farben Rot, Blau, Grün und Schwarz im Schild nicht aneinander, sondern nur an die «Metalle» Gold = Gelb und Silber = Weiß stoßen dürfen. Umgekehrt dürfen auch die «Metalle» nicht aneinander, sondern nur an eine der genannten Farben rühren.

Das auf Vorschlag der Archivdirektion Stuttgart vom Kreistag des früheren Landkreises Heilbronn festgelegte und von der baden-württembergischen Landesregierung am 20. Juni 1955 verliehene neue Kreiswappen entspricht den heraldischen Anforderungen in idealer Weise. Da es sich um ein wieder aufgenommenes sehr altes Wappen handelt, nimmt dies auch nicht wunder. Für die Wappenträger des Mittelalters konnte eine Fehlinterpretation ihres Bildkennzeichens unter Umständen lebensgefährlich sein. Deshalb setzten sie ihr einprägsames Kennzeichen klar umrissen und möglichst groß in leuchtenden Farben auf ihren Schild.

Dies gilt auch für die Grafen von Lauffen, deren «unterhalb gestümmelter», das heißt ohne Schwanz und Fänge dargestellter Adler auch in frühen Siegeln der gleichnamigen Stadt überliefert ist. Der auf Eigengut wie auch auf von ihnen verwaltetes Königsgut ausgedehnte Einflußbereich der Grafen von Lauffen erstreckte sich bis zu ihrem Aussterben um 1219 auf beträchtliche Teile des früheren und des jetzigen Landkreises Heilbronn. Somit bot sich das Wappen der Grafen von Lauffen zur heraldischen Repräsentation dieser modernen Gebietskörperschaft geradezu an. Ursprünglich war der «gestümmelte Adler» möglicherweise als «geminderter» Reichsadler aufgefaßt worden, der auf das Amt der Grafen als Verwalter von Königsgut hinweisen sollte. Er unterscheidet sich in Form und Farben



Heraldische Beschreibung: In Rot ein unterhalb gestümmelter silberner (weißer) Adler.

vom Reichsadler mit Brustschild, den der vom Landkreis umschlossene Stadtkreis Heilbronn führt.

Der im Jahre 1973 gebildete, um Teile der ehemaligen Kreise Sinsheim, Mosbach, Buchen, Öhringen und Schwäbisch Hall vergrößerte neue Landkreis Heilbronn entschied sich für die Wiederaufnahme dieses Wappens. Ihm verlieh das Innenministerium am 3. September 1973 das Recht zu seiner Führung.

Süddeutschland gehört sicher zu jenen Erdstrichen, die sich durch besondere Vielfalt geologischer Erscheinungen auszeichnen, obwohl Sedimentgesteine des Erdaltertums weithin fehlen. Dazu kommen ausgesprochen dramatische Züge seiner erdgeschichtlichen Entwicklung. Beides, Vielfalt und Dramatik, liegen den in Süddeutschland heimischen Geologen täglich vor Augen, gewinnen aber bei der Betrachtung aus dem Abstand, wie ihn der Verfasser dieser Seiten seit zwanzig Jahren genommen hat, eine fast noch gesteigerte Anziehungskraft. Wenn er hier aus dem Erlebten vieler früherer und späterer Exkursionen, mancher davon auch mit dem Schwäbischen Heimatbund, einiges herausgreift, so handelt es sich meist um Bekanntes, aber auch um manche erst in den letzten Jahrzehnten gewonnene neue oder doch modifizierte Einsicht, die noch nicht zum Allgemeinwissen wurde.

Der Rheinfall: Ein Rückfall ins ältere Flußbett

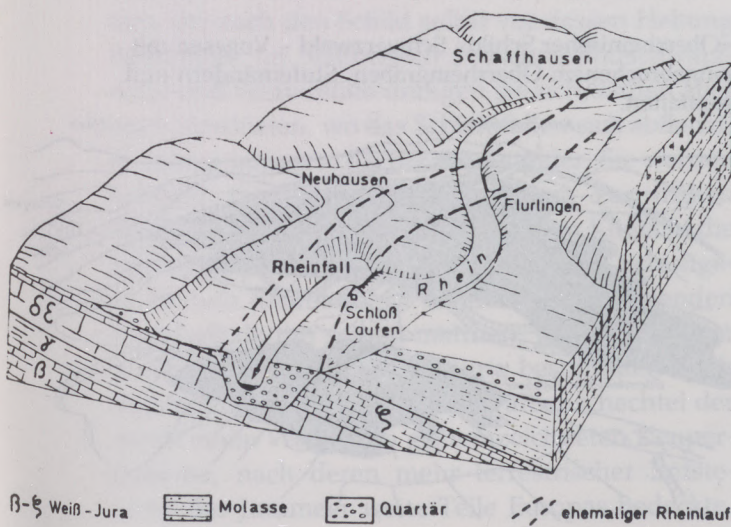
Beginnen wir unsere gedankliche Reise am Rheinfall, auch wenn über ihm schon die schweizerische Fahne weht; aber für den Geologen spielen staatliche Grenzen keine Rolle:

Halte dein Herz, o Wanderer, fest in gewaltigen Händen!

*Mir entstürzte vor Lust zitternd das meinige fast.
Rastlos donnernde Massen auf donnernde Massen
geworfen,*

Ohr und Auge wohin retten sie sich im Tumult?

Blockbild der Verlagerung des Rheinbetts im Gebiet des Rheinfalls; er liegt am Hang des ursprünglichen Tals.



So Eduard Mörike 1846. Das Herz des Geologen freilich ist von neugieriger Art. Er will die Entstehung dieses «Falles» kennenlernen, bohrt dazu die Umgebung ab und kartiert ihre geologischen Verhältnisse. Dabei zeigt sich, daß der Rhein seinen Lauf in den vergangenen Jahrhunderttausenden mehrmals verlegt hat, und zwar besonders im Konflikt mit dem wiederholt über Schaffhausen hinaus vordringenden alpinen Gletschereis. Vor der Riðkaltzeit floß er durch das breite Tal des Klettgaus zwischen Schaffhausen und Waldshut. Vor der Würmkaltzeit, vor etwa 100 000 Jahren, grub er sich etwas südlicher ein neues Bett, wurde aus ihm aber durch erneuten Eisvorstoß abermals verdrängt. Nach dem Abschmelzen fand der Rhein den vorherigen Weg nicht mehr überall, geriet über den harten Malmkalk, berührte das alte Bett zwar bei und unterhalb Schaffhausen zweimal flüchtig, an seinem Rand dort Stromschnellen bildend, kehrte aber erst bei Neuhausen endgültig in den alten, mit mächtigem Schotter erfüllten Lauf zurück, den er nun rasch auszuräumen und dadurch die Fallstufe zu erzeugen vermochte: Der Rheinfall also als (Her-)Einfall ins ältere Bett, als Rückfall in, als Stolpern über die eigene Vergangenheit.

Flüsse geraten aber nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit anderen Flüssen in Konflikt. Auch das läßt sich besonders schön im Hochrheingebiet zeigen. Der Rheinabschnitt um den Rheinfall gehörte einst, lange vor dessen Existenz, gar nicht zum heutigen Rhein, sondern zum Donausystem, dem auch noch die Aare, hoch über dem heutigen Wutachbett fließend, tributpflichtig war. Davon zeugen alpine Schotter auf den Höhen der Alb zu beiden Seiten des jetzt tief eingeschnittenen Donauals. Aber da gab es einen Konkurrenten: nämlich den zum Einzugsgebiet der Rhone gehörenden Doubs. Er griff in der Pliozänzeit am Nordfuß des sich eben auffaltenden Schweizerjuras in rück-schreitender Erosion nach Osten und fiel der Aare-Donau bei Waldshut in die Flanke, so deren gesamtes Alpenwasser, wie uns wiederum mächtige Schotter im Sundgau zeigen, nach dem Mittelmeer entführend. Freilich war dieser gewaltige Zugewinn für die Rhone nur von kurzer Dauer. Denn durch den tief eingebrochenen Oberrheingraben zwischen Vogesen und Schwarzwald griff gegen Ende des Tertiärs der Ur- oder Nordseerhein nach Süden und lenkte, das Stromknie von Basel bildend, den Hochrhein samt Aare und Alpenrhein nun auf sich.

Damit war der Rhein zur Großmacht geworden, die bis heute nicht davon abläßt, ihren Herrschaftsbereich zu erweitern. Ist er doch dank seiner tieferliegenden Abflußbasis und des dadurch weit stärkeren Gefälles seiner Zuflüsse der mehrere hundert Meter höher fließenden Donau gegenüber im naturgegebenen Vorteil, deren Oberlauf er in rückschreitender Erosion seiner Zuflüsse angreift. Meist geschieht dieser Angriff in sich rücksägenden tiefen Talkerben oberirdisch, also gleichsam mit offenem Visier; am eindrucksvollsten im Falle der Wutach, die das breite Tal der Feldbergdonau eines Tages bei Blumberg erreichte und – erst gegen Ende der letzten Eiszeit – deren Oberlauf auf sich lenkte. «Eines Tages» dürfte hier buchstäblich zu verstehen sein, wohl während eines besonders starken Hochwassers, das den Überlauf in die angreifende Talkerbe vollends vollzog. Georg Wagner, der große Flußgeschichtler, suchte es in Zusammenhang mit dem Ausbruch eines im Feldberggebiet entstandenen Eisstausees zu bringen. Seit diesem Tag fließt im verlassenen Tal der Donau unterhalb von Blumberg nur noch die kleine Aitrach, während die erfolgreiche Wutach das alte Donaubett seither noch 28 km talauf tief ausgeräumt hat. Die Labilität der Landschaft in diesem Ablenkungsbereich macht sich noch immer in Bergrutschen, besonders an den Hängen von Blum- und Eichberg, und, im Muschelkalk, an Dolinen-Einstürzen bemerkbar.

Solch unterirdischer Angriff, gleichsam mit geschlossenem Visier, zeigt sich am eindrucksvollsten in der Donauversickerung unterhalb Immendingen, wo das von Weißjurageröll erfüllte Flußbett unterhalb der letzten gurgelnden, von Wasserhahnenfuß umstandenen Versickerungslöcher in den Sommermonaten völlig trocken zu liegen pflegt. Die jährliche Dauer der Trocknis wird heute freilich auch noch durch einen Stollen erhöht, der einen Teil des Wassers um die Versickerungszone herum gegen Tuttlingen führt. Ging doch ein alter Streit darum, ob Württemberg das ganze Donauwasser der badischen Aachquelle überlassen müsse, in der es nach 12 km langem Lauf durch die Klüfte des Oberjurakalkes 175 m tiefer wieder austritt!

Das Eis rundete die Kuppe des Feldbergs, die Feuersglut schuf die Hegauvulkane

Besteigen wir nun den Feldberg, um uns von seiner vom Eis gerundeten Kuppe umzublicken. Welche Zeitspanne zwischen den morphologischen Zeugnissen der Eiszeit und den Gneisen, auf denen wir

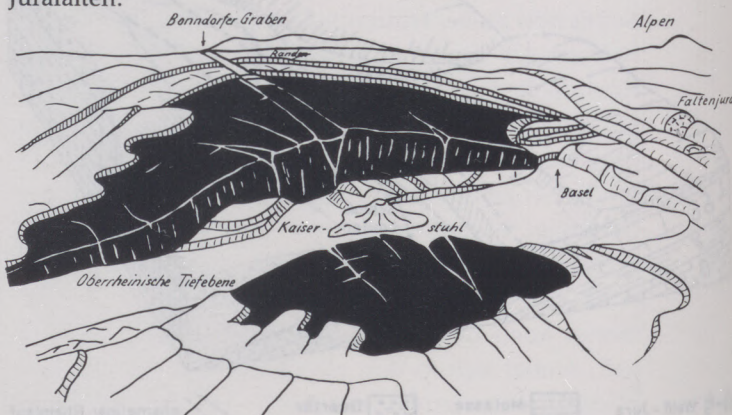
stehen: Gesteine präkambrischer Zeit, die in der Tiefe uralter gebirgsbildender Bewegungen umgewandelt (metamorphosiert) wurden und in die in der weiteren Umgebung während der jüngeren variskischen Gebirgsbildung vor rund 300 Millionen Jahren granitischer Schmelzfluß aufdrang. Erst vor rund 20 000 Jahren höhlte der letzte Gletscherrest das Feldseekar für sein schwarzes Seeauge aus, nachdem die Gletscher zuvor weit in die Täler hinabgereicht und sich in der Rißeiszeit am Hochrhein sogar mit dem alpinen Eis getroffen hatten.

Nach Westen geht der Blick über den bei der Hebung des «Oberrheinischen Schildes» in vielen Schollen niedergesackten Rheintalgraben hinüber zu den Vogesen. In der älteren Tertiärzeit hätte man hier, freilich von erst geringerer Höhe aus, auf einen den Graben zeitweilig erfüllenden Meeresarm blicken können, in dem unter trockenem Klima bei absteigender Luft die so wertvollen, Wirtschaft, Politik und Kriegführung mitbestimmenden Kalisalze von Buggingen und Mülhausen zur Ablagerung gelangten. Der Absenkung entgegen stieg später der vulkanische Glutfluß des Kaiserstuhls auf.

Südlich Basel verlängert sich der Graben hinein in den Tafeljura. Wer dort wandert, erinnert sich – so südlich der Ruine Dorneck – vielleicht der Bohrmuschellöcher in den Jurakalkklippen des einst nach Süden zum Molassemeer reichenden Meeresarms oder, etwa von dem wunderbaren Aussichtspunkt der Gempenfluh aus, des Anblicks der gleichsam anrollenden, in den schon offenen Graben ein Stück weit hereinbrandenden, als letzte Auswirkung der Alpenfaltung erst im Pliozän entstandenen Faltenketten des Schweizerjuras: Ein geologisches Wunderland für sich, das uns jetzt aber nicht von unserer Reiseroute ablenken soll.

Wir wenden unseren Blick vom Feldberg nunmehr nach Südosten zu den eigenwilligen Kuppen der Hegauvulkane, aus tertiären Sedimenten heraus-

«Oberrheinischer Schild» Schwarzwald – Vogesen mit eingebrochenem Oberrheingraben, Stufenrändern und Jurafalten.





Blick vom Belchen nach Süden über das herbstliche Nebelmeer – wie einst über das Tertiärmeer – zu den Alpen. Die vor den Alpen sichtbare Kette des Schweizerjuras und die tiefe Zertalung des Südschwarzwalds waren damals allerdings noch Zukunftsmusik.

erodierten Schlotfüllungen im Nordwesten des Bodensees, dessen Becken im wesentlichen durch Auspflügung des gewaltigen Rheingletschers entstand. Im Osten aber sehen wir die böschungsartigen Steilränder der auf der Ostflanke wie ebenso in Lothringen auf der Westflanke des Oberrheinischen Schildes erhaltenen Formationen des Erdmittellalters, die auch den Schild selbst vor dessen Hebung bedeckten. Im Nahbereich zwischen Südschwarzwald und Südwestalb drängen sie sich, laufen aber nach Nordosten, wo das Schichtfallen sich abflacht, in immer weiterem Fächer auseinander. Sie werden gebildet vom Buntsandstein, einem zur frühen Triaszeit unter auch damals trockenem Klima in die Germanische Senke hinein verfrachteten Schuttgestein; dem darüber bzw. dahinter sich erhebenden Muschelkalk mit seinen marinen, grauen, in einer mittleren Phase von Salzfüllung bestimmten Sedimenten; dann von der bunten Farbensachtel der durch einen Waldsaum gekennzeichneten Keupergesteine, nach deren mehr terrestrischer Entstehung das Jurameer weite Teile Europas bedeckte,

dessen schwarze, braune und weiße Gesteine Vorland, Trauf und Hochfläche der Alb gestalten.

Schwäbisches Stufenland: In 14 Jahrmillionen ist der Trauf der Alb 25 Kilometer zurückgewichen

Wandern wir in diesem Trias- und Juraland, so gewähren uns die Kanten der erwähnten Böschungs- oder Stufenränder Ausblick auf die jeweils im Nordwesten zu Füßen liegende Fläche der älteren Formation sowie auf die rückwärts im Südosten bis zum Fuß der nächsten Stufe sich breitende höhere Fläche. Wir sind in dem von F. A. Quenstedt 1842 noch vor Kenntnis der Entstehung dieser Landschaftsform so genannten Schwäbischen Stufenland. Jeder Stufenhang, im unteren Teil mit weichem zwischen den härteren, die Flächen bildenden Gesteinspaketen, ist durch die rückschreitende Erosion der Bäche und Flüsse tief zerschnitten. Jede Stufe hat dadurch ihre eigenen Auslieger- und Vorberge, die – als Zeugenberge – von der einst weiteren Ausdehnung nach Nordwesten hin zeugen. Es ist auch hier der

Rhein, der mit dem Neckarsystem um den sich hebenden Schwarzwald herum gegen das Einzugsgebiet der Donau vordringt, seit die Erosion seiner mit starkem Gefälle ausgestatteten Zuflüsse den Oberrheinischen Schild zu entblößen begann. Seitdem wichen, dem Tiefergreifen der Erosion entsprechend, die Grenzen der erdmittelalterlichen Formationen immer weiter auf dessen Flanken zurück.

Die Vorstellung der klassischen Stufenland-Theorie vom Wandern immer schon steil aufsteigender Stufenränder und rein strukturbedingter Stufenflächen, die also harten Schichtflächen entsprechen, wurde freilich zuweilen in Frage gestellt. Man wies darauf hin, daß die Stufenflächen strenggenommen Schnittflächen mit gekappter Stirn, ja ineinandergeschachtelte, strukturunabhängige Rumpfflächen seien oder sein könnten. Die heute steilwandigen Stufenränder aber hätten sich vielleicht erst unter dem niederschlagreichen, den Schutt rasch abtransportierenden Klima herausmodelliert, während sie in der trockeneren Tertiärzeit nur Geländerippen gebildet hätten.¹

Sicher ist, daß die Formationsgrenzen bzw. Stufenränder gebietsweise unterschiedlich schnell zurückwichen. Beim Trauf der mittleren Alb waren es nach dem Zeugnis von Weißjurabrocken im Tuff des heute eingeebneten Vulkanschlots von Scharnhausen südöstlich von Stuttgart 25 Kilometer in 14 Jahrmillionen. M. Mader rechnet auf Grund neuer Untersuchungen an Flußterrassen und Schottern sogar damit, daß der Weißjura, wenn auch nicht als geschlossene Tafel, noch zu Beginn der Eiszeit bei Stuttgart gelegen habe. Dem Urneckar floß damals von Westen her nur die Enz zu, während die Eschach aus dem Schwarzwald durch die Spaichinger Pforte und der Neckar oberhalb Plochingen noch als Oberlauf der Urlone zur Donau entwässerte, ehe die Ablenkung dann das Plochinger Neckarknie schuf. Der Ostalptrauf dagegen, der Erosion wenigstens in jüngerer Zeit, nämlich seit der starken Hebung des Schwarzwalds, weniger stark ausgesetzt, nahm schon in der frühen Eiszeit etwa die heutige Lage ein. Das beweisen die Goldshöfer Sande bei Aalen, welche die damals noch aus dem nördlichen Keupervorland nach Süden fließende Urbrenz in der «Aalener Bucht» ablagerte². Im Pliozän floß sie freilich auch dort, wie die Oggenhauser Sande zeigen, noch hoch über dem heutigen Brenzlauf.

Im ganzen aber hat sich die klassische Theorie der wandernden Stufenränder und des trotz Kappung der Stirn und ausgezogenem Hangfuß grundsätzlich doch strukturbedingten, also Schicht- und nicht Schnittflächen-Charakters der Stufenflächen bis

heute bewährt. An der Linienführung der Stufenränder sind natürlich auch Unterschiede des Gesteins in der Horizontalen, also fazieller Art, beteiligt. So sind Sandsteinstränge des Ton- und Sandsteinmosaiks eines großen, südwärts gerichteten Flußmündungsgebietes an der Entstehung der Vorsprünge und Zeugenberge des Schilfsandstein-Stufenrandes beteiligt, während die Gehänge über die tonigen Partien gleich bis in den Stubensandstein aufsteigen. Dessen grobkörnigeres Material entstammt anders als der von Norden stammende Sand des Schilfsandsteins einem aus Südosten entwässernden Flußsystem. Der Braunjura-Stufenrand wird in der Ostalb von der dortigen Eisensandsteinfazies, in der mittleren und westlichen Alb dagegen, wo diese durch überwiegend tonige Schichten vertreten ist, durch widerständige «Blaukalke» in etwas höherer stratigraphischer Lage gebildet. Wie rasch und stark sich neben dem Angriff auf den Trauf auch die flächenhafte Abtragung der Albhochfläche seit der frühen Eiszeit vollzog, zeigt die Erpfinger Bärenhöhle. Sie ist der Rest eines unter dem damaligen Talniveau verlaufenden Höhlenbachs, während sie heute 80 m über dem seither daneben eingetieften Talboden liegt. Auch im Vorland ist die junge Talvertiefung sehr groß – kein Wunder, wenn der Neckar an Gelöstem, Schlamm, Sand und Geröll alljährlich soviel hinausträgt, wie es der Ladung von mehr als 2000 langen Güterzügen entspricht.

Verborgene Schätze: Erzflöze und Versteinerungen von Tieren und Pflanzen

Die Erosionsintensität und Jähheit von Vorland und Trauf südlich des Nürtinger Neckarlaufs lassen es nicht nur als Zufall erscheinen, daß gerade in diesem Landstrich Mörikes Gedicht *Der Petrefakten-sammler* entstand, in dem sich Fossilreichtum, Sammlerglück und -lust, Sommerregen, Sonnenglanz und Traufgewitter zu einem unbeschreiblich köstlichen Bilde vereinen:

*Auf dem Boden Hand und Knie
kriecht man fort, o süße Müh!*

Die Überschrift lautet *An zwei Freundinnen*, und es existiert dazu ein uns überkommenes kleines Schieferplättchen aus Mörikes Hand, in das er einen etwas abenteuerlichen Ammoniten eingeritzt und mit feingeschriebener Etikette *Ammonites margarita clara*. Mergentheim 27. August 1845 versehen hat. Wir werden an den bekannten «Ammonites margaritatus» erinnert und wissen zugleich, daß die Begleiterinnen auf jenen Frickenhauser Pfaden Braut Margarete und Schwester Klärchen waren. Was Mörike wohl sagen und dichten würde, wenn er die *Pentakrinen*

auch, die zarten heute in der Seelilien-Kolonie im Museum Hauff mit ihren 345 gekrönten Häuption auf einem achtzehn Meter langen Treibholzstamm bewundern könnte!

Mörikes Gedicht und Bernhard Hauffs Fossilschätze gehören dem Schwarzen Jura an. Die Farben Schwarz – Braun – Weiß rühren von unterschiedlicher Materialzufuhr und Durchlüftung am einstigen Meeresgrunde her und gelten so nur für Süddeutschland. Lias, Dogger und Malm sind Parallelbezeichnungen anderer Herkunft. Die braune Farbe steigert sich in den Eisensandsteinen des Raumes Geislingen – Aalen zum satten Rot der eingelagerten Erzflöze, die sich unter der Lupe aus winzigen, in Küstenströmungen angereicherten runden Erzkörnern zusammengesetzt zeigen. Oberhalb des Weilers Attenhofen steht am Beginn des zum Brautenberg hinaufführenden historischen Bergbaupfads im Buchenwald ein verwitterter Sandsteinblock mit der Inschrift:

*Durch Gottes Gnad hat
Hans Sigmund von Wölwart
anno 1608 dis Eisenerz
gefunden. Got geb Gnad
H. J. S. Amen.*

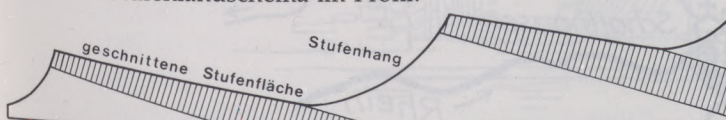
Dieser keineswegs erste Erzfund der Gegend zeigt das Interesse des Geschlechts der Woellwarth an der Erzgewinnung, das dabei allerdings in Konkurrenz mit der Fürstpropstei Ellwangen nicht zum Zuge kam.³ In dem nahen Hofen, der einstigen Pfarrei des jüngeren Wasseralfingen, findet sich auf dem alten Kirchhof eine Grabplatte für den 1761 verstorbenen Johann Michael Buhr mit dem folgenden Text über einem Totenschädel:

*Er ware laborant
bey dem Hochfürstl. schmelz Ofen
Bey dessen Feuer Tag und Nacht
Er Gott gelobt, die holl betracht
Zum Lohne solle Gott allein
jezt jhme ewig gnädig seyn.*

Und auf einer anderen Grabplatte für den 1810 verstorbenen Sohn gleichen Namens ist zu lesen:

*Er war ein treuer Laborant,
Den der Herr niemals müßig fand.
Durch Gottesfurcht und Nächstenliebe,
Durch deutschen Biedersinn und reine Triebe
Ward er reif für den Arbeitslohn
Zur ewigen Kron. R. I. P.*

Stufenlandschema im Profil.



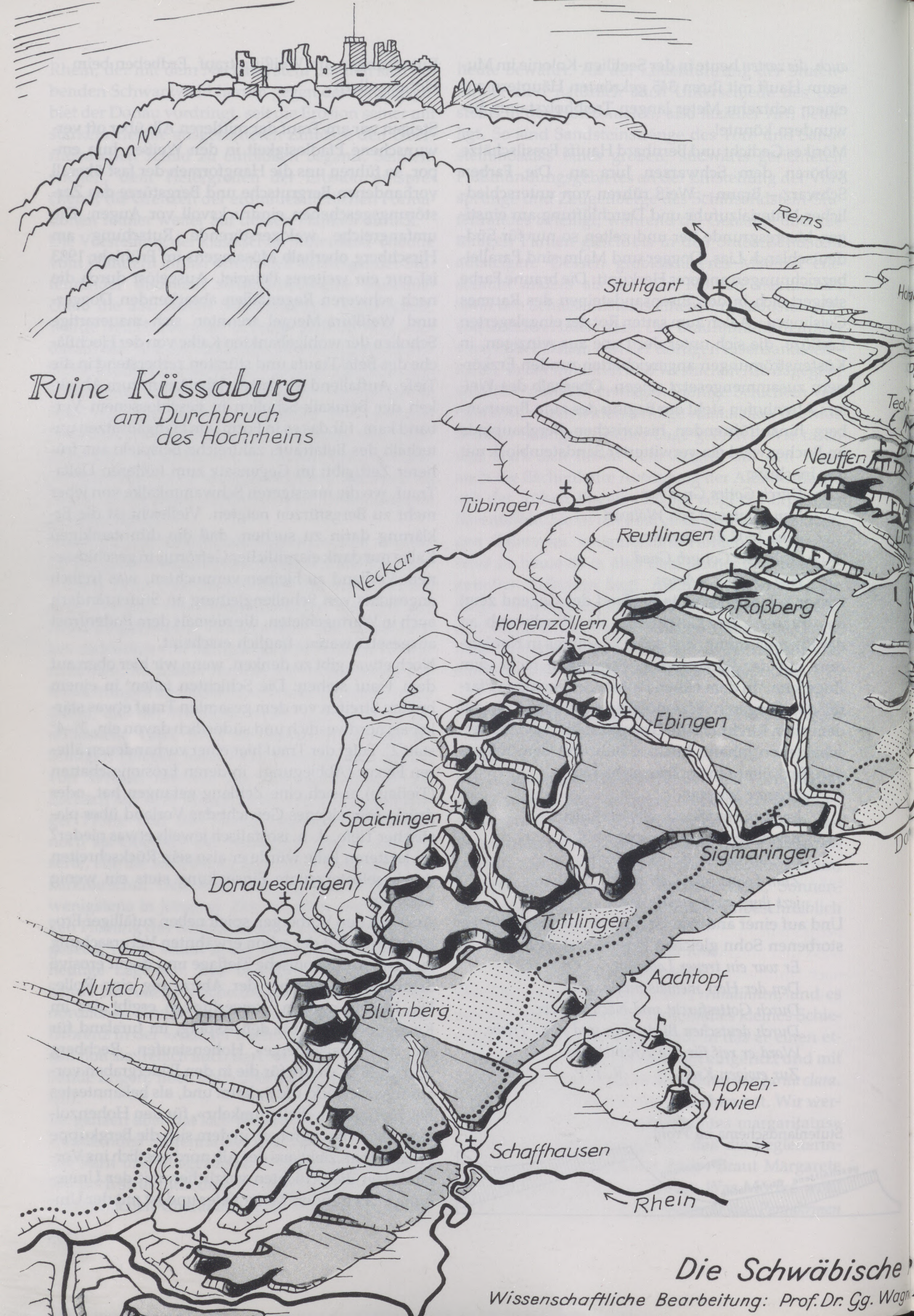
Rutschungen am WeißjuraTrauf, Erdbeben beim Hohenzollern

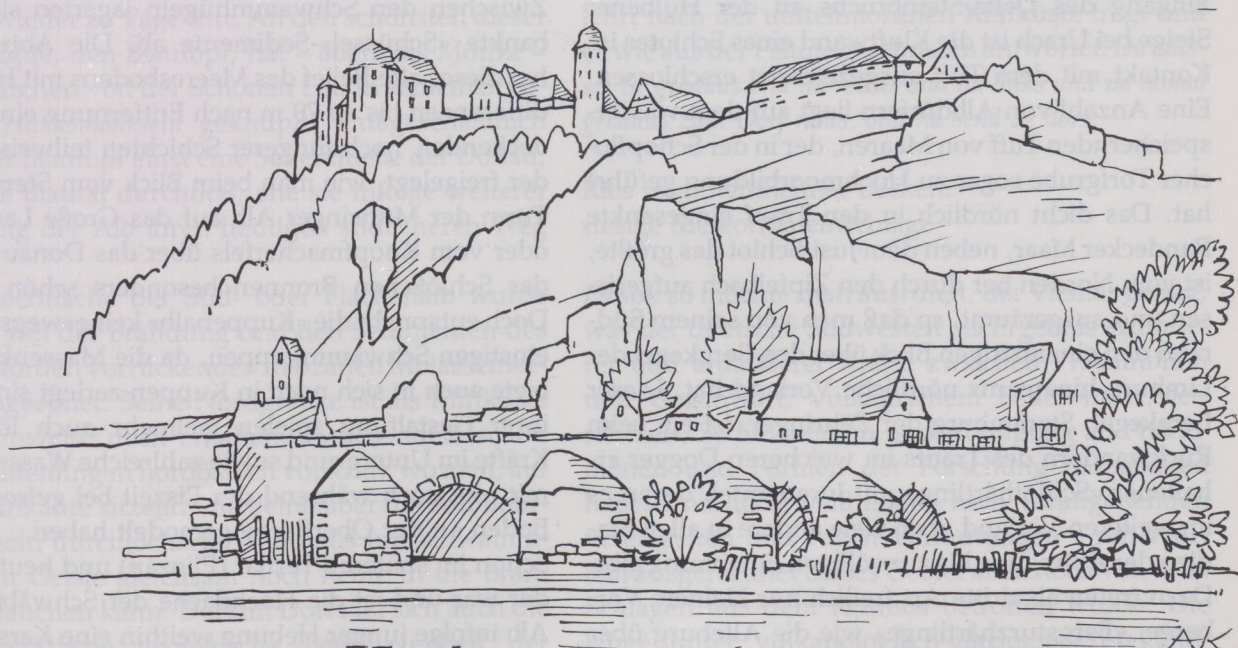
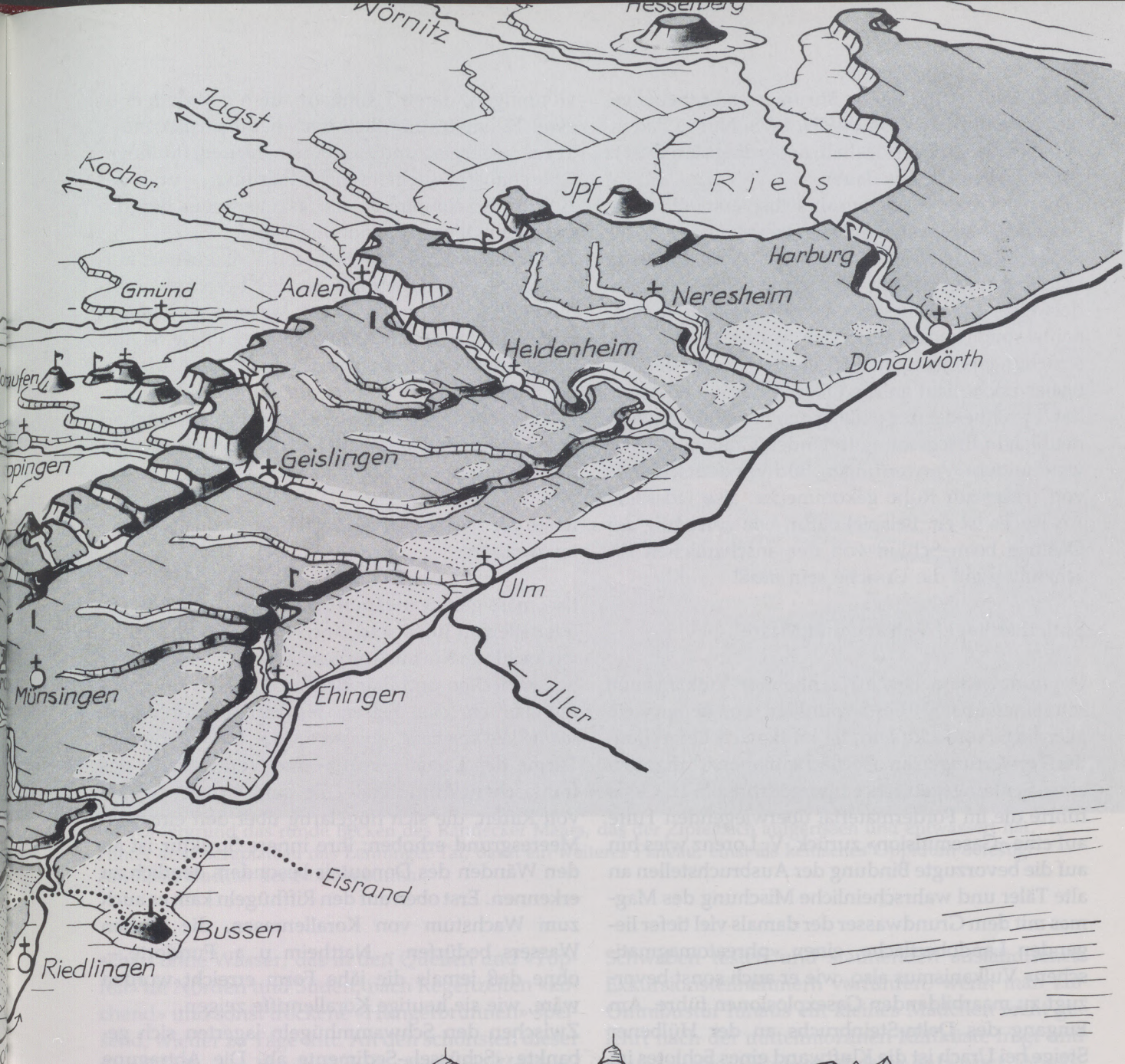
Steigen wir am Trauf der mittleren Alb über oft verwünschte Pfadlosigkeit in den Weißen Jura empor, so führen uns die Hangformen der fast überall vorhandenen Bergrutsche und Bergstürze das Zerstörungsgeschehen eindrucksvoll vor Augen. Die umfangreiche waldzerstörende Rutschung am Hirschberg oberhalb Mössingens im Frühjahr 1983 ist nur ein weiteres Beispiel. Ausgelöst durch die nach schweren Regenfällen absackenden Dogger- und Weißjura-Mergel trennten sich mauerartige Schollen der wohlgebankten Kalke von der Hochfläche des Beta-Traufs und stürzten zerberstend in die Tiefe. Auffallend ist, daß es dabei kaum zum Absacken der Betakalk-Schollen in geschlossenem Verband kam, für das es in Form von Hangabsätzen unterhalb des Betatraufs zahlreiche Beispiele aus früherer Zeit gibt; im Gegensatz zum höheren Delta-Trauf, wo die massigeren Schwammkalke von jeher mehr zu Bergstürzen neigten. Vielleicht ist die Erklärung darin zu suchen, daß die dünnbankigen Kalke nur dank eiszeitlicher Gefrörmis in geschlossenem Verband zu bleiben vermochten, was freilich angesichts von Schollengleitung an Stufenrändern auch in Warmgebieten, die niemals dem Bodenfrost ausgesetzt waren, fraglich erscheint.

Noch etwas gibt zu denken, wenn wir hier oben auf dem Trauf stehen: Die Schichten fallen⁴ in einem breiten Streifen vor dem gesamten Trauf etwas stärker als nordwestlich und südöstlich davon ein, 3°–4° statt 2°. Folgt der Trauf hier einer vorhandenen älteren Flexur (Abbiegung), in deren Erosionsschatten (Tieflage) er sich eine Zeitlang gefangen hat, oder drückt sein eigenes Gewicht das Vorland über plastischer Tiefe, d. h. isostatisch jeweils etwas nieder? Im letzteren Falle würde er also sein Rückschreiten durch selbsterzeugte Einsenkung stets ein wenig hemmen.

Auch bei den Vorbergen spielt neben zufälliger Erosionsferne und der schon erwähnten Verursachung fazieller Art tektonische Tieflage und damit erosive Schutzlage gegenüber der Abtragung eine Rolle. Die Kartierung von Verwerfungen ergibt das im Keuperland z. B. für den Asperg, im Juraland für die drei «Kaiserberge» Hohenstaufen, Rechberg und Stuifen, weiter für die in den Fildergraben vorspringende Teck, die Achalm und, als bekanntestes Beispiel solcher «Reliefumkehr», für den Hohenzollern. Der Zollerngraben, in dem sich die Bergkuppe erhalten hat, zieht aus der Alb nordwestlich ins Vorland, legt die Schichten verglichen mit der Umgebung etwa hundert Meter tiefer und ist mit der Um-

*Ruine Küssaburg
am Durchbruch
des Hochrheins*





Die Harburg

am Wörnitzdurchbruch

von oben.

Zeichnerische Gestaltung: A. Koch.

gebung als Deutschlands unruhigstes Erdbebengebiet bekannt: 1911, 1943, 1969, 1978. Nur in Baden-Württemberg gibt es deshalb neuerdings ein Gesetz für erdbebensicheres Bauen.

Man nahm bis vor kurzem als selbstverständlich an, daß noch heute anhaltende Grabenbewegungen die Erdbebenursache seien. Seismologische Untersuchungen jüngster Zeit ergaben aber überraschenderweise, daß die Erschütterungen von einem horizontal und nordsüdlich sich vollziehenden Verschiebungsvorgang in der Tiefe herrühren, der sich bisher noch nicht an die Oberfläche durchgepaust hat. Er schneidet nur zufällig den morphologisch so deutlich in Erscheinung tretenden Graben, der wie viele andere Verwerfungen Südwestdeutschlands von schon zur Ruhe gekommener, also «fossiler» Art ist. Es ist ein Beispiel dafür, wie vorsichtig der Geologe beim Schluß von der anschaulichen Erscheinung auf die Ursache sein muß!

Schlothärtlinge, Vulkane und Maare

Der jungtertiäre Urach-Kirchheimer Vulkanismus mit seinen über 330 Förderpunkten, von denen viele allerdings verdeckt sind, ist im Bereich tiefgreifender Verwerfungen an oberflächennahen Kluftzonen eines Senkungsgebietes emporgedrungen. H. Cloos führte die im Fördermaterial überwiegenden Tuffe auf eine «Gasemulsion» zurück. V. Lorenz wies hin auf die bevorzugte Bindung der Ausbruchstellen an alte Täler und wahrscheinliche Mischung des Magmas mit dem Grundwasser der damals viel tiefer liegenden Landoberfläche, einen «phreatomagmatischen» Vulkanismus also, wie er auch sonst bevorzugt zu maarbildenden Gasexplosionen führe. Am Eingang des Delta-Steinbruchs an der Hülbener Steige bei Urach ist die Kluftwand eines Schlotes im Kontakt mit dem Tuff ausgezeichnet erschlossen. Eine Anzahl von Albdörfern liegt auf dem wasserspeichernden Tuff von Maaren, der in der Schopflocher Torfgrube sogar zu Hochmoorbildung geführt hat. Das dicht nördlich in den Trauf eingesenkte Randecker Maar, neben dem Jusi-Schlot das größte, ist vom Norden her durch den Zipfelbach aufgerissen und ausgeräumt, so daß man von seinem Südrand den einzigartigen Blick über den Bergkegel der Limburg hinaus ins nördliche Vorland hat. Dieser Bergkegel, Stammburg der Zähringer, ist ein beim Rückwandern des Traufs im weicheren Dogger erhaltener «Schlothärtling» mit Juramantel, deren es im weiteren Vorland noch viele andere in allen Stadien der Abtragung bis zur völligen Einebnung gibt. Dazu treten als dritte Art freilich nur kleinere Vorberge, «Bergsturzhärtlinge» wie die Alteburg über

Gönningen, deren Trümmerhaufen von dem einst zwei Kilometer nördlich vom heutigen liegenden Trauf niederging und zusammen mit dem Pfullinger Georgenberg – einem Schlothärtling – und der Achalm bei Reutlingen ein faszinierendes Bergtrio unterschiedlicher Entstehung bildet.

Ausdruck des mit dem tertiären Vulkanismus aufsteigenden Wärmestroms ist das bekannte württembergische Wärmehoch mit Maxima bei Bad Boll und Neuffen: 1°C Zunahme auf nur 9,1 bzw. 11,1 m Tiefe. Dieser tektonisch bedingte Wärmeaufstieg, der ähnliche Werte erst wieder am Rand des Oberrheingrabens bei Baden-Baden erreicht, beschert uns die Mineralwässer von Bad Boll, Beuren, Urach, der Filstalbäder und Bonlanden.

Reste der Meeresriffe als Felstürme und Felswände im Weißjura

Die massigen Schwamm-Algenkalke des Oberen oder Weißen Juras sind eine Fazies, die es – außer vielleicht um Krakau – nirgends so schön wie auf der Schwäbischen und Fränkischen Alb gibt. Ihr gehören die schroffen Felsen des Traufs, Mörikes *besonnte Wolkenstühle*, ebenso an wie die Wände und Türme des Donau-, Brenz- und Ventals oder des fränkischen Altmühltals. Es sind Erosionsrelikte von Riffen, die sich hügelartig über den einstigen Meeresgrund erhoben; ihre innere Struktur ist an den Wänden des Donautals besonders deutlich zu erkennen. Erst oben auf den Riffhügeln kam es auch zum Wachstum von Korallenrasen, die flachen Wassers bedürfen – Nattheim u. a. Fundorte –, ohne daß jemals die jähe Form erreicht worden wäre, wie sie heutige Korallenriffe zeigen.

Zwischen den Schwammhügeln lagerten sich gebankte «Schüssel»-Sedimente ab. Die Abtragung hat dieses alte Relief des Meeresbodens mit Höhendifferenzen bis zu 70 m nach Entfernung einst eindeckender, noch jüngerer Schichten teilweise wieder freigelegt, wie man beim Blick vom Sternbergturm der Münsinger Alb auf das Große Lautertal oder vom Knopfmacherfels über das Donautal auf das Schloßchen Bronnen besonders schön sieht. Doch entspricht die «Kuppenalb» keineswegs lauter einstigen Schwammkuppen, da die Massenkalkgebiete auch in sich noch in Kuppen zerlegt sind. An ihrer Gestaltung spielen vielmehr auch lösende Kräfte im Untergrund sowie zahlreiche Wasserläufe mit, die noch während der Eiszeit bei gefrorenem Boden an der Oberfläche gemodelt haben.

Schon im späteren Tertiär (Pliozän) und heute wieder war und ist die Hochfläche der Schwäbischen Alb infolge junger Hebung weithin eine Karstland-



Im Vordergrund das runde Becken des Randecker Maars, das der Zipfelbach aufgerissen und entwässert hat. Hinter dem Bergplateau das Lenninger Tal, dann ein weiteres Plateau, einst als keltisches Oppidum befestigt. Am Rand leuchtet der Hohenneuffen.

schaft ohne Wasser, das in den Quellen und «Töpfen» im Norden und Süden, nach Regenzeiten «kochend» und sonst trockene «Hungerbrunnen» speisend, wieder zu Tage tritt. An den schönsten dieser Quelltöpfe, den Blautopf, hat – abermals Mörike – das Märchen von der Schönen Lau in seinem *Stuttgarter Hutzelmännlein* geknüpft. Flußgeschichtlich war der Blautopf einst eine Seitenquelle der Donau, die das Blautal durchfloß, ehe sie infolge weiterer Kippung der Alb ihren heutigen südlicheren Weg fand.

Die Hochfläche der Süd- oder Flächenalb wurde schon von der Brandung und den Sedimenten des nach Norden vorrückenden miozänen Molassemeeres eingeebnet. Seine Nordgrenze ist als Kliffküste streckenweise noch erhalten, so besonders schön bei Heldenfingen nordöstlich von Ulm, wo man, auf der Kliffkante sitzend, die Beine über die von Bohrmuscheln durchlöchernde Wand aus Juraschwammkalk im Geiste gleichsam noch heute in die Brandung tauchen kann. Dort im Dorf läßt sich auch die sprichwörtliche geologische Beschlagenheit der

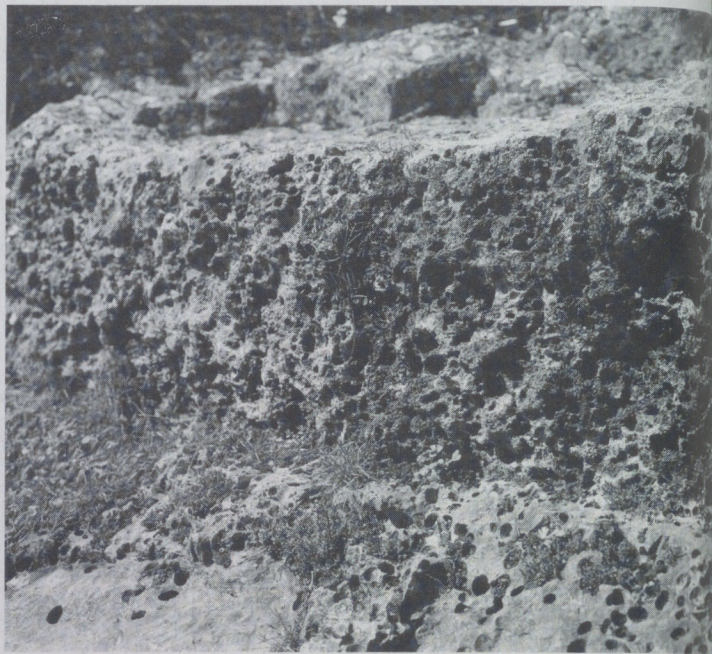
Schwaben testen und staunenden ausländischen Exkursionsteilnehmern vorführen, wenn man zur Omnibustür hinaus ein kleines Mädchen recht gelehrt nach der mittelmiozänen Kliffküste fragt und es wie aus der Pistole geschossen antwortet: *Da müsset Se gradaus ond na rechts ond na links und na nomal gradaus zum Dorf naus, ond na send Se dort.*

Ries und Steinheimer Becken:
riesige Meteoriteneinschläge

Es sei, so möchte man ausrufen, der Vielfalt genug, was der deutsche Südwesten als Ergebnis erdinnerer und erdäußerer Kräfte zwischen Präkambium und Gegenwart, vulkanischem Feuer und Gletschereis, Sedimentation und Abtragung an Phänomenen und Formen der Forschung darzubieten habe. Und doch weiß man – nach vorangehenden vereinzelt und vagen Vermutungen – seit 1961, daß ausgerechnet dieses Gebiet auch noch von zwei Schlägen aus dem Kosmos betroffen wurde. Die lange unter vulkanologisch-glaziologisch-tektoni-

schen Deutungen versteckte «Sphinx» des Rieses hat sich durch Entdeckung des Minerals Coesit, dessen Entstehung höhere als vulkanisch erzeugte Drücke erfordert, als Einschlagkrater eines Himmelskörpers entpuppt. Darüber ist schon so viel geschrieben worden, daß sich Einzelnes hier erübrigt. Wer die vor allem um den Südrand erhaltenen Trümmernmassen – «Bunte Brekzie» – mit ungeschlacht in der Gegend liegenden «vergriesten» Kalkschollen, im Südwesten z. B. dem Karkstein, und den in Steinbrüchen bei Holheim, Harburg und Wemding immer wieder freigelegten, tiefgeschrammten Untergrund der ausgeschleuderten Fremdmassen betrachtet, kommt dem Nacherleben der gewaltigen Katastrophe wenigstens auf die Spur. Weder der Himmelskörper selbst, der bei seiner Größe völlig verdampfen mußte, noch Leichenfelder, die unter den Trümmern atomisiert und in der Umgebung durch rasche Verwesung zerstört wurden, haben sich fossil erhalten, obwohl Folgen des Ries-Ereignisses, sogar als mögliche Umkehr des magnetischen Erdfeldes durch Meteoriteneinschläge, neuerdings diskutiert werden. Die Forscher zu täuschen, war der Natur auch dadurch gelungen, daß der Einschlag nach radioaktiven Daten vor 14,4 Millionen Jahren in der Zeit des Urach-Kirchheimer Vulkanismus erfolgte. Was lag da näher, als auch den Riesessel vulkanisch zu deuten, wozu der scheinbar in Schlotfüllungen auftretende «Suevit» beitrug! Aber dieses seltsame, eben jenen Coesit enthaltende Gestein erwies sich bei Bohrungen als wurzellos und damit als den Trümmernmassen zwischengelagertes Schmelzprodukt des Einschlags. Vieljährige verdiente Riesforscher wie Georg Wagner und Reinhold Seemann haben der Dramatik der Natur und ihrer Erforschungsgeschichte hier nicht mehr zu folgen vermocht; nur Richard Löffler hat den Anschluß noch geschafft.

Auch im Steinheimer Becken wurde ein dem Ries gleichaltriger, vermutlich durch einen Abspliß des Riesmeteoriten entstandener Krater erkannt. Der zentrale Klosterberg in seinem Zentrum entstand wie in manchen anderen Meteoritenkratern der Erde und des Mondes durch Kompressionsverdichtung beim Einschlag und ihr folgende ausdehnende Rückfederung, durch die ältere Juragesteine in die Höhe des umgebenden Weißen Juras gerieten. Wie im Ries, so lagerte auch hier ein Kratersee nach dem Ereignis seine Sedimente ab, bei Steinheim mit der berühmten Schneckenreihe, die schon Darwin als einen der ersten fossilen Belege der Deszendenzlehre anerkannte und der man auch heute wieder echt evolutiven, nicht nur modifikatorischen Charakter zuschreibt.



Kliffrante bei Heldenfingen: vor Jahrmillionen haben Bohrmuscheln den Juraschwammkalk durchlöchert.

Erdgeschichte voller Vielfalt, Dramatik und Schönheit

Und als wollte die Natur gerade in diesem Gebiet mit Evolutionsbelegen auftrumpfen, fand sich nur rund 60 km entfernt im Fränkischen Jura 1861 das erste von heute fünf – nur von hier bekannten – Skeletten des berühmten Urvogels *Archaeopteryx*! Wenn wir somit abermals bei den Fossiltschätzen sind: Südwestdeutschland hat ja auch, wenngleich weiter nördlich im Land, die beiden ältesten europäischen Menschenfunde geliefert, weit älter als vom Neandertaler Menschen: nämlich den «Heidelberger Unterkiefer» (*Pithecanthropus heidelbergensis*) und, von diesem nach K. D. Adam *durch Welten getrennt*, den Schädel von Steinheim a. d. Murr (*Homo steinheimensis*)!

Zu guter und bemerkenswerter Letzt: Süddeutschland liegt «im Kraftfeld des Alpenraumes», wie es Hennig einmal formuliert hat; freilich anders als man sich das in Form direkter Druckübertragung früher gedacht hat. Es ist vielmehr das Sich-Aufbäumen der Alpen im Kraftfeld der nordatlantisch-europäischen «Platte», die sich unter die afrikanische Platte schiebt. Aber das ist ein weiteres Kapitel, um das wir die buntwechselnden, freilich immer nur sporadischen Eindrücke der hier geschilderten Reise nicht mehr erweitern wollen; – ein Geschehen freilich, das mit dem Gegensatz von Hochgebirge und Vorland, dessen Ebenen sich in der Eiszeit mit

den heute grünen Hügelketten der Moränen schmückten, sowie zusammen mit den malerischen Bildern menschlicher Siedlungen eine *vollendete Landschaft* im Sinne von Karl Gustav Carus, des Arztes und Landschaftsmalers der Goethezeit, schuf. Vielfalt, Dramatik und Schönheit, nicht ohne erdge-

schichtliches Denken voll erfaßbar, prägen im deutschen Südwesten ein Land, dessen Natur zwar kein Grund zu Stolz, wohl aber zu beglückendem Erleben für Einheimische, Wahlheimische, Ehemalige und Besucher, sei es «vor Ort» oder in der Erinnerung, ist und bleibt.

Anmerkungen

- 1 Dagegen ist zu bedenken, daß es heute auch in trockenen Gebieten ausgeprägte Stufenränder gibt, z. B. den Djebel Tuwaiq in der arabischen Wüste.
- 2 Georg Wagner hat infolge Einbeziehung einer jüngeren tieferen Terrasse mit nordwärts geneigter Unterkante sowie in Unkenntnis der erst später erbohrten 50 m mächtigen Schuttfüllung der Kocher-Brenz-Wasserscheide noch mit Sandablagerungen einer großen Aalener Kocherschlinge gerechnet, was Etzold korrigiert hat.
- 3 Näheres in dem von Karlheinz Bauer geschriebenen Führer «Bergbaupfad in Wasseralfingen» (Stadtarchiv Aalen).
- 4 Schichtfallen = Neigung der Schichtflächen

Abgekürztes Schriftenverzeichnis

ADAM, K. D. (1980): Steinheimer Becken. Jh. Ges. Naturkde. Württ. 135.
 ADAM, K. D. (1982): Der Mensch im Eiszeitalter. Stuttgarter Beiträge für Naturkunde C Nr. 15.
 BEURLIN, K. (1982): Südd. Schichtstufenland. 57. Ber. naturf. Ges. Bamberg.
 BIBUS, E. (1986): Die Rutschung am Hirschkopf bei Mössingen. Geoökodynamik 7; Darmstadt.
 BLEICH, K. E. (1960): Alter des Albtraufs. Jh. Ver. vaterl. Naturkde. Württ. 115.
 BLUME, H. (1971): Probleme d. Schichtstufenlandschaft. Erträge d. Forsch. 5; Darmstadt.
 CARLÉ (1974): Wärme-Anomalie. «Taphrogenesis». Stuttgart (Schweizerbart).
 DONGUS, H. (1970): Schichtstufen in Trockengebieten. Tübing. geogr. Stud. 34.
 Ders. (1974): Schichtflächen in Süddeutschland. Heidelb. geogr. Arb., H. 40.
 Ders. (1977): Oberflächenformen d. Schwäb. Alb. Marburger geogr. Schr. 72 (Text- u. Kartenbd.).

ETZOLD, A. (1980): Erläut. geol. Kt. 1: 25 000 Aalen.
 GERMAN, R. (1960): Nordrand Schwäb. Alb u. seine tekton. Stellung. Z. dt. geol. Ges. 111; Hannover.
 GEYER, O. F. & GWINNER, M. P. (1986): Geologie von Baden-Württemberg. 3. Aufl. Stuttgart (Schweizerbart).
 GWINNER, M. P. (1961): Uracher Mulde. Jber. Mitt. oberrh. geol. Ver. n. F. 43.
 HEIM, A. (1931): Geologie d. Rheinfalls. Naturf. Ges. Schaffhausen.
 HÖLDER, H. (1950): Juraforschung zu Quenstedts Zeit. – Jh. Ver. vaterl. Naturkde. Württ., Jg. 1950.
 Ders. (1953): Erosionsformen am Albtrauf. N. Jb. Geol. Paläont. Abh. 97.
 HUTTENLOCHER, F. (1962): Kuppen d. Schwäb. Alb. H. v. Wissmann-Festschr.; Tübingen.
 Ders. (1960): Oberflächenformen. In: Der Landkreis Balingen. Amtl. Kreisbeschreibung. 1.
 LORENZ, V. (1982): Tuffschlote d. Schwäb. Alb. Jber. Mitt. oberrh. geol. Ver. n. F. 64.
 MADER, M. (1978): Neckar u. Wandern d. Albtraufes. Veröff. Naturschutz Landsch. pflege Baden-Württ. 47/48; Karlsruhe.
 MENSINK, H. (1984): Entwicklung d. Gastropoden d. Steinheimer Beckens. Palaeontographica A 183.
 REIFF, W. (1976): Einschlag kosmischer Körper. Stuttg. Beitr. Naturkde. C, Nr. 6.
 SCHNEIDER, G. (1971): Seismotektonik d. Schwäb. Alb; Stuttgart (Enke).
 Ders. (1980): Beben v. 3. 9. 1978. Jber. Mitt. oberrh. geol. Ver. n. F. 62.
 SCHWARZBACH, M. (1976): Europ. Stätten geol. Forschung. Stuttgart (Hirzel).
 SEIBOLD & STAHLCKER (1965): Kleintektonik am Albrand. Jh. geol. L. Anst. Baden-Württ. 7.
 WAGNER, G. (1937): Erd- u. Landschaftsgesch. Aalen. Jh. Ver. vaterl. Naturkde. Württ., Jg. 1937 (Vortrag), Stuttgart.
 Ders. (1962): Zur Geschichte d. Bodensees. Jb. Ver. z. Schutz Alpenpflanz. u. Tiere, München.
 WURSTER, P. (1964): Geol. d. Schilfsandsteins. Mitt. geol. Staatsinst. Hamburg, H. 33 (Text u. Atlas).



Luftaufnahme des gut 600 Meter hohen Georgenberges, dessen Gipfel zu Pfullingen gehört. Die Häuser am unteren Bildrand stehen schon auf Reutlinger Markung.

Das Landschaftsschutzgebiet «Georgenberg» *Jürgen Schedler*

Die Städte Reutlingen und Pfullingen werden von zwei Bergkegeln – Achalm und Georgenberg – flankiert, die ihrem Aussehen nach gleichartig scheinen, aber völlig unterschiedlich entstanden sind: Die Achalm ist ein Zeugenberg, Rest eines ehemals weiter nach Nordwesten reichenden Albkörpers, der Georgenberg oder Jörgenberg hingegen ist Rest eines westlichen Ausläufers des «Schwäbischen Vulkans». Zentrum dieses Vulkans war das heutige Gebiet um Kirchheim/Teck – Bad Urach. Im Zusammenhang mit der Aufwölbung des Rheinischen Schildes brach er im Tertiär (Miozän) vor zwanzig bis zehn Millionen Jahren aus. Man kennt heute über 350 solcher Schlote. Aus dem in mehreren Kilometern Tiefe liegenden Glutflußherd stiegen damals

in Klüften und Spalten Gase auf und führten zu Explosionen. Diese sprengten das darüber liegende Gestein. Die in die Trichter zurückfallenden Trümmer des durchgeschlagenen Gesteins sind gewissermaßen eingebacken und zusammen mit Asche durch hochdringende Dämpfe und Sickerwasser zu «Tuffit» verkittet. Dieser am Südhang des Georgenbergs zu findende Tuffit wurde im Laufe der Zeit herauspräpariert. Erstarrter Glutfluß (Basalt), wie z. B. am Jusi unweit von Metzingen, fand sich hier nicht.

Auf der Spitze des Georgenbergs stand früher eine St. Georgs-Kapelle. Vor mehr als 150 Jahren war der Berg noch eine gehölzfreie Allmendfläche für Weideweise. Anschließend wurde die Fläche vermes-

sen, als Eigentum stückweise verkauft und bis zum Gipfel als Weinberg umgestaltet. Dabei wurden hallstattzeitliche Ringwälle der Kelten zerstört. Die Weinberge wurden jedoch bald wieder aufgelassen und gingen in die natürliche Sukzession über. Der Schwäbische Heimatbund versuchte, die Einzelgrundstücke wieder aufzukaufen, um eine zusammenhängende Fläche, vergleichbar der ursprünglichen Allmendfläche, zu erhalten. Die meisten Grundstückskäufe fallen in das Jahr 1940. Etwa ein Drittel des Gebiets ist im Eigentum des Schwäbischen Heimatbundes, der Rest ist privat und städtisch.

Geplant war auch die Unterschutzstellung als Naturschutzgebiet. Ein Entwurf, datiert vom 29. August 1944, zur einstweiligen Unterschutzstellung mit 7,08 ha Größe, war schon ausgearbeitet – und wieder machten die Kriegswirren, wie bei vielen dieser alten Planungen, einen Strich durch die Rech-

nung. Erst 1957 regte der damalige Beauftragte für Naturschutz und Landschaftspflege für den Landkreis Reutlingen, Forstmeister Hermann Lauffer, an, den Georgenberg als Naturschutzgebiet auszuweisen. Mit der Verordnung vom 10. Juli 1958 ist er aber als Landschaftsschutzgebiet geschützt worden.

Die Naturschutzverwaltung beabsichtigt heute wieder, den Pfullinger Georgenberg in den Grenzen des heutigen Landschaftsschutzgebiets als Naturschutzgebiet auszuweisen. Obwohl die Verbuchung unübersehbare Fortschritte gemacht hat, ist die Schutzwürdigkeit, das haben mehrere Untersuchungen ergeben, weiterhin gegeben: Der Georgenberg ist ein Zeuge der bewegten Erdgeschichte; er ist ein kulturhistorisch in mehrfacher Hinsicht bedeutender Berg; er ist heute ein ökologisch wertvolles Biotop, eine «Naturinsel» innerhalb des dicht besiedelten Echaztales.

Geschenk zum hundertjährigen Bestehen des Schwäbischen Albvereins

Am Sonntag, dem 26. Juni 1988, fand nachmittags auf dem Gipfelplateau des Georgenbergs eine Feierteilnahme statt, in der der Vorsitzende Dr. Hans Lorenser dreizehn Grundstücke mit zusammen rund 2,5 Hektar aus dem Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES in die Obhut des Schwäbischen Albvereins übergab. Dr. Lorenser hob die gemeinsamen Ziele beider Vereine bei Naturschutz und Denkmalpflege hervor und verwies auf die enge Verzahnung beider Organisationen, da viele Mitglieder Doppelm Mitglieder seien. In seiner Dankesrede gestand Prof. Dr. Helmut Schönnamsgruber, er sei länger Mitglied im Heimatbund als im Albverein, dessen Präsident er derzeit ist. Auch hält er nichts von einem Zusammenlegen beider Vereine, die mit unterschiedlichen Akzenten für dieselbe gute Sache kämpften. Er dankte allen, die sich bemüht haben, die reiche Tier- und Pflanzenwelt auf dem Georgenberg zu erhalten.

Diese Schenkung ist mehr als eine noble Geste im Jubiläumsjahr des Schwäbischen Albvereins, sie würdigt zugleich das Engagement vieler aktiver Albvereiner. 1966 haben der Naturschutzdienst des Lichtensteingaus und Mitglieder der Ortsgruppe Pfullingen unter der Anleitung von Dr. Helmut Ilg mit Pflegemaßnahmen begonnen. Zunächst wurde ein Robinienbestand, der die Gipfelsilhouette empfindlich störte, gefällt. Eine den Gipfel gefährdende Erosionsrinne, durch wilde Abkürzungspfade gebildet, wurde zunächst mit Faschinen verdämmt, dann mit einem modernen Verfahren wiederbegrünt und schließlich mit Wildsträuchern bepflanzt. Vor vier Jahren ließ die Stadt Pfullingen, die Besitzerin des Gipfelplateaus, ein stabiles Stahlrohrgeländer anfertigen, um die Besucher vom Betreten der sanierten Flächen abzuhalten. Übrigens: Auch nach der Besitzübergabe auf dem Georgenberg hat der HEIMATBUND noch Grundstücke auf der Pfullinger Markung, so eine als Naturdenkmal ausgewiesene Trollblumenwiese und eine Magerwiese in einem geplanten Naturschutzgebiet.

Brühle, Missen und Doggen Zur Wässerungslandwirtschaft in Oberschwaben

Lutz Dietrich Herbst

Betrachten wir topographische Karten der Region zwischen Donau, Iller und Bodensee, so fallen uns nicht selten Eintragungen wie *Brühl* oder *Briel*, *Missen* oder *Mieswiesen* auf. Sicherlich sind diese Flurnamen nicht allein auf das Oberland beschränkt, dennoch sollten wir uns einmal der Mühe unterziehen, die historisch weit zurückreichenden Ursprünge der heute nicht mehr verständlichen Gewinnbezeichnungen zu erhellen. Ferner sollen sie mit dem Erscheinungsbild der durch sie benannten Fluren in Beziehung gesetzt werden, um anschließend Rückschlüsse auf die ehemalige Bedeutung und Nutzung der entsprechenden Fluren zu ziehen. Wir werden dabei erkennen, daß die Beispiele aus Oberschwaben und dem württembergischen Allgäu charakteristisch sind für Wandlungen landwirtschaftlicher Nutzungen.

Brühlwiesen wurden bewässert

Die Herkunft des Flurnamens *Brühl* erklären verschiedene Standardwerke der deutschen Sprachforschung wie folgt: Während F. Jelinek in seinem *Mittelhochdeutschen Wörterbuch* von 1911 den Begriff von *brüel* = *bewässerte buschige Wiese* ableitet, macht Moritz Heyne in seinem *Deutschen Wörterbuch* von 1905 auf die sprachliche Verwandtschaft des Wortes *Brühl* mit dem im Niederdeutschen gebräuchlichen *Bruch* = *Sumpf, Morast, Moor* aufmerksam. Es widerspricht sich eigentlich, wenn dieser sich auf eine von der landwirtschaftlichen Nutzung ausgesparte Fläche bezieht, wohingegen jener von einem bewässerten und somit wirtschaftlich genutzten Stück Land spricht.

Bemühen wir deshalb einmal die Altmeister der deutschen Sprachforschung, die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, so lesen wir in ihrem Wörterbuch nichts mehr von Einflüssen des Wassers in ökonomisch positiver oder negativer Art und Weise auf das bezeichnete Gewinn. Ein *brül*, so erfährt der Wissensdurstige, sei nichts anderes als eine *buschige Wiese*. Schließlich ziehen wir Hermann Fischers *Schwäbisches Wörterbuch* heran in der Hoffnung, daß uns dieses Werk aller widersprüchlichen Aussagen entledigt. Dieses Lexikon erklärt wiederum, der Name *Brül* beziehe sich auf *gute, fette, sumpfige Wiesen*, sei ursprünglich jedoch auch eine Bezeichnung für Wässerwiesen gewesen.

Der kleinste gemeinsame Nenner aller Deutungen scheint also nahe: Bei einem *Brühl* muß es sich um

Wiesengelände gehandelt haben, das durch irgendeine Form menschlichen Eingriffs in den natürlichen Wasserhaushalt des umliegenden Gebietes landwirtschaftliche Bedeutung erhalten hat. Wägen wir die Erklärungen von Jelinek, Heyne und Grimm ab, so können wir folgendes feststellen: Die Brühlwiesen müssen bewässert worden sein. Von dieser Interpretation gehen auch die einschlägigen Veröffentlichungen zur Wortbedeutung wie die von Karl Siegfried Bader¹ und Karl Bohnenberger² aus. Unklar ist jedoch der Zeitraum, in dem die Methode des Wässerns auf dem entsprechenden Brühl angewandt wurde. Im Dunkeln liegen ebenfalls die Gründe zur Auffassung der Wiesenwässerung sowie die Art und Weise dieses allmählichen Verfalls. Wurde nun der Wässerbach umgeleitet, so daß der Brühl trockenfiel, oder ist vielmehr das Wässern eines Tages ganz in Vergessenheit geraten?

In letztem Fall würden Wässergräben, Grabendämme und Regulationseinrichtungen wie Holzschützen, auch Fallenstöcke oder Doggen genannt, allmählich verwahrlosen. Mit ihrem Verfall wäre der vormals geregelt bewässerte Brühl dann einer ständigen Bewässerung ausgesetzt. Dies müßte eine zunehmende Versumpfung des Bodens bewirken haben. Hatten demnach Heyne und zahlreiche Autoren von Heimatbüchern, die unter einem Brühl eine sumpfige Wiese verstehen, den fortgeschrittenen Zustand eines verwahrlosten ehemaligen Wässergeländes vor Augen, als sie sich für diese

Hölzerne Querbalken zur Uferbefestigung im Dickicht verbuschter Brühlwiesen; Isny/Allgäu.





Die Idylle am Nordrand des Aichstettener Nibelgaus trägt: Auch wenn der Dammkanal zur Wiesenwässerung (Bildmitte) noch vorhanden ist, so wird er nicht mehr genutzt.

Interpretation entschieden? Eine Wiesenfläche, die nicht mehr regelmäßig bewirtschaftet und zudem immer sumpfiger wird, entwickelt sich allmählich zu einem dicht verbuschten Gelände. Hatten die Brüder Grimm möglicherweise bei ihrer Auslegung des Begriffes *Brühl* den Endzustand des Wiesengeländes mit aufgelassenen und weithin verwahrlosten Bewässerungssystemen vor Augen: ein mit Faulbäumen, Erlen, Weiden, Hartriegel und Pfahfenhütchen überwuchertes Gewann?

Wir sehen, daß die ursprüngliche Bedeutung mancher Flurnamen, auch wenn sie über Jahrhunderte in Gebrauch waren, aus dem gegenwärtigen Erscheinungsbild nicht mehr ohne weiteres erschlossen werden kann. Im Zuge des Siedlungsausbaus wurden auf Brühlwiesen, die sich in der Tat häufig als morastig und ungünstig zur Erstellung von Hausfundamenten erweisen, Kleingartensiedlungen, Fußballplätze oder Parkanlagen angelegt. Es wäre nicht weiter verwunderlich, wenn in einem Wörterbuch des Jahres 2050 der *Brühl* als *Gelände zur Befriedigung des menschlichen Freizeitbedürfnisses* erklärt wird.

Misse kein mieses sumpfiges Land

Es stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, ob auch andere Flurnamen, die mit Sumpf in Verbindung gebracht werden, bei genauerer Betrachtung sich als ehemals landwirtschaftlich genutzte Flächen mit künstlichen Eingriffen in den natürlichen Wasserhaushalt erweisen könnten, wie z. B. der Begriff *Misse*. Hermann Fischer weist darauf

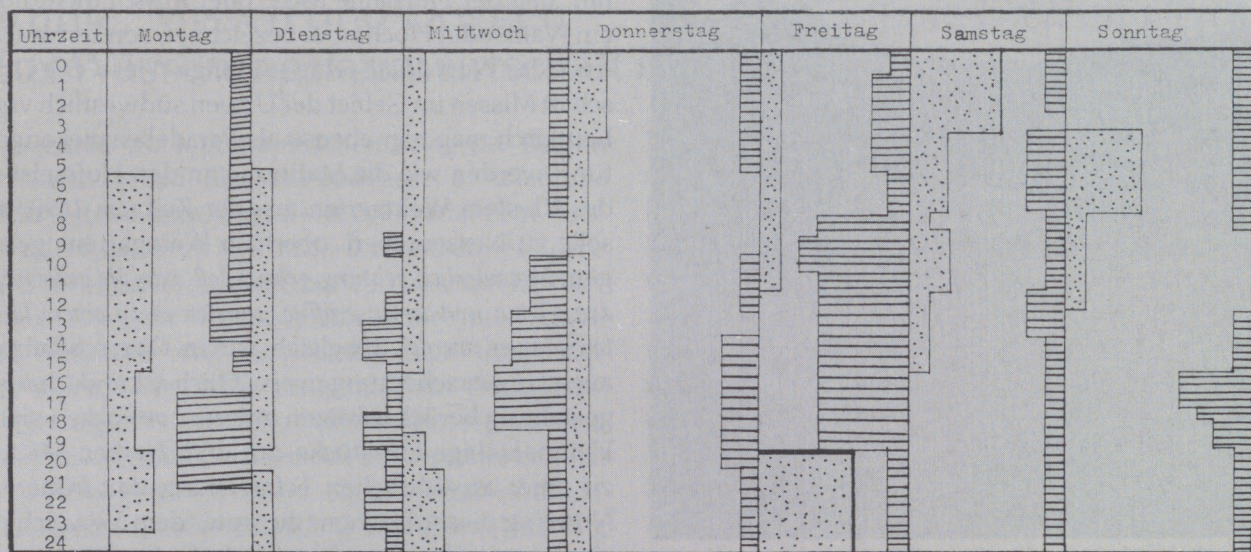
hin, daß der Flurname *Misse* oder *Missen* nicht nur ein Wald- oder Hochmoor bezeichnet, sondern auch – wie das Wort *Brühl* – eine sumpfige Wiese. Die Ortschaft Missen im Gebiet der Urseen südwestlich von Leutkirch mag hier ebenso als Paradebeispiel angeführt werden wie die Mahnung an den Hofmeister des Klosters Weingarten aus der Zeit um 1690, er solle zu Nessenreben, oberhalb Weingartens gelegen, *absonderlich achtung geben, daß man die gräben in den gärten und wisen eröffne, sonst es zu einem lauterer mueß werde*³. Obgleich wir in Oberschwaben auch Folgeerscheinungen eiszeitlicher Landschaftsgestaltung berücksichtigen müssen, verlocken viele kleinparzellige Flurstücke mit dem Namen *Missen* zu einer ausführlichen Erforschung der früheren Nutzung dieser Flächen, die unter dem Vorzeichen einer intensiven Landbewirtschaftung negativ als *mieses, da sumpfiges Stück Land* bezeichnet werden.

Weingartener Doggenried: bewässerte Nutzfläche – Versumpfung – Industriegelände

Charakteristisch für den Wandel des Landschaftsbildes unter Belassung überdauernder, künstlicher Regulationseinrichtungen des Wasserhaushalts dürfte der Flurname *Doggenried* sein. Während der Begriff *Ried* bekanntlich im Schwäbischen mit dem Wort Moor gleichzusetzen ist, bezeichnet das Wort *Dogge* in diesem Zusammenhang keine Hunderasse. Vielmehr stammt es vom niederdeutschen *Dock* ab und bedeutet so viel wie hölzerne Vorrichtung zum Abdämmen von Wasser beim Schiffsbau. Es ist nicht geklärt, wann und wie dieses niederdeutsche Wort Eingang in den oberdeutschen Sprachraum gefunden hat. Im Oberdeutschen ist ein Zusammenhang der *Dogge* mit dem Schiffsbau nicht bekannt, wohl aber mit der Abdämmung von Wasser. Ähnlich einem Dock, an dessen Wasserseite nach der Fertigstellung des Schiffes hölzerne Schleusen zur Flutung betätigt wurden, konnte auch bei einer Dogge der Zu- und Abfluß von Wasser durch Verwendung von Holzbrettern reguliert werden.

In Oberschwaben finden wir den Begriff *Dogge* als Bestandteil eines Flurnamens nur auf topographischen Karten des 19. Jahrhunderts, die das Ortsgebiet von Weingarten zeigen. Das *Doggenried* befand sich einst unterhalb des Martinsberges, auf dem die Basilika thront, in unmittelbarer Nachbarschaft zur vermuteten frühmittelalterlichen Siedlung im Bereich des heutigen Stadtkerns.

Da es widersinnig erscheint, angesichts einer großen Auswahl an landwirtschaftlich nutzbaren Flächen gerade ein Mooregebiet mit Doggen zu verse-



 : der kleine Rong
 : der große Rong

Die Breite der Diagrammsäule orientiert sich an der Anzahl der bewässerten Parzellen pro Wässerungszeit.

Die Zeiten der Wässerung waren über Jahrhunderte vertraglich genau festgelegt. Quelle: Stadtarchiv Weingarten.

hen, müssen wir davon ausgehen, daß die Versumpfung dieses ebenen, quellenlosen Schottergeländes durch eine zeitlich nicht mehr bestimmbar Verwahrlosung einer ehemaligen Wässerungsanlage eingetreten sein muß. Wir können annehmen, daß zum Zeitpunkt der Namensgebung die bewässerte Fläche sich bereits zu einem Ried umgewandelt haben dürfte. Auslöser für die seltsame Namensgebung könnten die überkommenen, in der Regel aus Eichenholz gefertigten Doggen gewesen sein, die sich infolge der erhöhten Bodenfeuchtigkeit noch lange der erstaunten Nachwelt erhalten haben.

Die Herkunft des Doggenried-Wasserbaches scheint inzwischen geklärt. Ein Vertrag über die Wässerung der Schießwiese, die nördlich des Doggenrieds lag, nennt den Nordarm des künstlichen Stillen Baches als Mineralstofflieferanten.⁴ Eine knappe Nebenbemerkung erwähnt den mittelalterlichen Nutzwasserkanal des Klosters Weingarten im Zusammenhang mit dem Doggenried, das bei Vertragsabschluß bereits trockengelegt und als Exerzierplatz genutzt wurde. Heute wird das Gelände von riesigen Werkshallen der Maschinenfabrik Weingarten und Rangierbahnanlagen eingenommen, deren Standort inmitten der Stadt eigenartig anmutet. Führte im 19. Jahrhundert noch östlich direkt angrenzend die Doggenriedstraße am beschriebenen Gelände vorbei, so ist der Straßenname in-

zwischen nordostwärts auf den Hang in das Gebiet der Studentenwohnheime gewandert, so daß man zunächst auf dem Gelände der dortigen Parkanlagen das einstige Doggenried vermuten würde. Der heutige Zustand des ehemaligen Doggenrieds in Weingarten mag charakteristisch sein. Auch andernorts wie z. B. auf dem Herrschaftsbrühl in Ochsenhausen, Landkreis Biberach, oder in den Wässerwiesen in Biberach/Riß erfuhr ehemals geregelt bewässertes und durch Verwahrlosung versumpftes Gelände eine Umwandlung in geteerte und gekieste Pausenbereiche von Schulen, in Sportplätze oder Abstellplätze für Kraftfahrzeuge bzw. Industriegelände; in Biberach die Firmen Thomae, Cellofoam und Zeller.

Inzwischen wird der ökologische Wert dieser versumpften, ehemaligen landwirtschaftlichen Nutzflächen im Nahbereich von Siedlungen zunehmend erkannt. Schließlich bieten sich diese Feuchtgebiete als unabsichtlich von Menschenhand geschaffene Ersatzbiotope für jene anmoorigen Flächen an, die an anderer Stelle infolge der zunehmenden Grünlandnutzung entwässert wurden.

In den Wässerwiesen westlich von Isny/Allgäu: Bereits im Jahre 1280 urkundlich erwähnt, erinnern heute nur noch üppige Vegetation und Ruinen an das alte landtechnische Verfahren. Aus einem brüchigen Kanaldamm strömt Wasser zurück in die Isnyer Ach. ►

Bewässerung der Brühle: anfeuchten – düngen – Bodenwärme regulieren

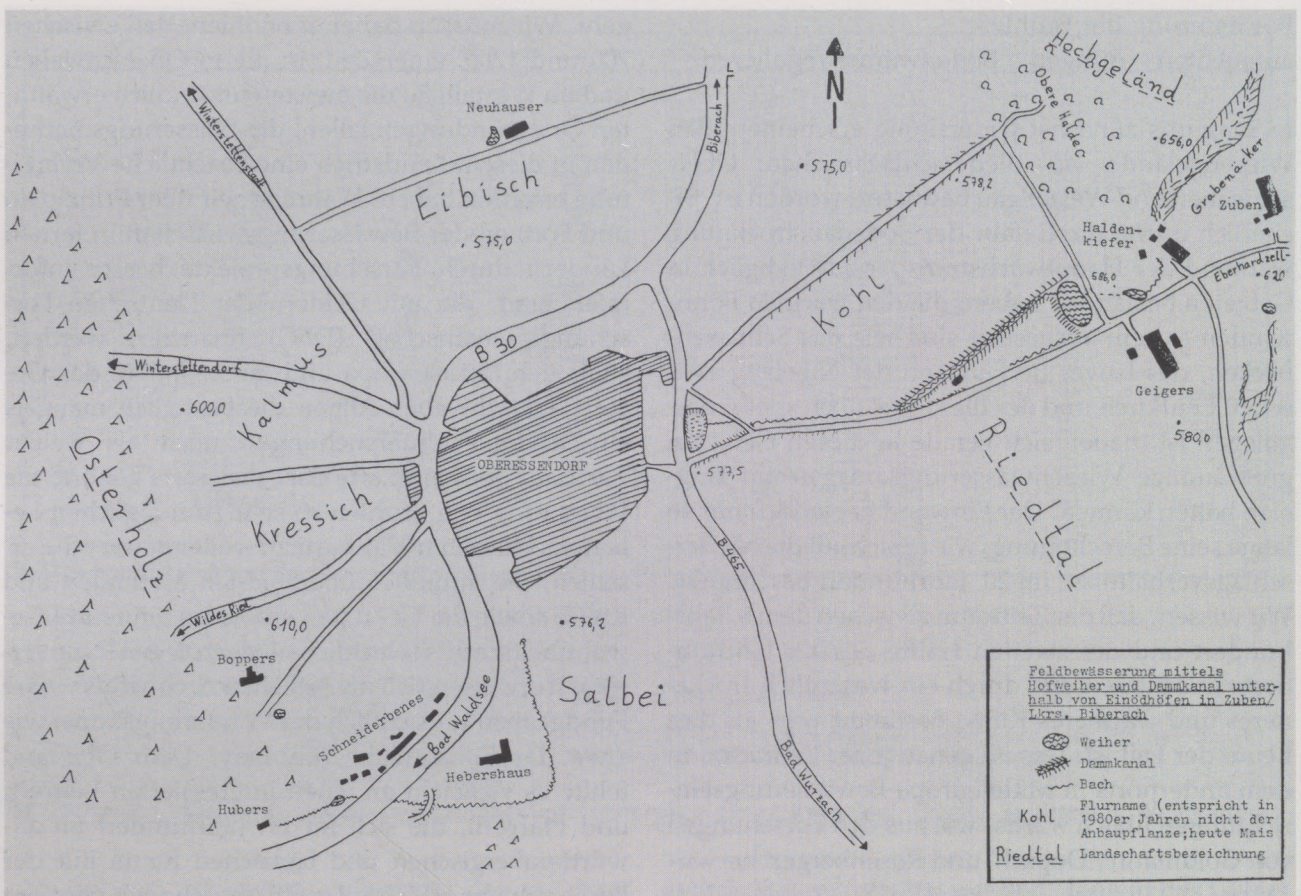
Es mag uns zunächst widersinnig erscheinen, daß Wiesengelände im niederschlagsreichen Oberschwaben und Westallgäu bewässert worden ist. Sicherlich dürfte die Gefahr der Bodenaustrocknung während der Hauptwachstumsperiode lediglich in Gebieten bestanden haben, die den warmen Föhnwinden extrem ausgesetzt sind wie das Schussenbecken, das Isnyer Becken und der Nibelgau zwischen Leutkirch und der Iller⁵. Wie noch später darzulegen ist, haben sich gerade in diesen Gebieten großräumige Wiesenwässerungsanlagen am längsten halten können. Der Einwand hat jedoch nur so lange seine Berechtigung, wie er sich auf die Niederschlagsverhältnisse im 20. Jahrhundert beschränkt. Wir wissen, daß der Zeitraum zwischen dem 8. Jahrhundert und der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Mitteleuropa durch ein wesentlich trockeneres und wärmeres Klima bestimmt war, als dies heute der Fall ist. Das ist genau jener Zeitraum, in dem andernorts in Mitteleuropa Bewässerungseinrichtungen üblich waren, wie aus den Forschungen von Goldmann⁶, Dopsch⁷ und Rosenberger⁸ hervor-

geht. Wir müssen daher annehmen, daß zwischen 700 und 1200, einer Zeit, in die in Oberschwaben und im Westallgäu die meisten urkundlich erwähnten Ortsgründungen fallen, die Wässerungsmethoden in diesem Landstrich eine beachtliche Verbreitung erfahren haben. Während wir über Prinzipien und Formen der Bewässerungswirtschaft in fernen Ländern durch Forschungsprojekte besser informiert sind, die mit Geldern der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanziert werden, stellt sich Mitteleuropa und insbesondere das Gebiet Oberschwaben-Allgäu diesbezüglich mangels einschlägiger Untersuchungen noch als weißer Fleck auf der Landkarte dar. Vielerorts gehörte die Wässerung von Brühlen so sehr zum täglichen Leben und Arbeiten, daß es nicht weiter notwendig erschien, die mündlich überlieferten Methoden und Kniffe sowie die Ge- und Verbote im Sinne des Gewohnheitsrechts schriftlich niederzulegen. Nur vereinzelt erweisen sich die örtlichen Archive als wahre Fundgruben hinsichtlich der Wässerungskunst wie etwa das Spitalarchiv von Isny. Dem Oberland fehlte es vielleicht an jenen interessierten Lehrern und Pfarrern, die sich im 19. Jahrhundert im altwürttembergischen und badischen Raum mit der Beschreibung örtlicher Landbaumethoden verdient gemacht haben!

Wir können uns deshalb nur an Beschreibungen aus Altwürttemberg und Baden⁹ orientieren, die der Bewässerung folgende Aufgaben zuweisen:

1. Anfeuchtung des Bodens bei Trockenheit.
2. Düngung mit gelösten Mineralstoffen, Dungstoffen aus Siedlungsabwässern, Wassertrübe nach starken Gewitterregen. Dies macht verständlich, weshalb paradoxerweise besonders gern bei Regen die Wiesen bewässert wurden.
3. Bodenerwärmung in klaren Frostnächten des Frühjahrs und des Herbstes, womit die Abstrahlung von Bodenwärme verhindert wurde. Diese Technik bedurfte großer Sorgfalt, um nicht den Boden auf die Dauer der Wässerung zu erkälten und bei den Pflanzen somit das Gegenteil zu bewirken.
4. Verringerung der Bodenwärme beim Leinanbau in den Sommermonaten, um die Faserbildung gegenüber der Blüten- und Samenbildung zu fördern.
5. Bodenreinigung, d. h. Lösen und Abfuhr von im Boden befindlichen pflanzenschädigenden Stoffen wie Humussäure, Kochsalz, Soda.
6. Vernichtung von tierischen Schädlingen wie Heuschrecken, Mäusen, Engerlingen. Möglicherweise hängt der Flurname *Käferfresser* innerhalb des bis 1959 in Weingarten existierenden Bewässerungssystems Rongs mit dieser natürlichen Schädlingsbekämpfung zusammen.





7. Förderung des Bleichprozesses bei ausgedehntem Tuch auf den Bleichwiesen¹⁰. Das ausgelegte Linnen wurde dabei mit Wasser besprengt.

8. Förderung des Wachstums von Hartgräsern auf Bleichwiesen. Auf den Halmen der Hartgräser konnte das Tuch besser ausgebreitet werden als auf solchen weicherer Pflanzen. Somit konnte eine ungehinderte Luftzirkulation weiterhin unter der Leinwand fortbestehen, so daß das auflagernde Tuch nicht anfang zu stocken und zu schimmeln.

Fäkalienangereichertes Wasser auf die Brühle

Um sich einen besseren Überblick über die verschiedenen Arten der Wasserzuleitung auf Brühlwiesen zu verschaffen, wollen wir versuchen, die Vielzahl mündlicher und schriftlicher Hinweise ein wenig systematisch zu ordnen.

1. Wässerung mit Regenwasser aus der Straßengasse. Josef Fakler¹¹ erwähnt in seiner Ortsbeschreibung von Bellamont im Landkreis Biberach diese ungewöhnliche Methode für die Zeit vor der Vereinödung. In diesem Zusammenhang sei ein heute noch praktiziertes Wässerungsverfahren angeführt, das der Verfasser auf einer Studienreise durch Südnorwegen im Sommer 1985 entdeckte: In den Gemeinden Lom und Dombas/Nördliches Gudbrands-

tal wurden die Hangwiesen mit Regenwasser aus Dachrinnen bewässert, wobei lange PVC-Schläuche vom Dachtrauf zu einem Mischbottich für Düngemittel und anschließend in ein kompliziertes System von Wässerungsrinnen führten.

2. Wässerung mit fäkalienangereichertem Wasser aus Weihern unterhalb eines Gehöftes. Dieses Verfahren war vor allem in Vereinödnungsgebieten gang und gäbe¹². Ein eindrucksvolles Beispiel liefert der Hofweier unterhalb von Haldenkiefer östlich von Oberessendorf im Landkreis Biberach. Charakteristisch ist die Abfolge im Sinne des Gefälles: Hofanlage – vom Hof abführende Gräben – Stauweiher – Wässerungskanal mit Dammschüttung. Der nördlich des Dammkanals als *Kohl* eingetragene Flurname dürfte sich nicht wie andernorts auf die Köhlerie beziehen, sondern auf die typische Anbaupflanze von fäkalbewässerten Äckern. Zu dieser Schlußfolgerung gelangen wir angesichts der übrigen Namen in der Oberessendorfer Flur. Nur selten liefern Flurnamen rund um den Ort so eindeutige Hinweise auf ehemals angebaute Pflanzen wie hier. Im Uhrzeigersinn erkennen wir die Abfolge Eibisch – Kohl – Salbei – Kressich – Kalmus; der für ober-schwäbische Dorffluren ungewöhnlich deutliche Hinweis auf Heilpflanzen – Eibisch, Salbei, Kalmus – läßt nicht auf Heilpflanzenanbau schließen, wie

man zunächst meinen könnte. Vielmehr haben diese Flurnamen in der Zeit der Vereinödung auf der Oberessendorfer Flur die alten Flurnamen abgelöst. Sie wurden genauso willkürlich gesetzt wie andernorts Baumnamen – so auf der Vereinödungsflur von Bergatreute/Landkreis Ravensburg –, Vogelnamen oder Heiligennamen.

Möglicherweise bezieht sich der Hofname *Haldenkiefer* auf die ehemalige Existenz einer künstlich geschaffenen Holzrinne zur Ableitung des Wassers. Nach dem *Schwäbischen Wörterbuch* bezeichnet das Wort *Kiefer* in unserem Sprachraum nämlich nicht jenen Nadelbaum – für diesen gibt es die Bezeichnung *Föhre* –, sondern in seltenen Fällen eine Wasserrinne aus Holz. Gebräuchlicher ist jedoch der Name *Kehner* oder *Käner*. Auch der tiefe Graben oberhalb Haldenkiefer nördlich der *Grabenäcker* (!) könnte mit diesem Kiefer in Verbindung gestanden haben. Heute jedoch ist die Bewässerung längst vergessen.

3. Wässerung mit fäkalienangereichertem Bachwasser unterhalb größerer Siedlungen. Da diese Form bei Wässerungsbedarf am ehesten Verwendung fand, wie aus der Lage der meisten Brühle unterhalb von Siedlungen deutlich wird (vgl. die Lage des Brühls östlich von Reute, Gemeinde Fronhofen im Landkreis Ravensburg, westlich von Baint/Landkreis Ravensburg, nördlich von Bad Buchau-Kappel, südlich von Degernau/Landkreis Biberach u. v. m.), soll hier nur auf zwei besonders eindrucksvolle Beispiele hingewiesen werden: zum einen auf den Brühl westlich von Isny im Allgäu.

Wie ein gewaltiger Lindwurm zieht sich der Kanaldamm des Rappenbachs durch den Eschacher Brühl nördlich Aichstetten. Er soll im Zuge des Autobahnbaus eingeebnet werden.



Der von der Ach abgeleitete Spitalgraben teilt sich in sieben Einzelgräben auf, die sich im Gefällsinn in weiteren Teilgräben verästeln, um sich bei der Bodenmühle wieder zur Ach zu vereinigen. Heute stellt dieses Gebiet infolge vernachlässigter Bewässerung ein eindrucksvolles, großflächiges Feuchtwiesengebiet mit dem Vorkommen von Schwertlilien, Orchideen und Wollgras dar. Das andere Beispiel sind Mittelwiesen und der Kammerbrühl westlich Weingarten. Dieses Gebiet wurde bis zum sog. Flußausbau der Scherzach im Jahre 1959 unter Aufsicht der genossenschaftlichen Rungengesellschaft durch die in zwei Kanäle aufgeteilte Scherzach (Kleiner Rongs und Großer Rongs) bewässert. An diesem ca. 4,3 km langen System der Dammkanäle befanden sich insgesamt 81 Fallenstöcke, die den Zufluß und Abfluß des Wassers über acht Nebenkanäle und unzählige kleine Gräben regulierten. Diese Anlage zählte bis zu ihrem nahezu vollständigen Abriß im Jahre 1959 neben dem künstlichen Stillen Bach zu den ältesten wasserbautechnischen Anlagen in Oberschwaben. An die Rongsen, auch Rungsen genannt, erinnern in Weingarten nur noch die Rungsgasse und der Rungshof.

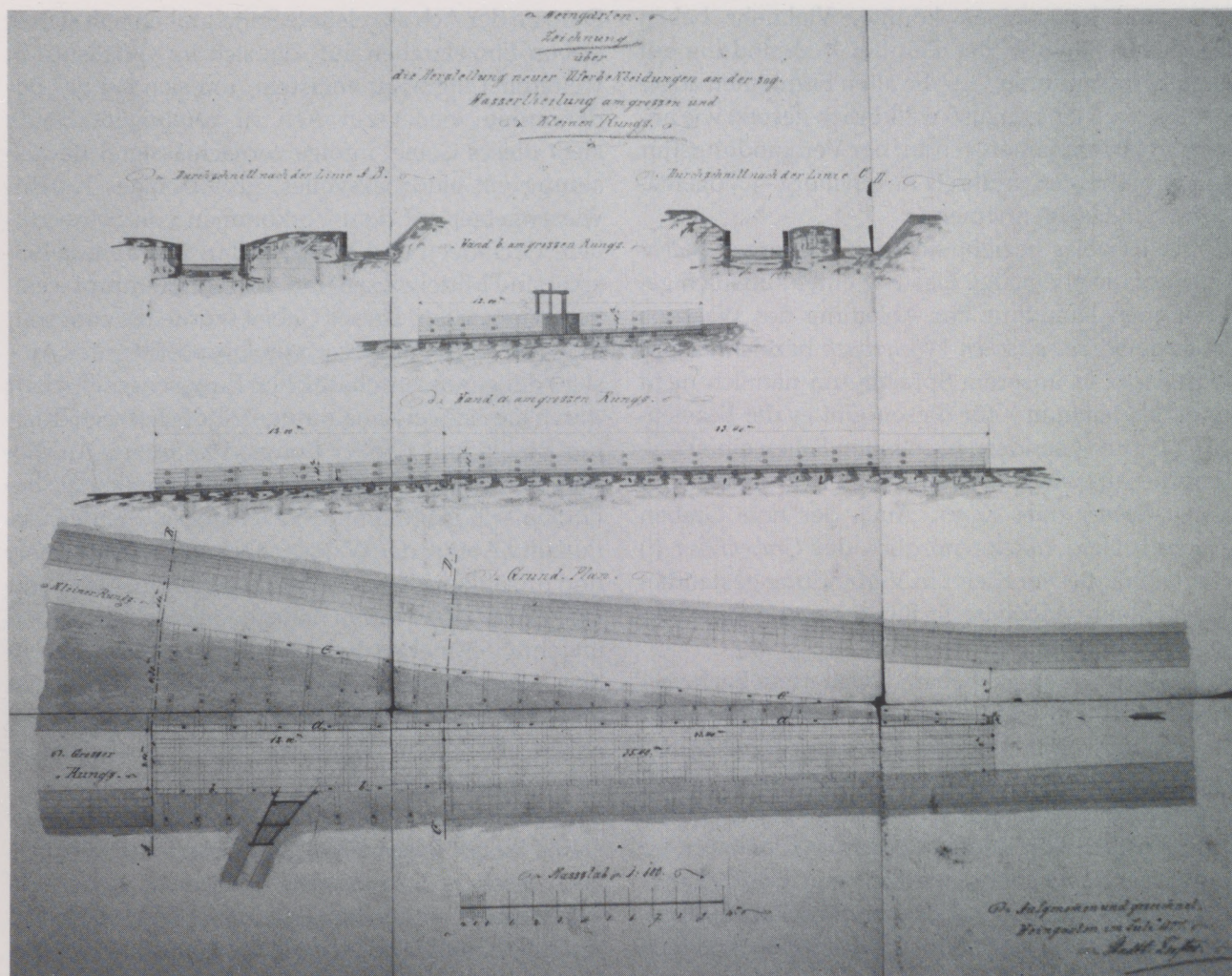
Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang der Name *Rungs*, *Rongs*, *Runz*, *Rinst*, *Rauns* oder *Raunz* – nach Fischers *Schwäbischem Wörterbuch* soviel wie Wasserrinne –, der im gesamten Süddeutschland für Wasserkanäle kleinerer Dimension gebräuchlich ist (vgl. den spätestens aus dem 12. Jahrhundert stammenden *Alten Runz* in Freiburg/Brsg., der auf einer Länge von 6,7 km zur Wiesenwässerung, Löschwasser- und Triebwasserzufuhr sowie zur Entsorgung herangezogen wurde¹³, den 7 km langen Hochwasserkanal *Rauns* von 1683 westlich von Leutkirch, die *Raunsmühle* südwestlich von Pflummern im Landkreis Biberach oder den Ort *Rauns* südlich von Kempten im Allgäu, bekannt für seine romanische Kirche).

Besonders eindrucksvoll:

Wasser fließt durch Kanäle und über Dämme

4. Wässerung direkt vom natürlichen Bach aus abseits der Siedlungen. Diese Form wurde vielerorts angewendet, wie beispielsweise Gräben von Bächen in inzwischen aufgeforsteten Waldwiesen im Altdorfer Wald – im Bereich des Sulzmoosbaches östlich von Baintd oder im Bereich des Mollenriedgrabens östlich von Erbisreute – deutlich machen. Genauere Untersuchungen hinsichtlich lokaler Schwerpunkte stehen jedoch noch aus.

5. Wässerung mittels eigens angelegter Wässerungskanäle. Diese Form gehört mit Sicherheit zu



Bauzeichnung aus dem Jahre 1877: Hölzerne Uferverkleidungen an der Scherzachteilung in den Kleinen und Großen Rongs im Schussenbecken westlich von Weingarten.

den eindrucksvollsten Arten der Wiesen- und Brühlbewässerung. Reichte das natürliche Gefälle des Baches nicht mehr aus oder bestand durch häufige Hochwässer die Gefahr, die geregelte Wässerung nicht mehr kontrollieren zu können, wurde der Bach auf einen Damm gelegt. Dazu wurde ein Damm von 1,5 bis 2 Meter Höhe gebaut, auf dessen Krone (!) fortan der Bach zu fließen hatte. Natürliche Vorbilder für diese eigentümliche Wasserbautechnik kennen wir von Alpenbächen. Diese führen nach starken Regenfällen sehr viel Geröll mit sich, das sich in gefällarmen Tallagen rasch absetzt. Allmählich schüttet der Bach sein eigenes Bett zu. Da sich jedoch die schwersten Geröllmassen direkt an den Bachkanten absetzen, bilden diese einen Damm, der sich nach und nach von selbst erhöht. Als vorwiegend künstliche Kanaldammanlagen können zwei Beispiele aus dem württembergischen Allgäu herangezogen werden, die zu den äußerst seltenen derartigen Bauten in der Region zählen. Da ist der Bachdamm von Eglofstal südöstlich von Wangen im Allgäu zwischen der B 12 und der Ar-

genmündung in der Argentalau. Er ist ca. 300 Meter lang, seine Höhe beträgt bis zu zwei Meter. Zur Aufschüttung dürfte die Sedimentationsfracht des Eglofser Tobelbaches beigetragen haben, der sich oberhalb der Dammanlage mit starkem Gefälle in den Argenthalhang eingeschnitten hat. Die präzise Geradlinigkeit des Dammes in der Aue ist auf menschliches Eingreifen zurückzuführen.

Noch eindrucksvoller ist der abgelegene Rappenbachdamm zwischen den Aichstettener Teilorten Eschach und Rieden nordöstlich von Leutkirch im Talbecken der Aitrach im Nibelgau. Der teils gewunden, teils geradlinig über eine Länge von zwei Kilometer verlaufende Damm ist durchschnittlich 1,5 Meter hoch. Sein Alter ist uns wie das der meisten Wässerungsanlagen in Oberschwaben unbekannt. Möglicherweise ist er im Zusammenhang mit den Ortsgründungen von Rieden (838 als Reoda), Aichstetten (797 als Eichsteti) und Eschach (um 1100 als Aschaha) entstanden.

Verblüffend ist in diesem Zusammenhang die Lage von alamannischen Reihengräbern, die man vor

nicht allzu langer Zeit in der Nähe des Dammkanals gefunden hat. Auch in der Nähe der auf Dämmen geführten Rongs im ebenfalls windexponierten Schussenbecken wurden alamannische Reihengräber gefunden, deren Entdeckung überregionales Aufsehen erregte¹⁴. Die für oberschwäbisch-Allgäuer Verhältnisse ungewöhnliche Massierung von Schanzen aller Größenordnungen im Gebiet von Aichstetten unterstreicht die siedlungsgeschichtliche Sonderstellung dieses Gebietes, die es in Oberschwaben nur noch mit dem Schussenbecken um Ravensburg und Weingarten sowie dem Donaubekken bei Hunderingen (Heuneburg) teilt.

Dem Rappenbachdamm droht als letztem kilometerlangen Dammkanal der gesamten Region im Zuge des Autobahnbaus die Planierung.

6. Wässerung aus Nutzwasserkanälen, die verschiedene Zwecke erfüllen mußten. Zuweilen diente der Bau eines Kanals nicht allein der Brühlwässerung, sondern befriedigte gleichzeitig oder auch zusehends stärker in Verbindung mit der Weiterentwicklung der Mühlentechnik im ausgehenden Mittelalter die Bedürfnisse von Mühlenbetreibern. So war beispielsweise das Schwarzwälder Wasserwesen eng verbunden mit Mühlbetrieben; *Gewerks- und Mattenbesitzer*, Triebwerks- und Wiesenbesitzer, mußten sich oft an der Instandhaltung von ein- und demselben Kanal beteiligen. Von den Tälern unterhalb des Albtraufs ist bekannt, daß die aufkommende Industrie die Wässerung recht früh völlig verdrängt hatte.¹⁵

Auch im Oberland gibt es Beispiele, wo mit der Zunahme des Wasserbedarfs für Mühlen und Turbinen die Wasserentnahme aus dem Kanal mehr und

Vom Dammkanal führt ein Nebenkanal durch die ehemaligen Wasserwiesen, bis er vom tiefer gelegenen, eingedämmten Eschacher Bach (Bildhintergrund) wieder aufgenommen wird.



mehr untersagt wurde. Genannt sei hier als besonders charakteristischer Fall der schon mehrmals zitierte Stille Bach bei Weingarten. Er zählt zu den ältesten noch erhaltenen und genutzten mittelalterlichen Kanalsystemen des süddeutschen Alpenvorlandes¹⁶. Bis zum Jahre 1855 wurden aus ihm bei Erbisreute, Gemeinde Schlier, die Pfaffen- und Fleckenwiesen regelmäßig bewässert. Mit Gründung der ersten gewerblichen Industriebetriebe am Unterlauf des Stillen Baches zwischen dem Sägewerk Habisreutinger und der Knollenmühle Graf an der Scherzach wurde jedoch die landwirtschaftliche Nutzung des Kanalwassers im Oberlauf zugunsten der gewerblichen durch die verschiedenen Turbinen – Knopffabrik, Schleiferei, Fabrik für Borsten- und Haarzupfmaschinen – an der Wolfegger Straße zurückgedrängt. Heute finden wir nur noch ein dürftiges Überbleibsel der Wiesenwässerung mit Metallrinnen auf einer Schafwiese des Mühlenwerks Schellinger zwischen der Wildeneggstraße und dem Sechserweg in der Weingartener Oberstadt.

Das Auflassen der Bewässerungsanlagen hat ökologische Folgen

Anhand der ausgewählten Beispiele können wir erkennen, daß die Wässerung von Brühlen über Jahrhunderte hinweg bis Ende der 1950er Jahre auch in Oberschwaben und im Westallgäu einen wichtigen Platz in der Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Nutzflächen eingenommen hat. Dabei spielte weniger die Anfeuchtung bei Trockenheit eine Rolle, als vielmehr die Düngung mit gelösten Mineral-, Dung- und Schwebstoffen. Diese werden heute zumeist bei Regen infolge der Versiegelung von begründigten Bachtrassen mit Verbundsteinen oder Zement nicht nur beschleunigt abgeschwemmt, sondern dem Boden regelrecht vorenthalten. Demhingegen boten sich Wiesen unbewußt als ökologische, naturangepaßte Sandfilter an. Heute verstopft die abgeschwemmte Sedimentationsfracht lediglich die Auffangkörbe von Gullies und Kanalisationen. Auch nach deren Reinigung ist der Nutzen der Schwemmsande auf den Mülldeponien sicherlich weitaus geringer, als wenn sich die Sande an Ort und Stelle in der Vegetation absetzen könnten. Eine Wiederbelebung der Wässerung mit Fäkalwasser könnte man jedoch in den meisten Siedlungsgebieten angesichts eines vergleichsweise höheren Aufkommens an Gülle aus der Rinder- und Schweinemast, an Reinigungsmitteln und anderen Stoffen in den Haushaltsabwässern und somit einer drohenden Nitrierung und Eutrophierung des Grund-

wassers nicht mehr gut heißen. Andererseits könnte eine Modifizierung der Wässerungstechnik, wie sie der Verfasser 1985 in Südnorwegen trotz des dortigen Ölbooms und Wohlstands erlebt hat, neue Anregungen für eine giftstoffreduzierte Landwirtschaft geben. So ließe sich eine Verlängerung von Vegetationszeiten in Kaltluftsenken, eine Bekämpfung von Boden- und Pflanzenschädlingen, eine Neutralisierung saurer oder basischer Böden sowie eine Förderung des Pflanzenwachstums unter Reduzierung der Konzentration belastender chemischer Düngemittel mit natürlichem, nicht industriell und haushaltstechnisch verunreinigtem Wasser gut vorstellen.

Wasserbautechnik der Vorfahren gibt maßstäbliche Hilfen für heute

Die Erforschung von verbuschten Brühlen und sumpfigen Müssen könne leicht als Forderung nach einer erneuten Rekultivierung dieses Geländes mißverstanden werden, erweisen sich doch manche Orchideen- und Lilienwiesen als Folgen eines unsachgemäßen Umgangs des Menschen mit der landwirtschaftlichen Kulturfläche. Demhingegen versicherten dem Verfasser alte Menschen, die die Brühle um die Jahrhundertwende noch in voller Funktion erlebt hatten, daß sich Brühlwiesen schon in dieser Zeit durch einen äußerst vielfältigen Blütenflor an Schlüsselblumen, wilden Hyazinthen, Orchideen und Lilien von den übrigen Wiesen unterschieden hätten¹⁷. Die Interpretation der Bezeichnung *Brühl* macht deutlich, wie eng die Wertschätzung des Landschaftsbildes mit den jeweiligen ökonomischen Bedürfnissen des Menschen verbunden ist. Vermittelte dieser Flurname in früheren Zeiten durchaus positive Assoziationen, ja gehörte ein Brühl ehemals zu den besten Gewannen eines Dorfes und somit meistens einem adligen Grundeigentümer, so erweckte er negative Assoziationen, sobald die Regeln der Wässerungswirtschaft in Vergessenheit gerieten.

Die Erforschung der Geschichte bäuerlicher und kleingewerblicher Wasserbautechniken möchte daher viel mehr Erkenntnisse über den Umgang unserer Vorfahren mit Quellen, Bächen und Landschaftsformen der Nachwelt mitteilen. Die Erforschung des menschlichen Eingriffs in den natürlichen Wasserhaushalt kann, neben einem verbesserten Überblick über wasserbautechnische Kenntnisse im Mittelalter und der Neuzeit, dazu verhelfen, schlechte Beispiele und ihre objektiven Folgen zur Abschreckung für heutige wasserbautechnische Planungsvorhaben zu verdeutlichen. Ferner regt sie

uns durch die Darstellung guter Beispiele an, alte Techniken unter Einbeziehung neuerer Erkenntnisse dort wiederzuerwecken und nachzuahmen, wo die Landschaft besonders empfindlich auf menschliche Eingriffe in den Naturhaushalt reagiert, wie es an vielen Orten in Oberschwaben und im Allgäu beispielsweise der Fall ist.

Anmerkungen

- 1 Bader, K. S.: Rechtsformen und Schichten der Liegenschaftsnutzung im mittelalterlichen Dorf. Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes. Teil 3. Wien/Köln/Graz 1973
- 2 Bohnenberger, K.: Zu Brühl, Espan und Eschbach. In: Württ. Vierteljahresshefte für Landeskunde 33, 1927, S. 302–309
- 3 Aus: Hofmeisters verrichtung undt besoldung. Hauptstaatsarchiv Stuttgart B 515/13
- 4 Vertrag über die Wässerung der Schießwiese und der Untersennwiesen; Stadtarchiv Weingarten, Reg. Nr. 4276
- 5 Akten zur Pflanzung von Pappeln in windgefährdeten Bekenlagen durch die Papierfabrik Baienfurt; Stadtarchiv Weingarten, Reg. Nr. 4275
- 6 Goldmann, K.: Märkischer Weizen für Byzanz – zum Reisebericht Ibrahim Ibn Jakubs von 955/56. In: Ausgrabungen in Berlin 6, 1982, S. 197–210
- 7 Dopsch, H.: Der Almkanal in Salzburg. Ein städtisches Kanalbauwerk des hohen Mittelalters in Vergangenheit und Gegenwart. In: Sydow, J. (Hg): Städtische Versorgung und Entsorgung im Wandel der Geschichte. Stadt in der Geschichte, Veröfthl. d. Südwestdt. Arbeitskreises f. Stadtgeschichtsforschung, Bd. 8, Sigmaringen 1981, S. 46–76
- 8 Rosenberger, K.: Die künstliche Bewässerung im oberen Etschgebiet. In: Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Band 31. Stuttgart 1936
- 9 Endriss, G.: Die künstliche Bewässerung des Schwarzwaldes und der angrenzenden Gebiete. In: Berichte der Naturforsch. Gesellschaft Freiburg/Brsg. 42, 1952, S. 77–114
Heimberger, H.: Alte Wiesenwässerungsanlagen im Bauland und Odenwald. In: Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Bd. 1, 1973, S. 173–184
- 10 Flad, M.: Flachs und Leinen. Vom Flachsanbau, Spinnen und Weben in Oberschwaben und auf der Alb. Ravensburg 1984
- 11 Fackler, J.: Bellamont im Spiegelbild. Bellamont 1984
- 12 frdl. Mitteilung von Herrn Dr. habil. W. Konold, Universität Hohenheim; vgl. des weiteren: Konold, W.: Gliederung der Weiher in Oberschwaben. In: Verhandlungen der Gesellschaft für Ökologie, Band XIII (Bremen 1983), Göttingen 1985, S. 121–126
- 13 Herbst, L. D.: Mittelalterliche Wirtschaftskanäle im Alpen- und Voralpenland – Erben eines binneneuropäischen Kenntnistransfers? In: Kresser, W. (Hg): Wasserbau und Wasserwirtschaft im Alpenraum in historischer Sicht. (= Wiener Mitteilungen des Instituts für Hydraulik, Gewässerkunde und Wasserwirtschaft der Technischen Universität Wien, Bd. 74. Wien 1988, S. 199–219)
- 14 In diesem Zusammenhang sei auch an den Aufsatz des damaligen Leiters der Weingartener Ausgrabungen, Dr. G. Wein, erinnert: Das alemannische Gräberfeld von Weingarten und seine Stellung im frühen Mittelalter. In: Ulm und Oberschwaben 38, 1967, S. 37–69
- 15 vgl. Endriss, G.: Anmerkung 9
- 16 Herbst, L. D.: Der Stille Bach bei Weingarten – ein Dokument benediktinischer Kanalbaukunst. In: Schwäbische Heimat 36, 1985, 3, S. 220–227
- 17 Herbst, L. D.: Als die Bauern mit dem Wasser der Scherzach düngten. In: Wolfegger Blätter, Heft 3 (= Gewässer in Oberschwaben und ihre Nutzung in früherer Zeit). Wolfegg 1987, S. 20–27



Die Eselsmühle in Wangen i. A., der wohl älteste Fachwerkbau der Stadt, beherbergt das Heimat- und Käsereimuseum.

7. Das Käseremuseum in Wangen im Allgäu

Das Allgäu! Allein der Begriff erweckt schon vertraute Assoziationen. Vor dem inneren Auge entsteht eine Idylle: graubraune Kühe inmitten grüner Hügel vor der Kulisse schneebedeckter Alpenberge. So stimmig dieses Bild uns Zeitgenossen erscheinen mag, unwandelbar seit Jahrhunderten, so ist es doch noch keine 200 Jahre alt. Die großen zusammenhängenden Flurstücke entstanden ebenso wie die typischen Allgäuer Höfe, die mittendrin liegen, im Zuge der sich über 300 Jahre erstreckenden und ganz besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts betriebenen «Vereinödung»; einer vom Hochstift Kempten ausgehenden und sich bis ins letzte Jahrhundert erstreckenden Flurbereinigung, in deren Folge die mittelalterliche Dreifelderwirtschaft zugunsten des «Egartensystems», der Feldgraswirtschaft, aufgegeben wurde.

Als aus klimatischen Gründen und der höheren Erträge wegen zu Beginn des letzten Jahrhunderts auch der vorher im Allgäu weit verbreitete Flachs- und Getreideanbau fast überall zugunsten der Umwandlung der Äcker in Grünland aufgegeben wurde, konnte das Vieh vermehrt im Tal gehalten werden und der gemeinsame Almtrieb entfiel. Die Bedeutung der Almwirtschaft und der Bergkäserei gingen zurück. Der Trend ins Tal wurde später noch wesentlich durch die Erkenntnis gefördert, daß die im Vergleich zur Bergkäserei ertragreichere Rundkäscheherstellung ergiebig nur im Tal betrieben werden konnte.

Schweizer Entwicklungshilfe:
Emmentaler aus dem Allgäu

Durch die Verbesserung des Straßennetzes schon im 18. Jahrhundert war die Nachfrage nach Käse gestiegen, so daß sie von den führenden Schweizern nicht mehr befriedigt werden konnte. Das bis dahin hauptsächlich Butter, Schmalz, Ziger – aus Molken-eiweiß gewonnener Käse – und Hartkäse herstellende Allgäu paßte sich den Anforderungen des entstehenden Marktes an und begann um 1820/30 mit der Produktion von Käse nach Schweizer Rezept, dem sogenannten «Emmentaler». Die Milchwirtschaft und die Käserei entwickelten sich im 19. Jahrhundert zum landschaftsprägenden Wirtschaftszweig, um im 20. Jahrhundert dann in «industrielle» Käserei-Großbetriebe zu münden. Das gilt für das Allgäu wie für andere vergleichbare Landschaften mit geringen Zeitunterschieden.

Um 1820 stehen wir also am Anfang unserer auf das Wangener Käseremuseum bezogenen Geschichte. Vor dieser Zeit, im 16. Jahrhundert etwa, war Allgäuer Käse in bescheidenem Umfang hauptsächlich auf den Wochenmärkten der näher gelegenen Städte vertrieben worden. Im 18. Jahrhundert fanden die Produkte der Käser besonders durch die Initiative des Lindenbergers Franz Anton Stadler, der um 1780 in Ulm eine Käseexportfirma gegründet hatte, Absatz auch in entfernteren Gegenden – nämlich auf dem Wasserweg der Donau bis nach Passau und Wien und auf dem Landweg nach Nördlingen und Nürnberg. Stadler hat aber damals in Ulm mit Sicherheit nur Allgäuer Bergkäse über die Iller zum Weiterversand bezogen. Die großen Rundkäse waren noch ein Monopol der Schweizer.





Qualitätsprobe durch den «Käsbohrer». Aufnahme von ca. 1950.

Links: Milchannahme vor der Genossenschaft Bad Oberdorf bei Hindelang. Aufnahme von ca. 1940.

Aus dem Berner Oberland kamen dann auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Sennen, die die Rundkäsefabrikation im Allgäu einführten. 1821 holte Aurel Stadler, ein Enkel des Ulmer Firmengründers und selbst Inhaber einer Käsegroßhandlung in Ulm, zwei Sennbuben, wie es damals hieß, aus dem Berner Oberland, um Käse nach der Methode der Emmentaler-Alpenkäse herzustellen. Antrieb zu dieser «Entwicklungshilfe» für die heimischen Käser war der Geschäftssinn Stadlers, der erkannt hatte, daß die Verbesserung des Allgäuer Käses eine wesentliche Voraussetzung für eine Absatzsteigerung war. Überdies führte die Schweiz seit etwa 20 Jahren Käse in größerem Umfang auch nach Deutschland aus, und der bessere, weit fettere Rundkäse wurde allgemein bekannt. Stadler gründete mit den beiden Schweizer Sennen wahrscheinlich die erste Sammel-Dorfsennerei im Allgäu; dorthin konnten die Bauern nun ihre Milch liefern, anstatt sie selbst zu verarbeiten. Damit war der Grundstein für das Aufblühen der Allgäuer Milchwirtschaft im 19. Jahr-

hundert gelegt. In den folgenden Jahrzehnten entstanden überall Dorfsennereien und neue Käsehandlungen. Mit dem Bau der Eisenbahn 1850/60 erfuhr diese Branche noch einmal einen großen Aufschwung. In unserem Jahrhundert werden die alten Sennereien dann von einem Konzentrationsprozeß erfaßt und entwickeln sich zu teilweise genossenschaftlich organisierten leistungsfähigen Großbetrieben.

Das Wangener Käsereimuseum war das erste seiner Art

Ein Denkmal habe man diesem bedeutenden Zweig der Allgäuer Wirtschaft setzen wollen, sagte 1977 der Wangener Oberbürgermeister Dr. Jörg Leist bei der Eröffnung des Museums. Damals konnte das Käsereimuseum mit Recht als einmalig bezeichnet werden: Es war das erste seiner Art auf dem Gebiet der Bundesrepublik. Diese Pioniertat hat seither Nachahmer gefunden. Heute existiert eine ganze Reihe von Museen, die sich im Zuge der Erweiterung des bildungsbürgerlichen Kulturbegriffs auf die früher nicht als museumswürdig erachteten Niederungen des Alltags auch dieses Themas angenommen haben.

In Bayern wird man mit Erstaunen vermerkt haben, daß die ehemalige freie Reichsstadt Wangen, württembergisch von Napoleons Gnaden, eine Vorreiterrolle für das überwiegend bayrische Allgäu übernahm. Wangen liegt am westlichen Rand des Allgäus, ist schon hingewandt zum Bodensee und zum kornreichen Oberschwaben. Die Stadt kann allerdings auf eine lange wirtschaftliche Mittlerrolle zwischen diesen Landschaften und dem Allgäu zurückblicken, um so mehr als das reichsstädtische Territorium sich einst wie ein Dorn nach Osten bis zur österreichischen Grenze erstreckte.

Anton Schnetz, ehemaliger Gästamtsleiter der Stadt Wangen, wäre in seiner Jugend gerne Käser geworden. In Wangen erzählt man sich, die um das Seelenheil des Sohnes besorgte Mutter habe das verhindert, da Käser oft eine Sieben-Tage-Woche hatten – Kühe stellen die Milchproduktion am Wochenende ja nicht einfach ein! – und der Filius vom sonntäglichen Kirchgang abgehalten worden wäre. Später kompensierte der verhinderte Käser im gestandenen Mannesalter seinen unerfüllten Jugendtraum durch das Sammeln und Konservieren von Erinnerungsstücken an das Handwerk seiner Träume und legte damit den Grundstock für den Aufbau des Wangener Käsereimuseums, das heute in vieler Hinsicht als sein Werk betrachtet werden darf.

Das Käsereimuseum ist dem Stadtmuseum Wangen

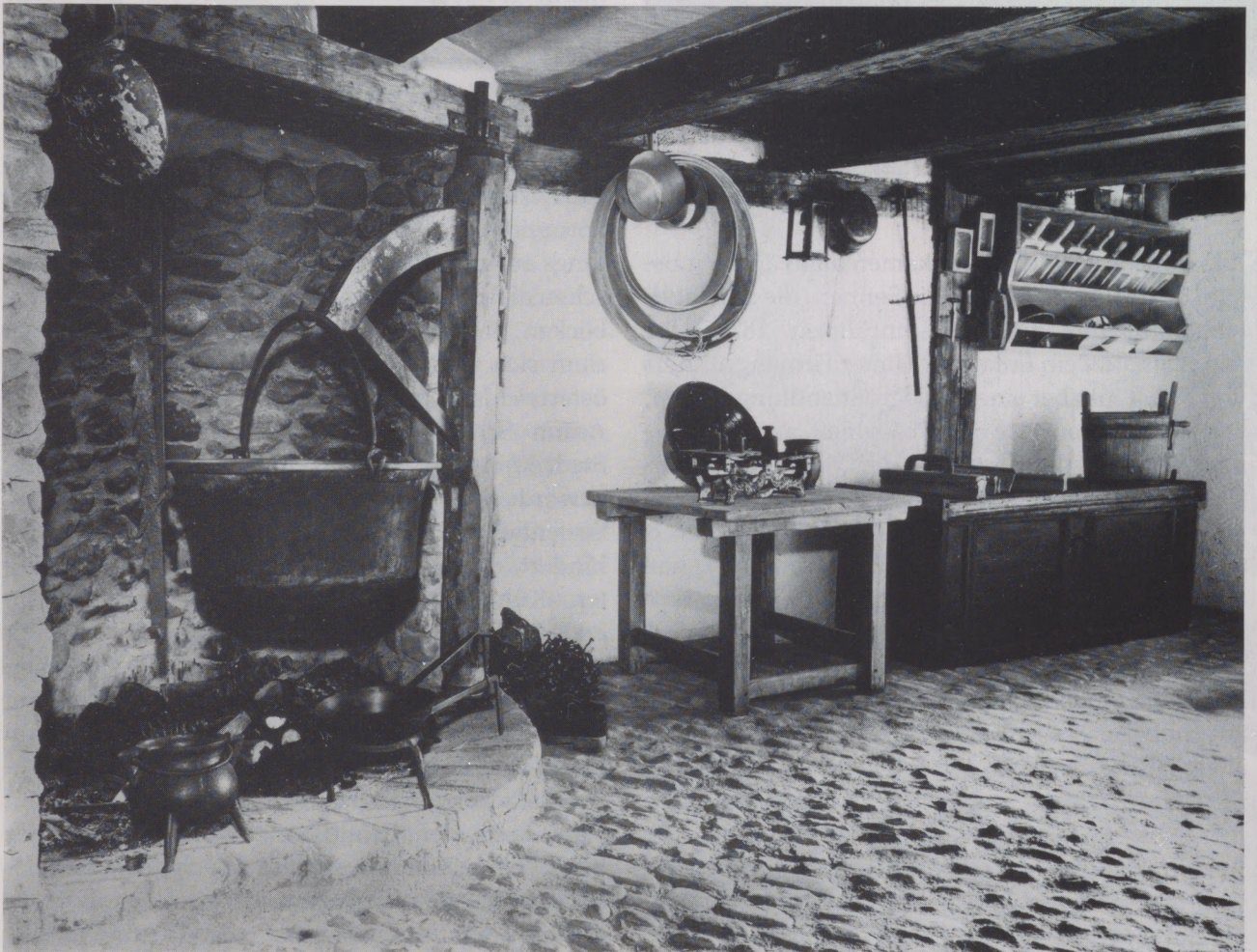
angegliedert. Nicht nur institutionell, sondern auch räumlich im Stadelanbau an den 1969 von der Stadt erworbenen Fachwerkbau der «Eselmühle» aus dem Jahre 1568. Dort ist der Alltag in einer Käserei dargestellt, wie er sich nach dem Ersten Weltkrieg präsentierte. Man hat in Wangen darauf verzichtet, auf die ganze historische Entwicklung der Allgäuer Käseherstellung einzugehen. In den zwei Abteilungen des Museums jedoch spiegeln sich Tradition und Moderne des Handwerks wider. Die einfache, mit primitivem Gerät arbeitende Bergkäserei gehört einer untergegangenen Welt an, während die Gerätschaften in der «modernen», der Emmentaler-Rundkäse-Fabrikation gewidmeten Abteilung – hauptsächlich die großen Gärkessel und die technischen Hilfsmittel – die heutige, industriegleiche Produktion ankündigen.

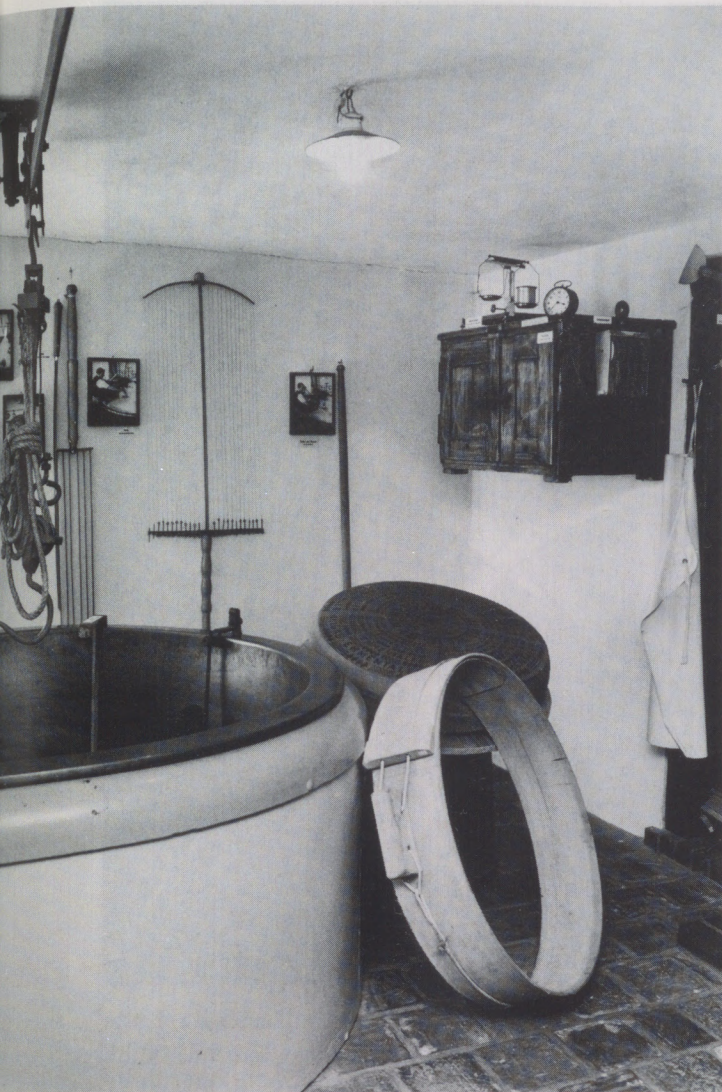
Tausend Liter Milch –
ein Käselaib von 80 Kilogramm

Im ersten Raum des Museums, der Milchannahme, betritt der Besucher jenen Ort, wo der Alltag von Bauern und Käsern aufeinandertraf. Dorthin kamen

einst die Bauern – oder ihre Knechte und Kinder – mit Handwagen, mit auf Karren montierten Fäßchen und Milchkannen. Manche auch mit der Tragbutte – und im Winter mit dem Schlitten. Zweimal täglich hatten sie diesen Gang zu tun, um die Morgen- und die Abendmilch abzuliefern. Die Einrichtung der Milchannahme will uns heute fast primitiv erscheinen: Eine einfache Waage, ein an der Wand befestigtes Schreibpult, Tafeln zum Anschreiben der angelieferten Mengen. Die Milchannahme war nicht selten auch ein kommunikatives Zentrum im Ort. Dort trafen sich die auf ihren Einödhöfen weit auseinanderwohnenden Bauern. Man sprach miteinander, tauschte Neuigkeiten aus. Ausbezahlt wurde übrigens einmal die Woche. Nicht selten im Wirtshaus. Dem Wirt war es recht, blieb doch so mancher Pfennig dann bei ihm hängen.

Die Abendmilch kam über Nacht in die «Stotzen», das sind flache Holzschalen, zum «Aufrahmen». Morgens wurde der abgesetzte Rahm abgeschöpft und in das Butterfaß gegeben. Die abgerahmte Milch aber wurde mit der frisch angelieferten Morgenmilch in dem Gärkessel gemischt und auf 31°C erhitzt, bevor das «Lab», getrockneter Kälberma-

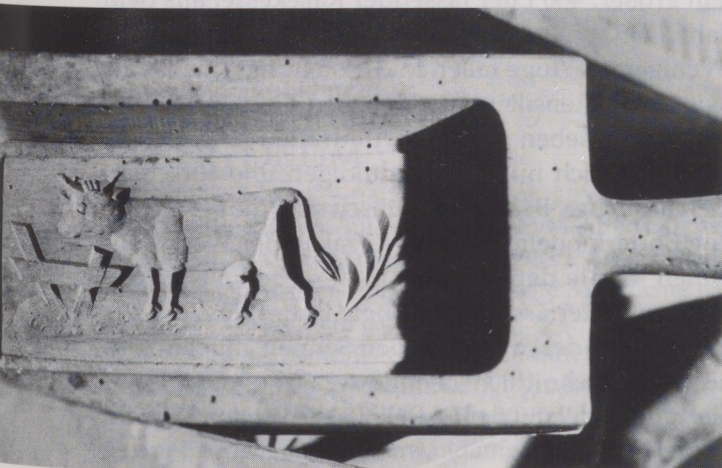




Die Gerätschaften des Emmentaler-Käasers: ein Worb, eine runde Käseform, am Kessel; an der Wand von links nach rechts: Bögle, Käsesäbel, Bruchschneider und Harfe.

Links: die Bergkäserei. Über der Feuerstelle an einem Schwenkarm der Kessel, am Balken verschiedene Käseworbe, ganz rechts ein Regal mit Buttermodellen.

Unten: Buttermodell mit dem Motiv «Kuh am Futtertrog».



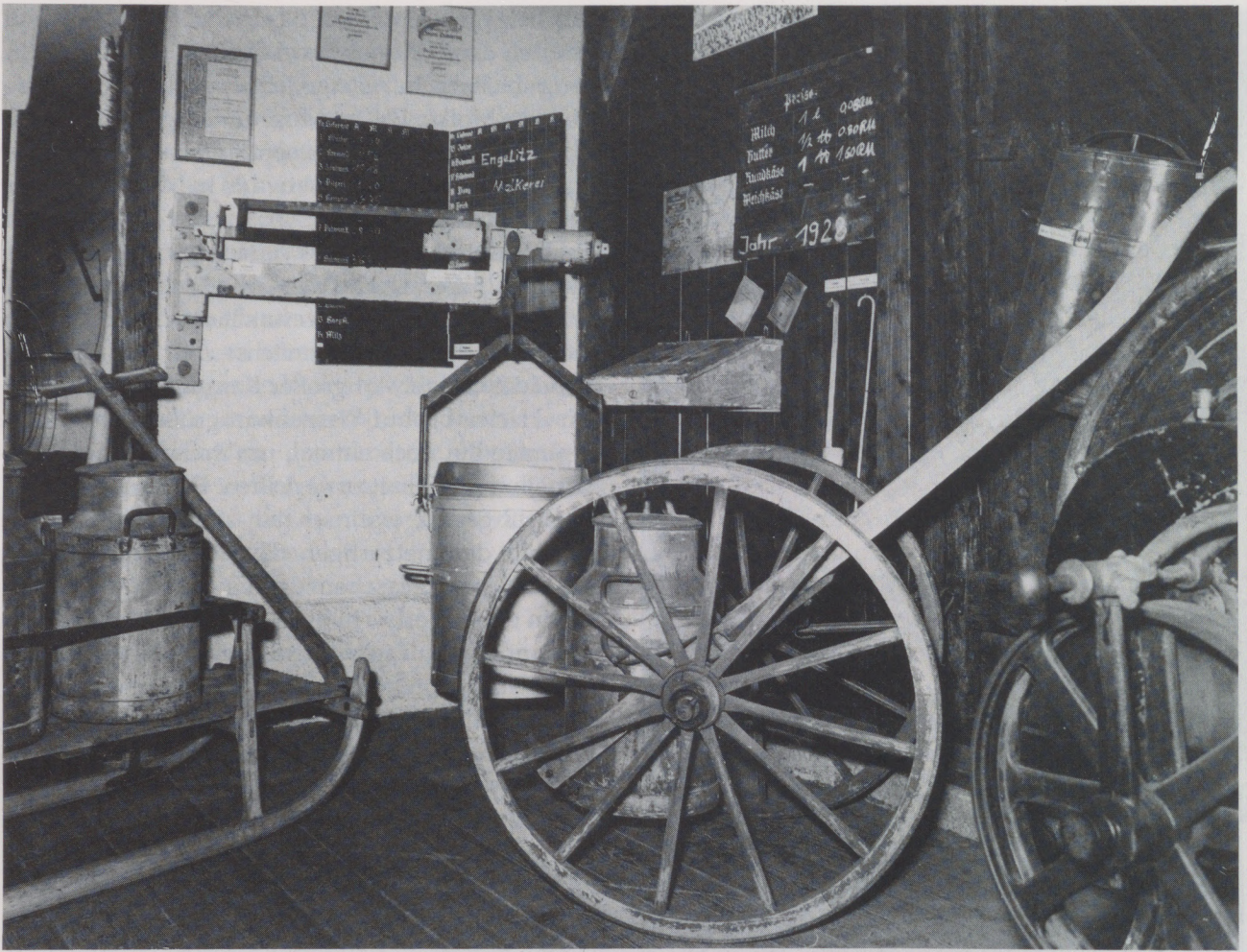
gen, beigegeben wurde, das die Milch in wenigen Minuten eindickt und den Käsestoff ausfallen läßt. Übrig bleiben der eingedickte «Bruch» und die wässrige Molke. Die im Museum ausgestellten Kessel waren übrigens auf tausend Liter ausgelegt. Das ergab einen Käseleib von etwa 80 kg, das Gardemaß des Emmentalers.

Das Handwerk des Käasers verlangte viel Fingerspitzengefühl. Wenn sich Bruch und Molke, im Allgäu *dr Schodda* genannt, getrennt hatten, zerkleinerte der Käser den Bruch zunächst mit dem «Bruchschneider», einer Art großer Kamm, und dann mit der «Harfe» bis auf Weizenkorngröße, rührte und erwärmte ihn noch einmal, um ihn «rösch» zu machen, ihm Festigkeit zu verleihen. Der erfahrene Käser weiß genau, wann er den zerkleinerten Bruch dann mit dem netzartigen «Fischtuch» unterfangen und mit einem Flaschenzug aus dem Kessel heben und in den «Worb», in die runde Käseform, einsetzen kann. Einen Tag nur verbringt der Käse in dieser Form, wird gepreßt und mehrfach gewendet, damit noch mehr Molke abfließen kann. Auch in dem 20%igen Salzbad, in dem der Käse hernach vier Tage ruht, verliert er noch Molke. Dort nimmt das Produkt auch Salz auf und bildet vor allem eine Rinde aus. Im Museum ist ein besonders altes, nämlich geschnitztes hölzernes Salzbad ausgestellt. Schon im letzten Jahrhundert verwandte man im allgemeinen gemauerte Wannen dafür.

Das letzte Kapitel des Herstellungsprozesses wird in den Gär- und Lagerkellern geschrieben. Dieser Abschnitt ist im Wangener Käsereimuseum nur im Foto vertreten. Zunächst einige Tage in einem kühlen Keller gelagert, werden die Laibe dann in einem Gärkeller bei 22°C unter ein- bis zweimaligem wöchentlichen Wenden und Abwaschen mit einer Salzlösung «ausgeheizt». Dabei bildet der Käse Aromastoffe aus, aber auch die berühmten Löcher, hervorgerufen von Bakterien, die die milchsauernden Salze zu Kohlendioxid-Gas vergären. Sind die Löcher nach etwa acht Tagen groß genug, reifen die Laibe noch einige Wochen im Lagerkeller, bis der amtlich bestellte «Käsbohrer» sie ansticht, ihre Qualität prüft und für den Verkauf frei gibt.

Bergkäserei der Sennen:
Produktion mit einfachen Mitteln

Soweit das Verfahren und die Technik zu Beginn unseres Jahrhunderts. Heute ist in den modernen Großkäsereien vieles rationalisiert. Aber im Kern wird der Emmentaler noch immer hergestellt wie vor 150 Jahren: Erwärmen der Milch, Eindicken mit dem Lab, Ausformung und Gärung. Im dritten



Milchannahme: Waage, Schreibpult und Anschreibtafel sowie Fahrzeuge zur Milchlieferung.

Raum des Museums, bei der «Bergkäserei», wird deutlich, daß auch vor dem 19. Jahrhundert auf den Almen nach dem gleichen Verfahren Käse fabriziert wurde. Nur in noch kleinerem Maßstab und mit primitiveren Mitteln. In dem niedrigen düsteren Raum mit der Bohlendecke und dem aus Bruchsteinen gemauerten Boden findet der Besucher alte Bekannte wieder: Bruchschneider, Harfe, Worb und einen in einer gemauerten Feuerstelle hängenden Gärkessel. Doch über die Schwelle der Bergkäserei zu treten, heißt einen Schritt um 200 Jahre zurücktun. Obgleich ähnlich in Form und Funktion, waren die Utensilien der Sennen von einfacherem Zuschnitt, oft wohl von ihnen selbst hergestellt: Ein aus Holz geschnittener Schaber, der genietete Kupferkessel, ein von seiner Rinde befreites Tännchen als Bruchrührer, geschnittene Buttermodeln – alles zeugt vom vorindustriell-bäuerlichen Handwerk.

Beim Eintritt in die Abteilung Bergkäserei nimmt als erstes die rußgeschwärzte Feuerstelle mit dem großen Kupferkessel den Blick gefangen. Dort bereitete der Senn einst den Käse. Daß an kälteren Tagen

so auch die Stube erwärmt wurde, konnte nur ein willkommener Nebeneffekt sein. Wurde die Milch zu heiß, schwenkte man den an einem Dreharm aufgehängten Kessel einfach vom Feuer. Eine jahrhundertealte Temperaturregelung, wie sie auch aus den heute musealen Großküchen der Burgen, Schlösser und Spitäler bekannt ist. Neben der Feuerstelle ist ein besonders seltenes Stück ausgestellt: Ein großer, 460 Liter fassender Käsekessel aus dem Jahr 1743.

Weniger ins Auge fallende Ausstellungsstücke, die wie etwa Utensilien des täglichen Gebrauchs vom einfachen Leben auf den Almhütten zeugen, erschließen sich nur dem geduldigen und forschenden Besucher. Besonders hübsch sind die geschnittenen Buttermodeln in einem Regal an der Wand. Mit ihnen formte der Senn die in den ebenfalls ausgestellten Butterfässern verfestigte Butter. Hauptsächlich Blumendekor hatte es den Sennen angetan. Ein überdurchschnittlich talentierter Schnitzer hinterließ die Model mit der im Relief gearbeiteten Kuh am Futtertrog.

Mängel und Möglichkeiten

Der Gang durch das Wangener Käsereimuseum sollte tunlichst in der gegen die zeitliche Entwicklung verlaufenden Richtung erfolgen. Nur dem, der sich in der Emmentaler-Abteilung Grundkenntnisse über die Käsefabrikation und die dabei verwandten Werkzeuge erworben hat, erschließt sich auch die Bergkäserei. Dann werden Gemeinsamkeiten, insbesondere aber auch der im letzten Jahrhundert erfolgte Fortschritt deutlich. Leider ist das Käsereimuseum in Wangen kein selbstführendes Museum. Erklärende Texte oder Schautafeln fehlen völlig, häufig sind die Exponate nicht beschriftet. Wer nicht das Glück hat, an einer der exzellenten Führungen durch das Museum teilnehmen zu können – und in diesen Genuß kommen zumeist nur angemeldete Gruppen – wird etwas hilflos vor den Ausstellungsstücken stehen. Der Vorgang der Käsefabrikation erschließt sich durchaus nicht von selbst. Der Erwerb des kleinen und handlichen, aber etwas knapp formulierten Museumsführers ist daher unabdingbar, will man die Eselsmühle nicht mit einem ärgerlichen Kopfschütteln wieder verlassen. Die Verantwortlichen in Wangen wissen um die an-

stehenden Aufgaben im Museum. An der Käseherstellung waren und sind auch Menschen beteiligt. Von ihnen – den Bauern, Sennen und Käsern – ist im Stadel der Eselsmühle bisher noch nicht die Rede. Neben der Sozialgeschichte dieses Wirtschaftszweigs wären auch noch Hinweise auf die Geschichte der Käserei vor dem 18. Jahrhundert interessant. Kontrastierend auf andere Formen der Käseherstellung in anderen Teilen Europas einzugehen, könnte die spezifischen Besonderheiten der Milchwirtschaft im Allgäu erhellen.

Museen schießen seit einigen Jahren in Baden-Württemberg wie Pilze aus dem Boden. Mit der Gründung und Einrichtung eines Museums ist es aber nicht getan. Museen wollen laufend unterhalten werden, bedürfen langfristiger Pflege. Oft ist mit der Gründung nur ein erster Schritt getan, dem die Erweiterung der Sammlung und die Anpassung der Ausstellung an die Erfordernisse einer modernen Museumskonzeption sukzessive folgen müssen. Es ist an der Zeit, sich in Baden-Württemberg zu fragen, ob es nicht sinnvoll wäre, so interessante Ansätze wie jene im Stadel der Wangener Eselsmühle auszubauen, anstatt den rund 900 (!) Museen im Lande immer neue hinzuzufügen.

Das Heimat- und Käsereimuseum Am Eselsberg in Wangen im Allgäu ist von Anfang April bis Ende Oktober geöffnet: am Dienstag, Mittwoch und Freitag von 15.00 bis 18.00 Uhr und am Mittwoch und Sonntag von 10.00 bis 12.00 Uhr. In den Wintermonaten werden jeden Dienstag um 15.30 Uhr Führungen angeboten.

Der Eintritt kostet DM 1,-, bei Gruppen die Hälfte.

An Literatur liegt ein Museumsführer vor, von dessen 48 Seiten genau ein Viertel der historischen Entwicklung der regionalen Milchwirtschaft vorbehalten ist. In diesem Zusammenhang ist ein älteres Buch erwähnenswert: Karl Lindner (Hg): Die Geschichte der Allgäuer Milchwirtschaft. Kempten 1955.

Weitere Auskünfte: Telefon (0 75 22) 7 42 42.

LESERFORUM

Im Hinblick auf den Aufsatz von Herrn Manfred Schmid in der ersten Ausgabe dieses Jahres 1988/1 mit dem Titel «Der Friedenspfarrer Paul Knapp», Seite 34, möchte ich folgende Passage richtigstellen:

Paul Knapp hat keineswegs «kurz vor seinem Tod seinen gesamten Nachlaß verbrannt». Ein großer Teil dieses Nachlasses wurde kurz nach seinem Tod von seiner Frau – in einer Art depressiver Anwandlung – verbrannt. Somit

hat Paul Knapp auch nicht mit der im Text falsch angeführten Aktion einen etwaigen «Schlußstrich unter ein gescheitertes Leben» gezogen. Paul Knapp wußte zu gut, daß nicht allein der äußere Erfolg für die Wirkung geistiger Ideen den Ausschlag gibt. Er hat auch zeitlebens an seinen Ideen festgehalten und sie mutig vertreten.

Irene Knapp, Tochter von Paul Knapp
Orangenweg 5
7000 Stuttgart 75



Begegnung auf Korsika: St. Theophil und der Prinz von Württemberg

Uwe Kraus

Nahezu exakt im Zentrum der Insel Korsika liegt deren alte Hauptstadt Corte, was auf korsisch sinnigerweise «Herz» bedeutet. Damit ist wohl am ehesten die bedeutende Rolle umschrieben, welche die Stadt jahrhundertlang in der Geschichte dieser Mittelmeerinsel spielte. Bereits in den 20er Jahren des 15. Jahrhunderts errichtete der korsische Graf und aragonesische Vizekönig Vincentello d'Istria auf dem Felsen über der Stadt eine Zitadelle, von der Ferdinand Gregorovius in seiner Beschreibung der Insel 1854 etwas übertreibend, doch ihrer Bedeutung damit durchaus gerecht werdend schrieb: *Die Zitadelle von Corte ist die Akropolis von Korsika.*

Unterhalb der Festung stehen in unmittelbarer Nachbarschaft mehrere Gebäude, die in einmaliger Weise Zeugnis ablegen von der wohl bewegtesten Phase der korsischen Geschichte im 18. Jahrhundert und vom großen Unabhängigkeitskampf der Inselbewohner gegen die Herrenmacht Genua. Da ist zunächst das alte genuesische Residenzgebäude, von 1755 bis 1769, nach dem Sieg der Korsen über Genua, der Sitz des korsischen Parlaments; heute Museum und Bibliothek für die Geschichte der Insel. Nicht weit davon entfernt das «Maison Giaffori», das Wohnhaus des Freiheitskämpfers Gianpietro Giaffori. Um die Ecke, an der Place Poilu Nr. 1, steht das Haus, in welchem die Eltern des «Großen Korsen», Carlo Bonaparte und Lätitia Ramolino, mehrere Jahre wohnten und wo 1768 Napoleons ältester Bruder Joseph, der spätere König von Neapel und Spanien, geboren wurde.

Denkwürdiges Bild in der Verkündigungskirche zu Corte

Aus dem in Korsika bedeutenden Adelsgeschlecht der Arrighi stammte auch Marie Madeleine, die mit Jean Antoine de Signori, ebenfalls von hohem korsischem Adel, verheiratet war. Beide wohnten nahe der Pfarrkirche von Corte, und in diesem heute nicht mehr existierenden Haus brachte Marie Madeleine am 30. Oktober 1676 ihr einziges Kind zur Welt. Die Eltern gaben ihm den Namen Blaise (Blasius) de Signori, der sehr viel später als Saint Theophil zum Schutzpatron seiner Geburtsstadt Corte

werden sollte. Am ersten November taufte der Gemeindepfarrer Jean Baptiste Arrighi, ein Onkel des Knaben, diesen in der benachbarten «Eglise de l'Annoiation» (Verkündigungskirche), in der 92 Jahre später auch Joseph Bonaparte die Taufe erhielt.

Das Gotteshaus an der heutigen Place Giaffori stammt aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und birgt an erwähnenswertem Interieur höchstens ein holzgeschnitztes Tabernakel sowie eine Kanzel aus dem 17. Jahrhundert. Im rechten Seitenschiff befindet sich jedoch ein eher unauffälliges Gemälde, dem allerdings aus württembergischer Sicht eine nicht unwesentliche Bedeutung zukommen muß. Es zeigt einen sitzenden, weiß uniformierten Herrn, augenscheinlich eine höhergestellte Persönlichkeit oder ein hoher Militär, flankiert von einem Adjutanten im Vordergrund sowie einem Wachposten im Hintergrund. Ein großer Rundbogen in der oberen Bildmitte eröffnet die Aussicht auf eine für die Umgebung von Corte typische Landschaft. Gegenüber dem Sitzenden stehen zwei in einfache braune Kutten gekleidete Mönche, von denen der jüngere ins Gebet versunken zu sein scheint, während der ältere, durch den Nimbus als Heiliger gekennzeichnet, dem Offizier eine Bitte vorträgt, wie aus seiner Gestik zu schließen ist. Der Erläuterungstext neben dem Gemälde informiert den Betrachter, daß hier eine Szene dargestellt ist, in der *Saint Theophil de Corte . . . intercede pour ses compatriotes deprès du Prince de Wurtemberg*. Ein Heiliger also, der sich vor einem Mitglied des Hauses Württemberg für seine Landsleute verwendet.

Es stellt sich nun unmittelbar die Frage: Wer waren die beiden Hauptakteure dieser Szene und welche historischen Umstände führten sie auf der für damalige Verhältnisse abgelegenen Mittelmeerinsel zusammen?

Blaise de Signori
wird der Franziskanerbruder Theophil

Blaise de Signori, so sein bereits erwähnter bürgerlicher Name, wurde in eine Familie hineingeboren, die L. Christiani, der Verfasser einer Theophil-Biographie, als *fruchtbare, reiche Erde* für die seiner Ansicht nach in dem Kind bereits originär angelegte spätere Heiligkeit umschreibt. Drei weitere Mitglieder der mütterlichen Arrighi-Sippe gehörten zum korsischen Klerus, und auch der Vater war ein ergebener Mann der Kirche und Leiter mehrerer Bruder-

- ◀ St. Theophil verwendet sich beim Prinz von Württemberg, Prince de Wurtemberg, für seine Landsleute. Gemälde in der Eglise de l'Annoiation in Corte. Im Hintergrund sind die Zitadelle und Stadt Corte schemenhaft zu erkennen.

schaften. Blaise wuchs also zwangsläufig in einem sehr klerikal orientierten Klima auf und verbrachte eine überaus fromme Kindheit. Zeitgenossen bescheinigten ihm nicht nur außergewöhnliche Geistesgaben, sondern auch eine derart lautere Lebensführung, daß sich seine Mitschüler häufig darüber mokierten. Der Bub war ein eifriger Gottesdienstbesucher; er sammelte aber auch oft Gleichaltrige um sich, um ihnen das dort Gehörte und Erlebte zu erzählen. Christiani malt in seiner Biographie ein sehr



schwärmerisches Bild von der außerordentlichen Tugend und Sittsamkeit des jungen Blaise, vor dem aufgrund seiner adeligen Herkunft und wachen Intelligenz eine strahlende Zukunft zu liegen schien. Dieser entschied sich jedoch für ein Leben im Dienste Gottes und trat im September 1693 in den Konvent des heiligen Franziskus in Corte ein. Die Franziskaner waren damals mit mehr als 60 Konventen über ganz Korsika verteilt und die dominierende Ordensgemeinschaft auf der Insel. Eine alte Legende besagt sogar, der heilige Franziskus selbst habe seinen Orden auf Korsika eingeführt.

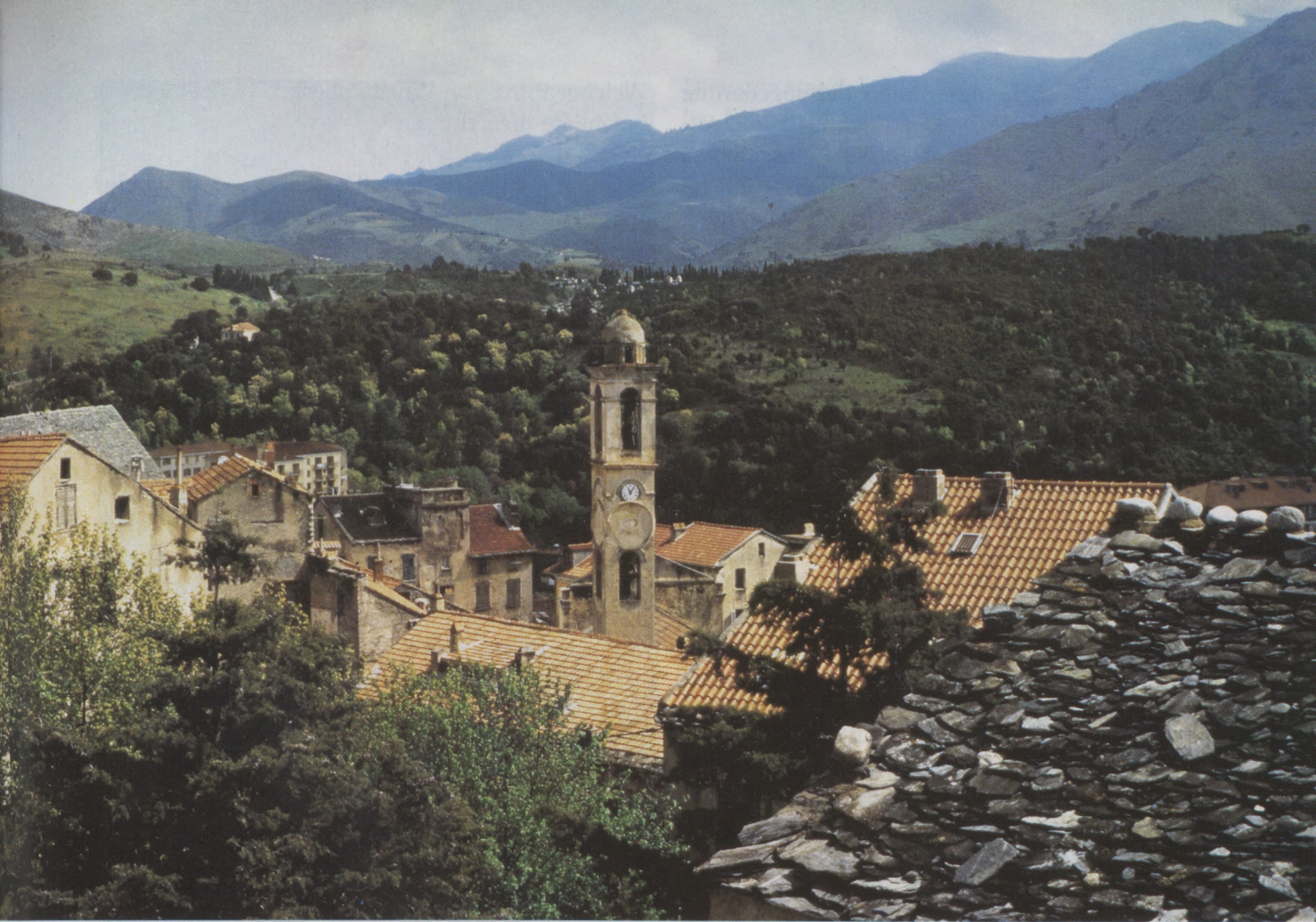
Am 21. September 1693 nahm nun Blaise de Signori den braunen Habit und wurde künftig der Bruder

Theophil. Nach einjährigem Noviziat legte er die ewigen Gelübde ab und verbrachte danach noch zwei weitere Studienjahre in Corte oder zumindest in Korsika. In den Jahren 1696/97 finden wir ihn dann als Philosophiestudenten auf dem Kapitelhügel in Rom in der franziskanischen Eliteschule von l'Araceli, danach bei theologischen Studien im Konvent Santa Maria la Nova in Neapel. 1699 wird Theophil von Bischof Daniele Scoppa von Nole zum Diakon, ein Jahr darauf von dem franziskanischen Bischof Joseph Falces von Pouzzoles zum Priester geweiht. Anfang 1702 beschließt er seine Studien in l'Araceli und wird ordensintern für einen Lehrstuhl an diesem geistigen Zentrum des Franziskanerordens vorgesehen. Erneut aber entscheidet sich Theophil für den Weg des einfachen Lebens in der Nachfolge des Ordensgründers und tritt im Mai 1702 dem Konvent von Civitella, Provinz Sabina, bei. Diese Gründung war das zweite der sogenannten Ritiri (Rekollektionshäuser), einer 1662 in Ponticelli erstmals entstandenen franziskanischen Gemeinschaftsform, in der streng nach den Regeln von Franziskus – Armut, Demut, Gehorsam, Abgeschiedenheit – dem Vorbild des Ordensgründers nachgestrebt werden sollte. Das Ritiro von Civitella, dies sei am Rande erwähnt, lag oberhalb des Anio-Tales, wo der heilige Benedikt von Nursia drei Jahre lang als Einsiedler gelebt hatte, ehe er in der Umgebung zwölf kleine Klöster gründete, die ihrerseits den Grundstock des 529 auf dem Monte Cassino errichteten Klosters bildeten, der Wiege des Benediktinerordens und Hochburg des abendländischen Mönchtums.

Der gelehrte Theophil soll auf Korsika missionieren

In Civitella bleibt Theophil zunächst sieben Jahre und trifft dort auf den Vorsteher Thomas von Cori – 1768 seliggesprochen –, der sein langjähriger Lehrer, Freund und Weggefährte wird. Zusammen predigen und missionieren sie über 20 Jahre lang im Bereich der Ritiri von Civitella und Palombara sowie in der römischen Ordensprovinz. Im Kloster wirkt Theophil überdies als Professor der Moraltheologie und des Kirchenrechts, Grammatiker, Prediger, Exeget, Beichtvater, Vorsteher und kluger Oberer. Im August 1730 verläßt er das Ritiro Palombara und kehrt, mit einem Zwischenaufenthalt in Rom, begleitet von fünf Ordensbrüdern nach 34 Jahren erstmals wieder auf seine Heimatinsel zurück: mit dem Auftrag der Ordensleitung, auf Korsika zu missionieren.

Dort war im Oktober 1729 wieder einmal eine Revolte der Korsen gegen Genua ausgebrochen, die



Blick von der Zitadelle auf die Altstadt von Corte und auf das gebirgige Hinterland. In der Mitte der Turm der Eglise de l'Annociation, links davon das Maison Giaffori.

erst 1765 mit der Vertreibung der Genuesen und der Gründung der ersten – allerdings nur vier Jahre existierenden – korsischen Republik enden sollte, ehe die Insel dann 1769, nur wenige Wochen vor der Geburt Napoleon Bonapartes in Ajaccio, in französische Oberhoheit übergang.

Nur ein Jahr nach Beginn dieser Wirren soll nun Theophil im Auftrag seiner Ordensoberen auf der Insel ein Ritiro gründen. Der Mönch, dem bereits zu dieser Zeit der Ruf großer Gelehrtheit und Tugendhaftigkeit, ja man könnte sogar sagen, eine volkstümliche Ahnung von Heiligkeit vorausseilt, findet überall begeisterte Aufnahme bei seinen Landsleuten. Doch sieht er sich andererseits anhaltenden Schwierigkeiten bei der Errichtung des Ritiro, speziell in Fragen des Standorts, konfrontiert. Eventuelle politische Befürchtungen vor der Gefahr italienischer Infiltrationen während der Revolte gegen Genua stehen hierbei sicherlich ebenso im Hintergrund wie Unstimmigkeiten zwischen den korsischen Franziskanerkonventen und den verschiedenen Richtungen und Auffassungen innerhalb des Ordens generell. Theophil bemüht sich unablässig

um die baldige Realisierung seiner Aufgabe. Im Mai 1731 gelingt es ihm schließlich, in dem kleinen Dorf Zuani nahe Corte das Ritiro zu gründen, von dem heute leider nur noch Ruinen existieren. Theophil wird Vorsteher seiner Gründung, und es dauert nicht allzulange, bis die Inselbevölkerung beginnt, wundertätige Legenden um den ihrer Auffassung nach begnadeten Menschen zu ranken.

Der Kaiser verkauft Genua 8000 Soldaten für den Kampf um Korsika

Inzwischen zeigt sich der korrupte genuesische Herrschaftsapparat immer weniger in der Lage, den revoltierenden Korsen, die Corte nach fast 300jähriger italienischer Besatzung zurückerobert haben, standzuhalten. Genua wendet sich daraufhin 1731 mit einem Hilfsgesuch an den römisch-deutschen Kaiser Karl VI., und dieser verkauft der Seerepublik 8000 deutsche und österreichische Soldaten sowie 30 Geschütze zum Preis von 30 000 Gulden. Das Hilfskorps steht unter dem Befehl des Generals

Vachtendok. Noch heute erinnert der sogenannte *Campu Santu di i Tedeschi*, der Friedhof der Deutschen bei der Kirche Saint Blaise in Calenzana (Nordwest-Korsika), an die 1732 im Kampf mit rebellierenden Korsen gefallenen und dort begrabenen 500 deutschen Söldner. Der Fortgang der Ereignisse erfordert in jenem Jahr eine nochmalige Verstärkung der kaiserlichen Truppen auf Korsika, die nunmehr dem Kommando eines Prinzen von Württemberg unterstehen.

Dieser setzt nach seiner Ankunft eine Amnestie für all diejenigen Rebellen aus, die sich bis zum 23. April 1732 zur Unterwerfung bereit finden. Doch nur wenige Dörfer und Kämpfer ergeben sich wirklich. Der Prinz entschließt sich daraufhin zur Anwendung unmittelbarer Gewalt, was zu einem Partisanenkrieg mit gegenseitigen Gewaltakten, Plünderungen und brutaler Vorgehensweise führt.

Es gelingt den kaiserlichen Truppen, Corte, das Zentrum der Rebellion, zurückzuerobern. Daraufhin will der Prinz nach Aleria an der Ostküste weitermarschieren. Dabei muß ihn sein Weg auch durch Zuani führen, das Dorf, in dem Theophil sein Ritiro gegründet hat. Die Dorfbewohner sehen sich außerstande, den Truppen zu widerstehen und befürchten die völlige Zerstörung ihres Dorfes sowie den Ruin ihrer Existenz. Da das Amnestiedatum bereits überschritten ist, gibt es für sie keinerlei Hoffnung mehr auf Nachsicht und Verzeihung. So flehen sie in ihrer Not Bruder Theophil an und bitten ihn, ihre Verteidigung zu übernehmen. Er akzeptiert diese Mission. Begleitet von Pater Antonio da San Lorenzo begibt er sich unverzüglich nach Corte, wo er den Franziskanerkonvent von Soldaten besetzt vorfindet.

Theophil erbittet und erhält umgehend eine Audienz beim Prinzen von Württemberg, und exakt dieses Zusammentreffen hält das eingangs beschriebene Bild aus der Pfarrkirche von Corte fest. Der später heiliggesprochene Mönch Theophil verwendet sich für seine Landsleute beim Prinz von Württemberg. Anscheinend muß Theophil durch seine Erscheinung und Redeweise den Prinzen derartig beeindruckt haben, daß dieser ihm, wie Christiani anführt, alles gewährt, was er erbittet. Einige Tage nach dem Zusammentreffen, beim Durchmarsch der kaiserlichen Truppen durch Zuani, soll der Prinz dann gesagt haben: *Hier ist es, wo sich die Ritiranti* [Angehörige eines Ritiro, hier wohl als Umschreibung für die ins Dickicht zurückgezogenen Dorfbewohner; Anm. d. Verf.] *befinden, ziehen wir uns auch zurück.* Das Dorf bleibt dank der nachdrücklichen Fürbitte Theophils in diesem Feldzug völlig unbeschadet.

Welcher Prinz von Württemberg befahl die Truppen?

Wer war nun aber dieser Prinz von Württemberg? Eine Aussage wie diejenige Karl Pfaffs in seinem Buch *Fürstenhaus und Land Württemberg* von 1841 scheint nicht den idealen Ansatz zur Lösung dieser Frage zu bieten, schreibt er doch recht allgemein: *Überhaupt war damals, in der letzten Hälfte des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, eine Zeit, wo der Heldenruhm der Prinzen des württembergischen Fürstenhauses ganz Europa füllte.* Pfaff nennt in diesem Zusammenhang u. a. die Brüder Karl Alexander, Heinrich Friedrich und Friedrich Ludwig, die Enkel Herzog Eberhards III. aus der Linie Winnenthal. Auf sie muß sich, von den Lebensläufen und Lebensdaten her, auch die Suche nach dem in Korsika eingesetzten Prinzen beschränken.

Alle drei Winnenthaler standen zuletzt im Rang eines Generalfeldmarschalls in kaiserlichen Diensten. Karl Alexander (1684–1737) hatte als kaiserlicher Generalfeldmarschall 1717 an der Seite des Prinzen Eugen großen Anteil an der Eroberung Belgrads. Auf Fürsprache des Prinzen hin erfolgte zwei Jahre später seine Ernennung zum kommandierenden General und Statthalter im Königreich Serbien mit Sitz in Belgrad. Auch 1732 fungierte Karl Alexander noch als österreichischer Repräsentant in Serbien, zudem schloß seine hohe Position als kaiserlicher Statthalter die Übertragung des niedrigeren Kommandos auf Korsika wohl aus. 1733 wurde er dann Herzog von Württemberg. Sein Bruder Heinrich Friedrich (1687–1734), ebenfalls an der Eroberung Belgrads beteiligt und schon vorher zum kaiserlichen Generalfeldmarschall-Lieutenant ernannt, avancierte 1723 zwar zum General über die gesamte kaiserliche Kavallerie, doch ist von ihm bis 1733, als er an die Spitze der österreichischen Streitkräfte in Italien berufen wurde, kein größerer militärischer Einsatz bekannt bzw. erwähnenswert. Somit verbleibt nur noch der jüngste Bruder Friedrich Ludwig.

Wenn man einer Aussage von Karl Pfaff in seinem *Württembergischen Heldenbuch* von 1840 glauben darf, und nichts spricht dem zuwider, zumal diese Aussage in der Allgemeinen Deutschen Biographie (Leipzig 1871) bestätigt wird, so wurde der Prinz 1732 mit einer kaiserlichen Heerschaar nach Korsika geschickt, um diese Insel, welche sich gegen die Republik Genua empört hatte, wieder zu unterwerfen. Er vollführte diesen Auftrag ebensowohl durch seine Klugheit als Tapferkeit und kam im Juni 1733 mit seinen Truppen wieder zurück. Er also ist eindeutig der gesuchte «Prince de Wurtemberg».



Friedrich Ludwig von Württemberg-Winnenthal
(1690–1734)

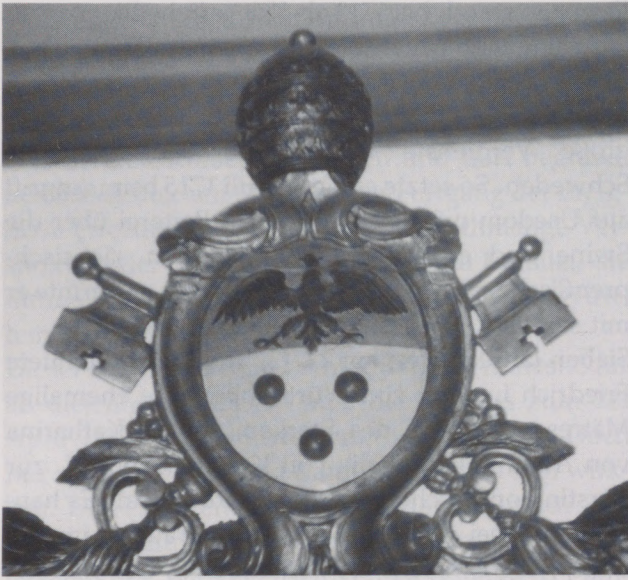
Der fünfte und jüngste Sohn des Herzogs Friedrich Karl von Württemberg-Winnenthal war am 5. November 1690 geboren worden und erhielt seine Ausbildung im Tübinger Collegium Illustre sowie in Genf. Von dort trat er 1703 eine Reise an, die ihn auch an den sächsischen Hof nach Dresden führte, wo er verweilte, um seine Studien zu vollenden. Er spezialisierte sich auf die Geschichte und Numismatik, besaß ein bedeutendes Münzkabinett sowie eine auserlesene Bibliothek mit theologischen, historischen, juristischen und mathematischen Schriften und ergänzte seine Studien u. a. bei dem damals bekannten Mathematiker und Naturforscher von Tschirnhausen. Achtzehnjährig begab er sich in die Niederlande, wo er an der Seite seines Bruders Heinrich Friedrich, der seit 1703 in holländischen

Diensten stand, bis 1713 als Kriegsfreiwilliger an allen Feldzügen gegen die Franzosen im Spanischen Erbfolgekrieg teilnahm. Nach dem Friedensschluß kehrte er nach Sachsen zurück und erwarb sich dort große Verdienste im Pommernfeldzug gegen Schweden. So setzte er am 31. Juli 1715 beim Angriff auf Usedom mit der sächsischen Reiterei über die Swine und ermöglichte dadurch den sächsisch-preußischen Sieg. Einen Monat danach erstürmte er mit seinen Reitern die Peenemünder Schanze.

Sieben Jahre später, am 22. Oktober 1722, heiratete Friedrich Ludwig von Württemberg die ehemalige Mätresse Augusts des Starken, Ursula Katharina von Alten-Bokkum, die von Kaiser Leopold I. zur Fürstin von Teschen erhoben worden war. Es handelte sich bei der Heirat um eine «Trauung in aller Stille»; die offizielle Unterzeichnung des Ehevertrags fand erst acht Jahre später in Dresden statt. Die Trauung selbst wurde von Ursula Katharina wiederum erst nach Friedrich Ludwigs Tod im Jahr 1734 bekanntgegeben; erst von diesem Zeitpunkt an führte sie auch das württembergische Wappen. Das führte zu einem Streit mit dem Herzogshaus, der erst 1738 durch einen Vergleich beendet wurde. 1726 hatte August der Starke den Prinzen von Württemberg und Gatten seiner ehemaligen Mätresse, die von August einen Sohn hatte, zum General der Reiterei ernannt; doch noch im selben Jahr trat Friedrich Ludwig dann als Generalfeldmarschall-Lieutenant in kaiserliche Dienste. Sechs Jahre später wurde er in dieser Funktion von Anfang 1732 bis Juni 1733 als Kommandeur der kaiserlichen Hilfstuppen für Genua auf die Insel Korsika entsandt, wo es im Frühjahr 1732 in Corte zu seiner Begegnung mit dem Franziskanerpater und späteren Heiligen Theophil kam. Einige Monate nach seiner Rückkehr von der Insel konvertierte der Prinz im Februar 1734 zum katholischen Glauben. Im Sommer desselben Jahres wurde er dann als Kommandeur gegen die Franzosen nach Italien beordert, wo er am 19. September 1734, noch nicht ganz 44 Jahre alt, in der Schlacht bei Guastalla gefallen ist, und zwar, wie *Der Generalarchivarius* von 1734 unmittelbar zeitbezogen berichtete, *da er eben im Begriff war auf ein frisches Pferd zu steigen, durch zwey Schüsse, davon einer durch das rechte Auge und der andere in die Brust gegangen.* Bereits zwei Tage danach fand sein Begräbnis in Mantua statt.

Theophil von Corte wird zum Patron Korsikas

Als der württembergische Prinz 1732 Theophil von Corte begegnete, war dieser ein zwar vielbewunderter und vielverehrter, doch einfacher Mönch. Unge-



Wappen von Papst Pius XI. auf dem Holzrahmen des Gemäldes in der Eglise de l'Annociation. Pius XI. schenkte das Bild im Jahr 1930 der Insel Korsika.

fähr zur selben Zeit, als Friedrich Ludwig bei Guastalla den Tod fand, kehrte Theophil auf Geheiß seiner Ordensoberen wieder nach Italien zurück und gründete im Frühjahr 1736 bei Fucecchio in der Toskana erneut ein Ritiro, dem er bis zu seinem Tode am 19. Mai 1740 vorstand. Schon bald danach genoß er bei der Bevölkerung der Umgebung große Verehrung. Wallfahrten zu seinem Grab in Fucecchio fanden ebenso statt, wie mit der Zeit zahlreiche wundersame Vorgänge mit ihm in Verbindung gebracht wurden. Der bereits 1750 eingeleitete Prozeß zu seiner Seligsprechung endete allerdings erst am 19. Januar 1896; am 29. Juni 1930 schließlich erfolgte im Vatikan die Kanonisation des Theophil von Corte durch Papst Pius XI. Seine Heimatstadt erhob ihn zu ihrem Schutzpatron, und von dort aus fand sein Kult stetige Verbreitung auf Korsika und über die Insel hinaus. Noch heute findet daher an seinem Gedenktag, dem 19. Mai, in Corte eine große Lichterprozession statt, bei der eine Statue sowie als kostbarste Reliquie ein Finger des Heiligen durch die Stadt getragen werden. An dem Platz, wo das

Haus der Familie de Signori gestanden haben soll, zelebriert der Bischof der korsischen Diözese eine Messe unter freiem Himmel.

Schon Friedrich Ludwig soll ja, zumindest nach der Darstellung des Biographen Christiani, von der Ausstrahlung Theophils überwältigt gewesen sein. Bei eingehender Betrachtung des Bildes von beider Zusammentreffen scheint es, als habe der mit «A. Bea» signierende Künstler exakt diesen Aspekt in seinem Werk festzuhalten versucht. Das Bild selbst entstand laut Signatur im Jahr 1930 und war am Tage der Heiligsprechung Theophils in St. Peter in Rom ausgestellt. Papst Pius XI. ließ es in einen vergoldeten Holzrahmen einspannen, der von seinem Wappen geziert wird, und schenkte es 1930 der Insel Korsika. Dies gibt zu der Vermutung Anlaß, daß das Gemälde wahrscheinlich anläßlich der Heiligsprechung Theophils entstanden ist. Lange Jahre hindurch befand es sich danach im Chor der Kathedrale von Ajaccio, der Inselhauptstadt, ehe es im Juni 1974 von Soldaten der Fremdenlegion, wie der Erläuterungstext zum Bild lobend vermerkt, nach Corte, der Heimatgemeinde des Heiligen, gebracht wurde.

Wenn Karl Pfaff in seiner bereits zitierten Lobeshymne auf den Heldenruhm der Prinzen des württembergischen Fürstenhauses schrieb: *Wenige Schlachten fielen vor, in denen nicht ein württembergischer Prinz mitfocht, und selbst im fernen Norden und Osten Europas erkämpften sie sich kriegerischen Ruhm*, so blieb der Süden des Kontinents hier unerwähnt. Dort jedoch war es weniger der Kriegeruhm, durch den ein Mitglied des Hauses Württemberg in die Annalen zumindest der korsischen Geschichte Eingang fand. Vielmehr gelang ihm dies durch ein in seiner Heimat höchstens beiläufig zur Kenntnis genommenes Ereignis: durch die Rolle, die er für einen kurzen Augenblick im Leben eines korsischen Heiligen spielte, und dadurch, daß sehr viel später ein unbekannter Künstler gerade diesen Augenblick festzuhalten für Wert erachtete, in einem schlichten Gemälde, das letztlich seinen Platz in einer ebenso schlichten Kirche im Herzen der Insel Korsika fand.

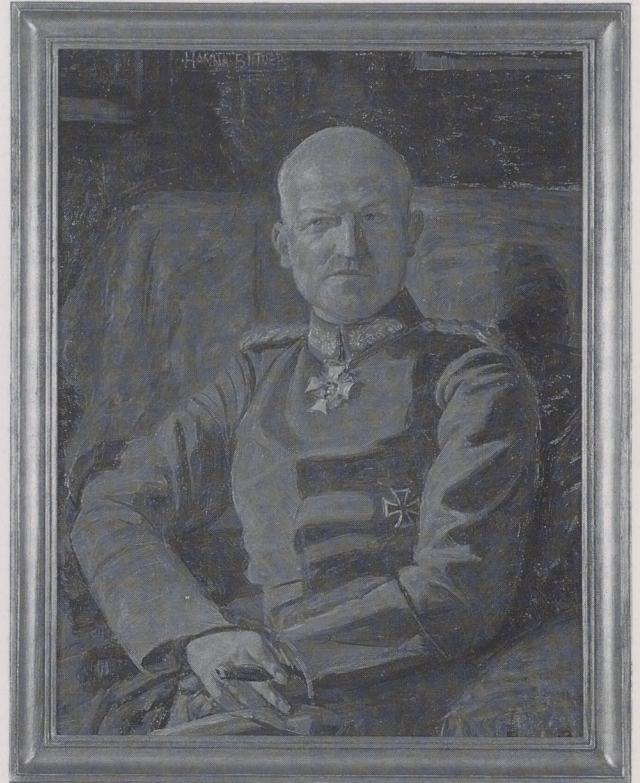
*Der Neckar nicht und Donau, die Alpen nicht und Rhein.
Es soll ein größeres Deutschland das Vaterland Dir sein.
Schweif fremd nicht auf der Erde, verachte fremden Tand.
Schlag immer tiefer Wurzel im deutschen Vaterland!
Sei Schwabe nicht und Bayer, auch Hesse nicht und Preuß,
Am großen deutschen Stamme sei wurzelechtes Reis!*
So steht es in einem Gedicht, das Otto Haas im Jahr 1922 seinem Patensohn Eugen gewidmet hat. Später hat er ihn den ersten geborenen Preußen jener Familie genannt. Woraus zu schließen ist, daß es auch andere «Preußen» gegeben hat, aus Neigung und vom Beruf her preußisch gewordene eben. Soll man den als Generalleutnant pensionierten Otto Haas dazu rechnen? Immerhin hat er in einer Denkschrift vom Jahr 1919 *Nachkriegspolitische Gedanken* geschrieben: *Eine Zerlegung (des deutschen Reiches) in kleinere Staaten deutscher Nationalität (. . .) führt zum Untergang Deutschlands. Deshalb ist es notwendig, daß in dem neuen Deutschland alle Preußen von Gesinnung wohnen. Es darf keiner fehlen.* Ein Württemberger und Schwabe dazu als Wahlpreuße? Nicht jeder mag das gerne lesen. Diese These bedarf der Überprüfung.

Das alte Württemberg –
Bürgerland, kein Soldatenstaat

Die Württemberger galten als tüchtige und zuverlässige Soldaten; der alte Moltke hat das festgestellt und später auch General Ludendorff. Niemand aber schloß daraus, daß das Herzogtum und spätere Königreich Württemberg ein Soldatenstaat gewesen sei wie das alte Preußen.

Das Land mußte gelegentlich Fürsten ertragen, denen man weitreichende Ambitionen nachsagte, den Herzog Karl Eugen etwa; aber es blieb bürgerlich und eine höchstens mittlere Macht. Großmachtträume waren den Württembergern fremd. Wenn sie Macht besaßen und Einfluß ausübten, dann hielten sie sich lieber im Verborgenen. Prunkvolle Paraden und bombastische Manöver überließ man Kaiser Wilhelm II. Man schätzte auch bei den eigenen Generälen in erster Linie Zuverlässigkeit, im Krieg Tapferkeit und Nüchternheit. Der letzte württembergische König ließ sich nur ungern in die Uniform zwingen.

Natürlich gab es im Land alte Soldatenfamilien, in denen Tradition viel galt; zivile Tradition jedoch überwog. Dafür hatte man die Seminare und das Tübinger Stift. Zumindest nach dem Tod der «gro-



Otto Haas 1917 als Generalmajor, Ölbild von Hanna Binder geb. Kommer.

ßen» Söhne, der Hegel und Schelling, Hölderlin und Mörike zum Beispiel, war man auf sie stolz. Da mochte man sich dann auch der Generalsfamilie Reinhardt erinnern und entdecken, daß auch General Groener Schwabe gewesen ist.

Aus einer solchen alten Soldatenfamilie stammte der Großvater des Generals Otto Haas, Carl Joseph Haas (1792–1862). Aber er war ein importierter Württemberger, ein «Reing'schmeckter». Kein Wunder, daß es geraume Zeit brauchte, bis das Geschlecht der Haas im Lande der Schwaben angenommen wurde –, nachdem es durch gemäße Heiraten sich vollends eingebürgert hatte.

Die bayerische Familie Haas
wird in Württemberg heimisch

Jener Carl Joseph hatte, wie sein Vater, Johann Nepomuk Ludovicus Haas (1751–1802), der sich in den Kriegen gegen die Franzosen bewährt hatte, Offizier werden wollen und dies schon, als er zehn Jahre alt war, durch seinen *Erlauchten Churfürsten und Landesherren* von Bayern zugesagt erhalten. Sein Hüft-

leiden – Carl Joseph war während des Kriegs gegen das Frankreich der Revolution buchstäblich im «Feld» geboren worden – hat die Verwirklichung seines Wunsches verhindert.

So konnte er in Bayern keine angemessene Position bekommen. Aber im befreundeten, damals allerdings sehr protestantisch geprägten «Ausland», in Württemberg, erhoffte er sich eine Chance. Carl Joseph, der noch katholisch blieb, zeigte sich im Zivilberuf tüchtig und erfolgreich. Er brachte es in Wasseralfingen, der württembergischen Eisenstadt, bis zum Königlich Württembergischen Hüttenverwalter. Daraus machte man später den Herrn Direktor. Nun, was dem Vater nicht vergönnt war, Offizier zu werden, dafür wollte er auf alle Fälle seinem einzigen Sohn – er hatte fünf Töchter – den Weg ebnen. Der Stammhalter Johann Gottlieb Karl Haas wurde als Sechzehnjähriger in die Ludwigsburger Offizierslehranstalt aufgenommen, bestand gut, avancierte planmäßig, wobei er sich im deutsch-französischen Krieg als «Kompagniekommandant» bewährte, und beschloß seine militärische Laufbahn als Oberst mit Dienstsitz auf dem Hohen Asperg. Der zweite Sohn Otto hat von jener Zeit manche An-

ekdote erzählt. Etwa, daß es dort hinauf noch keine Wasserleitung gab, das unentbehrliche Naß also mit Wagen transportiert und streng rationiert wurde: für die ledigen Herren Offiziere gab's einen Eimer, für die verheirateten deren zwei. Die Kinder Haas mußten, auch im kältesten Winter, zur Schule erst ins Tal stiefeln, wo sie dann, immerhin, das Dampfzüglein nach Ludwigsburg erwartete. Eine Haas-Tochter soll sich gelegentlich verspätet haben. Wenn sie endlich heranstürmte, piffte der Herr Stationsvorstand und rief: *Das Fräulein Oberst kommt, einsteigen!*

Preußische Kadettenanstalt und Garnisonsdienst in Weingarten

Die beiden Söhne, Gustav (geb. 1861) und Otto (geb. 1864), wurden in die preußischen Kadettenanstalten geschickt, Otto schon im Alter von zehn Jahren. Ihren Briefen und Berichten nach waren es harte, aber dennoch fröhliche Jahre für die jungen Leute, die es natürlich auch genossen, daß sie Offiziere werden durften. Jene Kadetten waren schon Kaiser Wilhelms I. Lieblinge; der alte Herr gönnte

Im Kadettenkorps Berlin-Lichterfelde 1874/75. Kadett Haas in der obersten Reihe zweiter von rechts im Profil.



der Anstalt häufig seinen Besuch. Einmal soll er sich dabei hinter des jungen Kadetten Otto Haas Platz gestellt und dessen Gabel erbeten haben, um die Kost zu probieren. Jenes erlauchte Eßgerät sei, so die Haas'sche Familienüberlieferung, sorgsam aufbewahrt worden –, bis die respektlosen Bomben bei einem Angriff auf Stuttgart auch jenes Erinnerungsstück vernichtet hätten.

Otto Haas wurde am 4. Mai 1882 als Portepfefähnrich zum württembergischen Grenadierregiment Nr. 5 König Karl versetzt und vereidigt. Er avancierte rasch, absolvierte eine turnerisch-sportliche Ausbildung auf der Königlich Württembergischen Militärturnanstalt und darauf noch einen Kurs an der Kriegsakademie, ohne aber, nach der Beförderung zum Hauptmann, die Generalstabslaufbahn einzuschlagen. Er blieb «bei der Truppe», von 1912 an als Oberstleutnant und Bataillonskommandeur in der südwürttembergischen Garnison Weingarten, dann, kurz vor dem Ersten Weltkrieg, dort noch als Oberst und Kommandeur des Inf. Regiments 124. Er fühlte sich bei der Truppe am rechten Platz und war, seit 1891 verheiratet, glücklich im idyllischen, weit von Stuttgart und dem Hauptstadtgetriebe entrückten Städtchen. Alte Weingartener glauben sich daran zu erinnern, der Herr Oberst habe keineswegs nur bei seinen Soldaten das «Regiment» geführt.

Gegen Frankreich und Italien:
Siege – aber nicht der Sieg!

Den Kriegsausbruch erlebte Otto Haas in Weingarten. Er rückte mit seinem Regiment sofort an die Westfront; der Kommandeur und seine Offiziere und Soldaten wurden in vielen Schlachten, von den Gefechten in den Ardennen bis nach Verdun und in den Kämpfen an der italienischen Front, auf bittere, blutige Proben gestellt. Der Regiments- und später Brigadekommandeur führte, oft zum Unbehagen seiner Stabsoffiziere, gerne ganz vorn, in der «Stellung» und im Grabenkrieg, und litt mit seinen Soldaten. Er suchte ihr Schicksal, mit allen Strapazen und Gefahren, zu teilen. Im Frühsommer 1915 schrieb er nach Haus:

Ich habe alles genau geordnet und die letzten Befehle gegeben. Meine Musketiere schlafen in Seelenruhe. Ich aber finde keine Ruhe. Und das Lied: «Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod», will mir in Gedanken an meine armen Soldaten nicht aus dem Sinn. Ich finde Ruhe nur im Gebet zu Gott.

Er glaubte, wie die allermeisten Deutschen damals, fest an den deutschen Sieg und konnte so an den Bruder in die USA schreiben: *Ja, es ist ein Stolz, Deut-*

scher zu sein! Wir glauben an unseren Sieg, weil wir siegen müssen, andernfalls hörten wir auf, zu sein – gut, dann gehen wir mit Ehren unter!

Heute klingt uns das Wort *Wir werden siegen, weil wir siegen müssen* nach dem zweiten verlorenen Krieg fatal in den Ohren. Doch sollten wir, was Otto Haas hier schrieb und woran er fest glaubte, aus der Lage des Frontoffiziers und der Zeitsituation heraus zu verstehen suchen. Die Bitterkeit über den Zusammenbruch und die Entfremdung zwischen Front und Heimat war bei vielen Soldaten so groß, daß sie 1918 nur zu geneigt waren, an die von Hindenburg und Ludendorff mitpropagierte «Dolchstoßlüge» zu glauben, als hätte die revoltierende Heimat der siegreichen Front den Dolch in den Rücken gestoßen. Otto Haas hat differenzierter geurteilt. Aber das «Fronterlebnis» einer neuen Gemeinschaft über alle früheren Standesurteile hinweg hat ihn, wie viele seiner Kameraden, geprägt. So konnte er dem evangelischen Pfarrer von Weingarten im letzten Kriegsjahr schreiben: *Bei uns herrscht der reine Kommunismus. Was einer bekommt, wird an alle verteilt. Nur von dem herrlichen Quittengesätz aus Ihrem Kirchengarten weiß und kriegt keiner etwas. Davon eß' ich ganz allein.*

Vor dem Kriegsgericht:

Unteroffizier Otto und Oberst Otto Haas

Eine Episode aus jenen Kriegsjahren ist wert, erzählt zu werden. Sie kennzeichnet den Obersten Haas und auch die alte Armee. Es gab beim Stab der Brigade Haas eine Funkstelle, ausgestattet mit kostbaren Geräten und einer besonders hohen Antenne. Der Funkverkehr war für die Einheit überlebenswichtig. Oft kamen die Befehle der Division direkt auf jenem kurzen Weg, und oft waren die Meldungen zu Division und Korps nur so rechtzeitig zu schicken. Kein Wunder also, daß man beim Stab die Installationen mit Argusaugen bewachte.

Wenn nun achtlos Landser, an der Anlage vorbeistapfend, die Zuleitungen beschädigten, konnte das schlimme Folgen haben. Das militärische Donnerwetter, welches über jene Missetäter niederprasselte, war zumindest verständlich. In unserem Falle war es überdies ein Kommandeurs-Gewitter des Obersten Haas und hatte beträchtliche Folgen. Ein Trupp Soldaten nämlich, geführt von dem Herrn Unteroffizier Otto, war auf dem Rückweg zu nahe an der Antennenanlage vorbeimarschiert. Dabei hatte einer von ihnen die Zuleitungen gestreift und die Funkstelle für eine Weile stillgelegt. Desto lauter aber wurde die militärische Begleitmusik für den Unteroffizier Otto, in Zivil seines Zeichens Student aus Tübingen. Der Brigadeadjutant hatte den Scha-

26. Inf. Div.
II A Nr 61 Pers.

Div. St. Qu., den 18. September 1916.

1. Ich bestrafe den

Oberst & Kommandeur der 51. Inf. Brig. Otto Haas

mit

einem Tag Stubenarrest,

weil er am 7. August 1916 in Le Transloy einen Untergebenen beleidigt & sich einer vorschriftswidrigen Behandlung desselben schuldig gemacht hat, indem er den Unteroff. d. R. Otto des Lichtsignaltrupps IV. A. K. einen gemeinen Lumpen, Schuft & and. hiess & denselben an der Brust packte.

1 Verg. g. § 121. MStGB vergl. mit § 3 Abs. 2 Ziff. 1 Einf. Ges. z. MStGB.

2. Die Vollstreckung der Strafe wird aus dienstlichen Gründen vorläufig ausgesetzt.

*Wolfgang Janssen von M...
Oberst d. Infanterie*

Generalleutnant & Divisionskommandeur.

18. 9. 1916.

die Befehlsbefugnis

Haas

Obst mit Brigadepersonal.

den als erster bemerkt und sich den Unteroffizier Otto gehörig vorgenommen. Nun war auch der Herr Brigadekommandeur alarmiert worden und herausgeeilt. Ob er besagten Unteroffizier dann nur verbal – wie Oberst Haas sich entsann – oder auch «tätlich» – wie der Attackierte behauptete –, angefaßt hatte, blieb strittig. Laut und heftig war's auf jeden Fall. Dafür bürgte schon das weithin bekannte

Temperament von Otto Haas. Unteroffizier Otto erstattete Meldung und suchte Gerechtigkeit für die ihm angetane Unbill. Und das Verfahren lief an, Krieg oder nicht: Ordnung muß sein! Vernehmungen wurden durchgeführt, Protokolle verfaßt und eine Verhandlung vor dem Divisionsgericht anberaumt. Und dann erfolgte das wahrhaft salomonische Urteil: *In der Untersuchungssache gegen den Oberst*



1915 an der Argonnenfront, Besuch des Kronprinzen Wilhelm, dritter von rechts. Oberst Haas, zweiter von rechts, erläutert die Befestigungspläne.

Unten rechts: 1916 im Schützengraben an der Somme bei seinen Männern.

& Brigadekommandeur Otto Haas, 51. Inf. Brig., wird von der Einleitung eines kriegsgerichtlichen Verfahrens wegen Misshandlung des Unteroffiziers d. R. Otto des Lichtsignaltrupps IV. A. K. Abstand genommen, da nach der bisherigen Feststellung des Sachverhalts in subjektiver Hinsicht Oberst Haas weder die Absicht, noch das Bewusstsein gehabt hat, dass durch seine Handlungsweise der Unteroffizier Otto körperlich misshandelt werde, da somit subjektiv kein Vergehen gegen § 122, sondern nur ein solches gegen § 121 MStGB vorliegt, welch' letzteres gem. § 3 Abs. 2 Ziff. 1 Einf. Ges. zum MStGB disziplinär geahndet werden kann.

Das war weise entschieden! So konnte man verhindern, daß aus der Sache eine gerichtliche Haupt- und Staats-Aktion würde. Es war Krieg. Und Frontkommandeure wie der damalige Brigadekommandeur Otto Haas wurden rar. Die Totenliste gerade der aktiven Offiziere schwoll bedenklich an. Da hatte die Beschwerde des Unteroffiziers Otto ein geringeres Gewicht als in Friedenszeiten. Aber Recht mußte Recht bleiben. So wurde dem – im übrigen bald zum Generalmajor beförderten – Oberst Haas die Strafverfügung zugestellt: 1. Ich bestrafe den Oberst & Kommandeur der 51. Inf. Brig. Otto Haas mit einem Tag Stubenarrest, weil er am 7. August 1916 in Le Transloy einen Untergebenen beleidigt & sich einer vorschriftswidrigen Behandlung dessen schuldig gemacht hat, indem er den Unteroff. d. R. Otto des Lichtsignaltrupps IV. A. K. einen gemeinen Lumpen & Schuft hiess & denselben an der Brust packte.

2. Die Vollstreckung der Strafe wird aus dienstlichen Gründen vorläufig ausgesetzt.

Die Niederlage: Jung - Siegfried - Deutschland vermählt mit einer alternden Hetäre

1. Wir haben den Weltkrieg verloren nicht aus einem Grunde, sondern aus einer Summe von Tatsachen.
2. Die seelische und sittliche Verfassung des deutschen Volkes war der Riesenaufgabe nicht gewachsen. Die Genußsucht, der Tanz um das goldene Kalb hatte weite Kreise, insonderheit auch das Heer, ergriffen.
3. Die politische Führung nach außen und innen seit Bismarck war ganz unzulänglich. (. . .) Nur nach einer Richtung war das Steuer erkennbar: Das Festhalten am Dreibund. Der Fluch allen Epigontums! Der jugendstarke Leib Jung-Siegfried-Deutschlands, vermählt mit einer alternden Hetäre. Otto Haas in einer Denkschrift von 1919.

Otto Haas hatte das Kriegsende an der Front erlebt und die Reste seiner Division in straffer Ordnung, fast ohne Zwischenfälle, in die Heimat zurückführen können. Sein Urteil über das Deutschland vor 1914, dem er den jugendstarken Leib Jung-Siegfrieds zumaß, war sehr einseitig: es entsprach aber der Stimmung bei vielen Deutschen. Noch ungerechter aber war seine Verdammung des Vielvölker-Staates Österreich-Ungarn als einer alternden Hetäre. Er hat später Eindrücke aus der Vorkriegszeit und von der alten Armee ergänzt und oft auch korrigiert. Dazu gehörte auch die Beurteilung mancher Kriegsge-



schehnisse. Vor allem aber hat ihn die Enttäuschung nicht ins Abseits getrieben. Er hielt nichts von jenen «alten Kameraden», die jetzt nur nach rückwärts blickten, statt an die Aufgaben der kommenden Jahre zu denken.

Entschluß zur Mitarbeit am neuen Staat:
Otto Haas wird Landeskommendant

Der ins oberschwäbische Weingarten zurückgekehrte General Haas blieb im Dienst. Er verfolgte die Ereignisse kritisch, aber ohne Voreingenommenheit. Seine Ablehnung der Revolution verführte ihn nicht, wie die meisten seiner Kameraden, zum Nein gegenüber dem neuen Staat. Er respektierte die Bemühung der sozialdemokratisch geführten Regierung, die Staatsordnung wiederherzustellen, und war beeindruckt von dem Mut des SPD-Wehrministers Gustav Noske, alle Umsturzversuche zu bekämpfen und notfalls *den Bluthund zu machen*. In Württemberg war man nach kurzen, revolutionären Wirren rasch zur gewohnten Staatsordnung zurückgekehrt. Otto Haas hatte sich zur Mitarbeit bereit erklärt und war zum Landeskommendanten von Württemberg, später zum Befehlshaber neu aufzustellender Grenzschutzeinheiten, ernannt worden; beides mühsame Aufgaben, die Geduld und Geschick erforderten. Man vertraute ihm, weil er sich um Ausgleich bemühte, politisch nicht fixiert und frei von jeglichem Fanatismus war. Und so konnte er den neuen, schwierigen Auftrag mit gutem Gewissen auf sich nehmen.

Aber auch persönlich mußte Otto Haas eine schwere Last tragen: Seine Frau starb am 25. Juli 1919. Er war tief getroffen, resignierte jedoch nicht, sondern hielt sich an sein dem im Krieg gefallenen Offiziersfreunde Gustav Keller gegebenes Versprechen, für die Witwe und deren Kinder zu sorgen. Später schloß er mit ihr eine neue, überaus glückliche Ehe, der drei Kinder entsprossen.

Man könne «auch die Sozialdemokraten wählen»

Immer wieder kreisten seine Gedanken um die Kriegs- und Vorkriegszeit; er fragte mehr nach den Ursachen der Niederlage als nach dem Zusammenbruch des alten Regimes. Er zog in vielen Briefen und Denkschriften Bilanz.

Seine Kritik richtete sich auch in großer Entschiedenheit gegen die Überbewertung des Militärs in der wilhelminischen Zeit, gegen den vom Ausland oft verspotteten, aber auch gefürchteten preußisch-deutschen Militarismus: *Die Parität zwischen adligen und bürgerlichen Namen, zwischen Garde und Linie, ja*

selbst zwischen den einzelnen Waffen, wurde nicht gewahrt. Strebertum und Ehrgeiz, Ämter- und Mitgiftjägeri waren vielfach zu beobachten. Otto Haas hatte mit seiner Kritik auch auf den Generalstab, die *Große Bude*, wie er ihn gelegentlich nannte, gezielt, dabei aber keinen Zweifel gelassen, daß er die Armee insgesamt meinte. Er blickt, oft bitter und voller Zorn, zurück in die Vorkriegszeit, die man später das wilhelminische Zeitalter nennen würde. Oft kommt er auf die Parteien zu sprechen. Er meint, daß der *Anschluß an die Demokratie wohlbegründet* sei und folgert sogar, man könne *aus praktischen Gründen ebenso gut auch die Sozialdemokratie wählen*. Eine damals für einen General erstaunliche Ansicht, die er temperamentvoll und nachdrücklich mit folgenden Worten begründete: *Als der alte Feuerkopf Bebel seinerzeit erklärte, er schultere das Gewehr noch mit seinen 70 Jahren, wenn Deutschland angegriffen werde, hatten wir alle wohl nur ein Lächeln. Heute, nach der Spaltung der Sozialdemokratie, wissen wir, daß Hunderttausende Sozialdemokraten vor dem Feinde ihre Schuldigkeit getan haben, und ebenso sicher wissen wir, daß unter denjenigen, welche ihre Pflicht dem Vaterlande gegenüber nicht getan haben, Angehörige aller politischen Parteien zu finden sind.*

Wie viele Deutsche damals war auch Otto Haas im Zwiespalt zwischen der bedingten Zustimmung zur parlamentarischen Demokratie und dem Warten auf einen «Führer» –, wobei er damit aber gewiß nicht Hitler, wahrscheinlich wohl Stresemann gemeint haben mag. Er schrieb nach einer Reise, von Weimar kommend, wo die Nationalversammlung tagte, am 9. April 1919 im liberalen «Stuttgarter Neuen Tagblatt»: *Zwei Tage Weimar, zwei Tage Nationalversammlung, viele Reden von Geist. Und doch. Heim geht es wieder durch Schnee und Eis im rollenden Zug, frühe Hoffnung im Herzen. Noch gibt es Männer. Ich habe einen gesehen, der Führer sein wird, aber wir müssen ihm helfen. Nach Versailles: Einheit des Reichs in Gefahr.*

General Haas war dem Generalfeldmarschall und späteren Reichspräsidenten v. Hindenburg verehrungsvoll verbunden, was damals für die meisten Deutschen und erst recht natürlich für Offiziere galt. Anerkennung fand er auch für General Wilhelm Groener, gleichfalls ein Schwabe und wie Haas zum «Vernunftdemokraten» geworden. Groener spielte eine bedeutende Rolle als Nachfolger Ludendorffs in der Obersten Heeresleitung und dann als Wehr- und späterer Reichsinnenminister und entschiedener Gegner der Radikalen von rechts und von links, wie Otto Haas auch. Doch war Wilhelm Groener in ganz anderem Maß als der Generalleutnant Haas ein politischer Kopf, der sich nicht scheute, sich ins Gedränge auch der «Parteipolitik» zu wagen, natürlich, wie das schon in der Weimarer

Republik der Fall war, dem Parteienstreit und vielfältiger Verleumdung auszusetzen.

In Ost und West hatten die nur dürftig mit dem «Selbstbestimmungsrecht» bemäntelten Gebietsabtretungen Deutschlands schwere Unruhen hervorgerufen und die Gefahr für den Bestand des Reichs doppelt gefährdet. Die Separatisten agierten in den von englischen, französischen und belgischen Truppen besetzten westlichen Provinzen Preußens gegen das Reich, während die Polen in Schlesien und Westpreußen versuchten, über die ohnehin strittigen Abstimmungsgrenzen hinaus Land zu gewinnen. Die Einheit des Reiches war in Gefahr. Auf deutscher Seite wurden im Osten vor allen Dingen Freikorps eingesetzt, während man im Westen Grenzschutzkommandos errichtete. General Haas hatte, im Auftrag der Stuttgarter Regierung, zur Bildung einer württembergischen Freiwilligenabteilung aufgerufen. Ihm vertrauten die ehemaligen Soldaten; bald waren mehr als fünftausend Mann bereit. Sie wurden fürs erste in Münsingen stationiert.

Die Schwabinger «Revolutionäre» und Münchener Räterepublik

In München war der Wechsel zur Republik verhältnismäßig rasch vor sich gegangen; verglichen mit den Kämpfen in Berlin und im Ruhrgebiet schien es in Bayern noch verhältnismäßig ruhig zu sein, trotz großer wirtschaftlicher Schwierigkeiten und der steigenden Unzufriedenheit der Bauern. Da änderten zwei Ereignisse die Situation schlagartig. Offenbar war jetzt München, die «heimliche Hauptstadt» der Künstler und Literaten, auch das Zentrum der Revolution in Deutschland geworden: Der linkssozialistische Ministerpräsident von Bayern, Kurt Eisner, war ermordet worden.

In den ersten Wochen nach Eisners Tod hatten die Münchener Unruhen nur wenig Interesse gefunden. Dann aber erreichten bedrohliche Nachrichten das außerbayerische «Ausland»: Radikale Agitatoren gewannen Anhang; in München und an vielen anderen Orten traten «Volkswehren» auf, «Soldatenräte» und «Revolutionsarmeen» – meist kleinere ungeordnete Haufen – und übten ihr wirres Regiment aus. Die rechtmäßige sozialdemokratische Regierung Hoffmann wich nach Bamberg aus und erbat Hilfe gegen die «Aufrührer». Ein in München proklamierter Generalstreik drohte das Land in ein wirtschaftliches Chaos zu stürzen. Übertriebene Nachrichten steigerten in Berlin und auch bei den Nachbarn des angeblich vom Umsturz bedrohten Bayern die Bereitschaft zu intervenieren. Kundge-



Werbeplakat von 1919 für die Freiwilligen-Abteilung Haas.

bungen der «Revolutionäre» aus München, welche die «Räterepublik» ausriefen und an Lenin ein Huldigungstelegramm sandten, taten ein Übriges. Eile schien geboten.

Ein seltsames Regiment von Literaten und Künstlern, Anarchisten, Sozialisten und Kommunisten aller Schattierungen, Idealisten und Agitatoren hatte in München «die Macht ergriffen». Es wurde viel geredet, geschrieben und gedruckt – und wenig geleistet. Auch die «Revolutionäre Armee» war eher zum Plündern und Demonstrieren tauglich denn zum Kampf. Der Matrose Eglhofer, der sich im Lauf der Kämpfe als geschickt und persönlich tapfer erweisen sollte, wurde zum Kriegsminister und Oberbefehlshaber der Revolutionsarmee bestimmt.

In jener Zeit hatten sich die Rechtsextremen formiert; vielfach in Geheimbünden, vor allem in der «Thule-Gesellschaft» zusammengeschlossen, praktizierten sie den «weißen Terror» gegen die «Roten» und agitierten immer heftiger. Schon wurde der heimtückische Mord – von beiden Extremen proklamiert – alltäglich. Auch ein ehemaliger Gefreiter namens Adolf Hitler weilte damals schon in München. Später von ihm kolportierte «Heldentaten» sind nicht eben zuverlässig belegt. Er zog es wohl vor,

erst einmal abzuwarten, nach dem durchaus akzeptablen Motto, daß «Vorsicht der beste Teil der Tapferkeit» ist.

Die «Roten» griffen sich, als die Kämpfe die Stadt München erreichten, eine Reihe von politischen Gegnern und brachten sie als Geiseln ins Luitpold-Gymnasium. Da war es zum Massenmord nur noch ein kleiner Schritt.

Abscheu und Entsetzen auch in Württemberg: das «Freikorps Haas» marschiert nach Bayern

Die Münchener Unruhen erregten großes Aufsehen im Reich: Ratlosigkeit und bald auch Erbitterung und Abscheu waren bei den meisten Deutschen, bis hin zu den regierenden Sozialdemokraten, die Grundstimmung. Dem blutigen Spuk müsse schleunigst ein Ende bereitet werden, so hieß es allgemein.

Während die Regierung in Berlin den Reichswehrminister beauftragte, die notwendigen militärischen Maßnahmen vorzubereiten, war man auch in Stuttgart alarmiert. Die bereits in Münsingen stationierten Einheiten des Grenzschatzes sollten zu einem «Freikorps Haas» ausgebaut, dem Reichswehrministerium zur Verfügung gestellt und, so rasch es ging, in Marsch gesetzt werden.

Nun organisierte man die Truppen neu und unterstellte sie General Haas und Oberstleutnant von Wöllwarth. In Ulm wurde ein Eingreifstab unter Major von Seißer eingerichtet, der die Operationen zu koordinieren hatte. Es spricht für das Engagement und die Sachlichkeit des Generals, daß er, obgleich der Ranghöchste der württembergischen Freiwilligen, einverstanden war, daß der fähige und energische Major von Seißer von Ulm aus nicht nur zu dirigieren, sondern auch zu entscheiden hatte. Von drei Seiten her rückten Reichswehrtruppen und Freikorps auf die bayerische Hauptstadt vor. Die Württemberger marschierten rasch, ohne viel Widerstand zu finden, über Memmingen, Kempten und Landshut vor und nahmen Pasing nach kurzem Kampf. Weit mehr als die «Rote Armee» machten Heckenschützen und Plünderer dem Freikorps zu schaffen. Als Nachrichten eintrafen, daß bayerische Verbände – unter ihnen auch nationalistische Freikorps – im Begriff waren, in München einzurücken, wurden die Württemberger zurückgezogen. Man gönnte dem bayerischen Nachbarn den «Sieg» und hatte daher keine Einwände dagegen, daß der bayerische General von Möhl den formellen Oberbefehl erhielt. Ebenso ließ man dem bayerischen Obersten und späteren General Ritter von Epp seinen Ruhm. Bald haben Hitlers Anhänger daraus ihre Heldenle-

18. März 1920: Reichspräsident Friedrich Ebert (links) und Otto Haas vor dem Stuttgarter Kunstgebäude, in dem damals die Reichsregierung tagte.



gende gezimmert. An den blutigen Ausschreitungen der «weißen» Truppen, die beim Einzug in die Stadt begangen und später als Antwort auf die Ermordung der Geiseln im Münchener Luitpold-Gymnasium deklariert wurden, hatte das Freikorps Haas, soweit wir heute wissen, keinen Anteil.

Kein Platz für General Haas in der Reichswehr – Abschied mit Pension bewilligt

General Haas war nach seiner Rückkehr aus Bayern nur eine kurze Ruhezeit vergönnt. Er erhielt nun das Kommando über eine zum Teil aus dem alten Freikorps Haas zusammengesetzte Division Haas, die Anfang des Jahres 1920 für die Entsendung in das Ruhrgebiet bereit war. Er notierte nicht ohne Stolz in einer «Denkschrift»: *Die Truppenteile württembergisch-badischer Herkunft sind freudig herbeigeeilt, um der bedrängten Reichsregierung beizustehen im Kampf gegen den Bolschewismus im Rheinisch-Westfälischen Industriebezirk.*

Als sich nach dem Scheitern des Kapp-Putsches – den Haas abgelehnt hatte – auch im Ruhrgebiet die Lage klärte, wurde er zum Befehlshaber der Reichswehrbrigade Nr. 5 in Frankfurt/Oder ernannt. Wie er jene Versetzung beurteilt hat, ist einem Brief an seine Schwester, die Oberin Agnes Haas, zu entnehmen: *Liebe Agnes, seit 22. 5. aus Ruhrgebiet zurück, wurde mir die Versetzung nach Frankfurt a. O. mitgeteilt. Sie ist zweifellos mit Intriguen zu erklären. Ob ich annehmen werde oder nicht, steht noch dahin. Fahre morgen nach Berlin, um Näheres zu klären.* Die Personalakten geben naturgemäß nur die knappen Fakten: 19. 5. 1920: Zum Befehlshaber der Reichswehrbrigade 5 Frankfurt a. Oder ernannt. 1. 12. 1920 Generalleutnant befördert. 1. 1. 21 Inf. Führer im Wehrkreis VI ernannt. Sitz Hannover. 2. 8. 1921: Nach Gesuch Abschied mit Pension bewilligt.

Dokumente, die sich unmittelbar auf jene *Intriguen* beziehen, sind nicht mehr auffindbar. Aber es gibt einige Hinweise auf die Hintergründe jener «Beförderungen». Neben der für die gesamte neue Reichswehr geltenden Bestimmung, daß die Streitkräfte auf die vom Versailler Vertrag gesetzte Grenze von maximal 100 000 Mann zu reduzieren seien, läßt sich erschließen, weshalb der doch noch zum Generalleutnant beförderte Otto Haas nach nur einem Jahr Dienst in Frankfurt an der Oder und weiteren kurzen Monaten in Hannover als *Infanterieführer* um seinen Abschied nachsuchte. Es ging in jener Zeit darum, welche Struktur die Reichswehr erhalten sollte: eine dem Reich zur Verfügung stehende, in sich geschlossene Armee oder Streitkräfte, die direkt unter der Befehlsgewalt des vom Reichstag gewählten Reichswehrministers stünden? Zwei Konzeptionen

und zwei führende Generäle standen hier in schroffer, zum Teil auch persönlicher Gegnerschaft in der Auseinandersetzung: Der von vielen Offizieren als der «kommende Mann» bezeichnete Generaloberst Hans von Seeckt und der seit Januar 1919 als preußischer Kriegsminister und seit Oktober desselben Jahres als erster Chef der Heeresleitung wirkende General Walther Reinhardt. Otto Haas war dem am 24. März 1872 in Stuttgart geborenen General Walther Reinhardt in freundschaftlicher Verehrung verbunden und hatte dessen Berufung zum preußischen Kriegsminister und, zehn Monate später, zum ersten Chef der Heeresleitung nachdrücklich bejaht. Reinhardt stand damals im Gegensatz zu jenen Offizieren und ihrem Wortführer General Groener, die General Seeckt protegieren und Reinhardts Konzeption scharf ablehnten, dem parlamentarisch gewählten Reichswehrminister die unmittelbare Befehlsgewalt über die Reichswehr zu geben –, wie dies heute in der Bundesrepublik Deutschland selbstverständlich scheint.

Es kam zu einer scharfen Kontroverse, als Groener beim Reichspräsidenten Ebert für Seeckt intervenierte und, wie er in seinem Tagebuch schreibt, sich in «Wut redete»: *Ich rede mich in solche Wut, daß ich unparlamentarische Ausdrücke über Reinhardt gebrauche. Ebert will nochmals mit Noske sprechen. Ich habe aber keinen Zweifel, daß es nutzlos ist; denn Reinhardt ist den Leuten gar nicht unsympathisch, weil er eben ihren Plänen entgegenkommt.* Der Reichspräsident hat damals die Auseinandersetzung beendet, indem er einem Diener die Weisung gab, eine große Bowlenschüssel und Brötchen hereinzubringen. *Der Streit wurde, so erzählt der Biograph Seeckts, General von Rabenau, in Bowle ertränkt.*

Die Auseinandersetzung dauerte fort. Otto Haas, der in Stuttgart General Reinhardt mehrfach begegnete, gehörte zu jenen hochqualifizierten Frontoffizieren, die vom ersten Chef der Heeresleitung beim Aufbau der Reichswehr bevorzugt wurden. Das stand im Gegensatz zu Seeckts Konzeption, der die Generalstabsoffiziere als besondere Elite in die Führungspositionen bringen wollte. Otto Haas hat sich auch öffentlich zum früheren Generalstab geäußert. *Gerne sei zugegeben, daß es wohl keinen Berufsstand gibt, in dem solch große Zahl tüchtiger, gleichgesinnter, wohlhabender und berufsgeschulter Männer sich findet wie in unserem Generalstab. (. . .) Die außerordentliche Arbeitsleistung war vielfach formalistischer Art. Der äußere Glanz und die unberechtigte, aber bereitwillig eingeräumte Vorzugsstellung hatte eine Atmosphäre geistigen Hochmuts geschaffen, der schließlich in Überheblichkeit und bedauerlichem Mangel am Takt ausartete.* (In: *Nachkriegspolitische Gedanken*, 1919).

Der Kapp-Putsch brachte die Entscheidung. Eine Offiziersfronde, mit der Seeckt übereinstimmte, erzwang am 24. März 1920 den Rücktritt Noskes. General Reinhardt schloß sich an. Seeckt wurde Nachfolger. Jetzt muß nur noch der zeitliche Zusammenhang bedacht werden: Damals wurde Haas zum Kommandeur der Brigade in Frankfurt/Oder ernannt, obgleich er bereits Divisionskommandeur gewesen war! Seine Versetzung nach Hannover und die Beförderung zum Generalleutnant waren wohl der «Preis» dafür, daß er kurz darauf um seinen *Abschied nachsuchte*. Er paßte nicht in die neue Reichswehr.

Ein General wagt sich in die Politik

Generalleutnant a. D. Otto Haas wollte nicht abseits stehen. Er hatte vorher schon einen starken Eindruck von der Persönlichkeit Gustav Stresemanns gewonnen, ja in ihm *den Führer* erkannt und sich seiner Partei, der Deutschen Volkspartei (Nationalliberale Partei), genähert. Nun war Otto Haas in seinen Entscheidungen frei: Er trat in die Deutsche Volkspartei, Ortsgruppe Stuttgart, ein, zeigte sich zu tätiger Mitarbeit bereit und wurde bald zum Stuttgarter Vorsitzenden gewählt. Gewiß, man wollte auch den angesehenen General gewinnen, aber man kannte sein Engagement und schätzte seine Arbeitskraft. Auch seine Offenheit, die bis zu unbekümmertem Draufgängertum reichen konnte, wurde akzeptiert oder zumindest hingenommen. Man kannte damals in der Politik noch manche eigenwillige Männer und achtete sie, wenn sie fähig oder wenigstens nützlich waren.

Gegen Fürstenenteignung und für Hindenburg

Es gibt Belege für die Art, wie Otto Haas sich in seinem politischen Amt äußerte. Vor allem bei zwei Auseinandersetzungen bezog er Position: Beim Kampf um die «Fürstenenteignung» und bei der Kandidatur des ehemaligen Generalfeldmarschalls von Hindenburg. Er nahm selbst leidenschaftlich Partei; vorsichtige Taktik war nicht seine Sache.

Wir brauchen Geld, viel Geld! Wer schnell gibt, gibt doppelt! Wer aber zur Erhaltung seines eigenen Privatbesitzes und der deutschen Kultur gegen den Ansturm des Bolschewismus kein Opfer zu bringen gewillt ist, verdient darin unterzugehen!

Die Parteileitung erbittet dringlichst freiwillige Spenden in jeder Höhe!

Mit Parteigruß. (gez.) Otto Haas. 1. Vorsitzender. Generalleutnant a. D.

(Flugblatt der DVP-Stuttgart vom Juni 1926).

Wollt frei Ihr sein und bleiben,

So wählet den freien Mann!

Wollt fürder Knecht ihr sein,

Wählet den Knecht der Partei!

(Gedicht von Otto Haas für Hindenburg zum zweiten Wahlgang der Reichspräsidentenwahl im Jahr 1925).

In beiden Fällen hat er ganz engagiert Stellung genommen: Gegen den von der Linken veranstalteten Volksentscheid für eine Enteignung der ehemals regierenden Häuser, der nach einem erfolgreichen Volksbegehren zu heftigen Auseinandersetzungen in der deutschen Öffentlichkeit geführt hatte, dann aber gescheitert war, und für die Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten.

Briefe an seine Schwester Agnes bestätigen das heftige Engagement von Otto Haas in jenen beiden Fragen. Hier war er gewiß nicht nur der Vertreter seiner Partei, sondern persönlich betroffen. Die Reichspräsidentenwahl war nach dem viel zu frühen Tod Eberts im Jahr 1925 notwendig geworden; für Otto Haas ist auch sie zu einer Grundsatzentscheidung geworden. Er hatte sich ohnehin nur schwer damit abgefunden, daß alle vier Jahre gewählt und dann womöglich ein «Parlamentarier» herausgestellt würde, statt eines «überparteilichen Mannes». In einem Brief an seine Frau vom 15. Dezember 1918 bezog er drastischer, als er's öffentlich getan hätte, Position: *Mir persönlich wäre an der Spitze des Staates ein streng konstitutionelles Staatsoberhaupt lieber gewesen als ein alle vier bis fünf Jahre wechselnder Parlamentarier (alias Schwätzer) mit all den wüsten Wahlkämpfen und anderem.*

Nun, bald kam die Entscheidung. Sie schien ganz im Sinn auch von Otto Haas, denn Paul von Hindenburg war schon während des Krieges, verherrlicht als der getreue *Ekkehard des deutschen Volkes*, der eigentliche heimliche Kaiser gewesen. Er sollte nun, über den Parteien stehend und mit den großen Vollmachten der neuen Verfassung ausgestattet, als eine Art von Ersatzmonarch wirken. Der Streit der demokratischen Parteien, die sich nicht auf einen angesehenen und glaubwürdigen Kandidaten hatten einigen können, hatte das bewirkt.

Nachdem es den gegeneinander stehenden Parteikoalitionen – SPD mit Zentrum und Demokraten auf der einen, die gemäßigten Rechten und die Rechten auf der anderen Seite – nicht gelungen war, die notwendige Mehrheit zu erringen, trat man an Generalfeldmarschall von Hindenburg heran und überredete ihn, die Kandidatur – er sah sie als «überparteilich» an – zu akzeptieren.

Otto Haas hat den Wahlsieg Hindenburgs freudig begrüßt und dem ihm auch persönlich verbundenen



Otto Haas, 1929 in Frankfurt/Main, schon von der Krankheit gezeichnet.

neuen Reichspräsidenten nicht nur öffentlich gehuldet, sondern auch persönlich seine Glückwünsche dargebracht. Leider sind alle jene Briefe im Bombenkrieg verlorengegangen.

Ihm blieb erspart, miterleben zu müssen, daß eben jener Hindenburg, 1932 von den demokratischen Parteien einschließlich der SPD wiedergewählt, am 30. Januar 1933 den Zerstörer der demokratischen Freiheit und den Todfeind der parlamentarischen Regierungsform zum Reichskanzler ernennen würde. Es war auch ein Versagen der Demokraten. Otto Haas hätte auch dies wohl gesehen, denn er war stets ein Gegner der Totalitären, gleichwie, ob von rechts oder links.

Bei der geforderten Fürstenenteignung war es vor allem die Forderung, daß sie «entschädigungslos»

zu erfolgen habe und zum größten Teil auch das Privatvermögen einbeziehen solle, was ihn zur scharfen, ja polemischen Absage veranlaßte. Denn er sah, wie er in einem Flugblatt formuliert, in einem solchen Verlangen vor allem auch das «Werk Moskaus»: *Die glänzenden Taktiker Moskaus haben sich die treffliche Gelegenheit, welche Deutschland heute der bolschewistischen Propaganda bietet, nicht entgehen lassen. Wirtschaftsebbe, Zusammenbrüche, Arbeitslosigkeit, Steuerdruck, unzureichende Aufwertung an sich berechtigter Forderungen durch Reich, Länder, Gemeinden und Volkswirtschaft bilden das günstigste Angriffsfeld gegen unsere Gesellschaftsordnung. Das gelungene Begehren und der bevorstehende Volksentscheid auf entschädigungslose Enteignung der ehemals regierenden Fürstenhäuser sind einwandfrei das Werk Moskaus.*

Hier präzisiert Otto Haas, ohne die Parteilinie zu verlassen: Es geht ihm um die Abwehr der entschädigungslosen Enteignung! Er will den Angriff auf das Bollwerk des Privatbesitzes abwehren. Dabei malt er in dicken Farben: *Täuschen wir uns nicht! Das deutsche Volk steht vor dem Wegweiser zur Rechten abendländische Sozialgesittung auf ihren Trägern Familie und Privatbesitz, zur Linken Bolschewismus über Enteignung, Raub, Mord und Bürgerkrieg.* Doch die Linksparteien scheiterten. Das Abendland war gerettet!

Otto Haas – ein Demokrat?

Zwei Jahre, von 1926 bis 1928, hat Otto Haas noch die mühsame Aufgabe des stellvertretenden Landesvorsitzenden der DVP in Württemberg erfüllt; dann zwang ihn seine angegriffene Gesundheit zum Rücktritt.

Er war sich, wie manche Briefe zeigen, stets darüber klar gewesen, daß er eine ihm im Grunde fremde Aufgabe übernommen hatte, eine Bürgerpflicht, wie er einmal gesagt hat. Wenn Toleranz die Grundtugend des Demokraten, die Einsicht, daß die Freiheit meines Nebenmenschen zugleich die Voraussetzung meiner eigenen Freiheit ist, den freien Bürger ausmacht, dann war der General, Bürger und DVP-Politiker Otto Haas ein Demokrat, obgleich er in der Weimarer Republik nicht gerade den idealen Staat, sondern eher einen Übergang gesehen hat. Er war kein Nationalist – doch ein Patriot!

Die Nationalsozialisten hat er verachtet. Er hätte sie, wäre er nicht von 1929 an krank gewesen, so vehement bekämpft, wie er sie stets abgelehnt hat. Eine Episode, die erst nach seinem Tode bekannt geworden ist, belegt es; dabei war es für ihn bezeichnend, daß er jene Geschichte auch seiner Familie gegenüber nicht erwähnt hat. Es war ihm wohl zu selbstverständlich erschienen, einem seiner ehemaligen

Offiziere jenen Freundesdienst zu leisten. Hätte er sich dessen gerühmt, er wäre gegenüber sich selbst unglaublich erschienen. So mußte erst ein Leserbrief das Ereignis bekannt machen.

In der Ulmer Zeitung erschien kurz nach seiner Beisetzung der Leserbrief eines Rechtsanwalts Dr. Nathan. Darin hieß es: *Jahre vergingen. Ich selbst war gerade daran gegangen, nach meinem Ausscheiden aus dem Heer meinen bürgerlichen Beruf wieder aufzunehmen.*

Es klopft an meiner Bürotür: Die prächtige Gestalt des Generals Haas tritt ein, in Felduniform mit hochgeschlagenem Mantelkragen. Es kommt kaum zur Begrüßung. Nicht einmal einen Stuhl darf ich anbieten. Er erklärt mir, daß er – auf der Durchreise nach München, wo die spartakistischen Unruhen niederzukämpfen waren – nur wenige Minuten in Ulm sei, daß er sich nach mir befragt und gehört habe, daß ich nach meiner Verwundung wieder tätig sein könne. Er komme nur deshalb, weil er mir etwas sagen wolle: Er bedauere sehr, daß nun nach dem Krieg bei uns der Antisemitismus so um sich gegriffen habe; es tue ihm dies um meinetwillen leid. Dies wolle er mir persönlich sagen, nur deshalb sei er gekommen. Und kaum, daß mir die Möglichkeit war, ein entsprechendes Wort des Dankes zum Ausdruck zu bringen, schüttelte mir der General zum Abschied die Hand mit den Worten: «Ich bleibe Ihr treuer Kamerad. Auf Wiedersehen!»

Leidenszeit und Erfüllung

Es geht mir leider sehr wenig gut. Seit vierzehn Tagen habe ich das erste Jahr überschritten, in dem ich dauernd

zu liegen gezwungen bin, und es gehört ein außerordentliches Vertrauen dazu, an eine Wiederherstellung überhaupt noch zu glauben. Ganz allein meiner tapferen Frau schulde ich es, daß ich an dieser Aufgabe nicht erlegen bin. Mein Haus zu bestellen, ist die wichtigste Aufgabe.

Das hatte er am 30. Januar 1930 dem Weingartener evangelischen Stadtpfarrer Krauß geschrieben. Er hatte richtig gesehen: nur ein Jahr sollte ihm noch bleiben. Seine Sorge galt zweifellos zuerst seiner Familie. Doch hat er die Zeitereignisse bis in seine letzten Tage aufmerksam und sehr besorgt verfolgt. Auch das brachte es mit sich, daß ihm kein leichter Tod beschieden war. Aber er nahm alles dies auf sich als überzeugter Christ und in der Haltung, die man nicht zuletzt auch vom Soldaten erwartete.

Am letzten Tag des Jahres 1930 ist Otto Haas in Stuttgart im Alter von 66 Jahren verschieden und wurde mit militärischen Ehren auf dem Waldfriedhof beigesetzt.

Anmerkung

Es wurde auf die Anführung von Literatur verzichtet; nur kurze Hinweise wären zu wenig, eine ausführliche Liste aber ginge zu Lasten des Berichts.

Der Verfasser konnte nicht nur die einschlägige Literatur heranziehen und sich auf eigenes Material, persönliche Kenntnis – General Haas war sein Patenonkel – und Erinnerungen auch an Hindenburg, Groener und Stresemann stützen, er verdankt vor allem seiner Cousine, Frau Ursula Strohbücker geb. Haas, der ältesten Tochter von Otto Haas, wichtiges Material, sachkundige Hinweise und unentbehrlichen Rat.



*Von Weinsbergs schlaunen Weiberchen
Hast, Bürger, du gesungen,
Und deine Verslein haben schön
In meinem Ohr geklungen:
Denn Weinsberg ist mir wohlbekannt,
Es liegt in meinem Schwabenland.*

*Allein da weiß ich wahrlich dir
Noch viel ein hübsch'res Städtchen,
Gar lieblich ist sein Lustrevier,
Gar niedlich seine Mädchen,
Und seine Weiber deutschen Bluts
Und deutscher Treu und deutschen Muts . . .*

So beginnt die 25strophige Ballade *Die Weiber von Schorndorf*, die Karl Friedrich Reinhard, geboren 1761 als Sohn des Diakons, des «Helfers», in Schorndorf, gestorben 1837 in Paris als Pair von Frankreich, 1782 im *Schwäbischen Musenalmanach* veröffentlichte. Angeregt hatte ihn das Gedicht Gottfried August Bürgers, der heute den meisten nur noch als Herausgeber der Lügengeschichten des Barons von Münchhausen bekannt ist, über die *Weiber von Weinsberg*, die 1140 bei der Belagerung Weinsbergs durch König Konrad III. ihre Männer auf dem Rücken aus der Burg – heute: «Weibertreu» – getragen haben sollen. Der jugendliche Stifter Karl Friedrich Reinhard war damals noch voll (lokal-)patriotischen Ungestüms, ohne zu ahnen, daß er einst in den Dienst Frankreichs treten sollte, dessen Truppen späterhin weniger die von Reinhard allzeit bejahte Revolution in Deutschland verbreiten, als vielmehr – ähnlich wie ihre Kameraden hundert Jahre zuvor – sich bereichern würden.

Karl Friedrich Reinhard's Gedicht, das erste und beste über das Geschehnis, dürfte am Anfang der Wiederentdeckung der «Weiber von Schorndorf» stehen, nachdem fast hundert Jahre lang wenig oder nichts über sie veröffentlicht worden war. Aber zunächst soll, um die Wirkungsgeschichte damit zu kontrastieren, kurz erzählt werden, was sich 1688 wirklich in Schorndorf und um Schorndorf abgespielt hat, soweit die Quellen aussagen. Denn heute sind die «Weiber von Weinsberg» allgemein immer noch bekannter als die «Weiber von Schorndorf» oder gar die «Weiber von Göppingen». In Schorndorf selbst freilich nehmen die Weiber den gleichen Platz ein wie in Heilbronn das Käthchen: zu allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten ziehen als Weiber kostümierte Frauen auf, und in der Werbung spielen sie ebenso eine Rolle.

1688: der Sonnenkönig greift nach dem Oberrhein

Wie 1140 in Weinsberg ging es auch 1688 um einen Krieg, einen Krieg von europäischen Dimensionen. Ludwig XIV. wollte in dem großen und langwährenden Konflikt Bourbon – Habsburg die Grenzen Frankreichs gegen das Reich begradigen, insbesondere den Rhein vollends zur Grenze machen. Dies geschah seit 1680, unter Duldung der europäischen Mächte und ihrer deutschen Verbündeten, durch die Reunionen: Schein-Rechtsverfahren aufgrund mehrdeutiger, zweifelhafter, gar auch gefälschter Rechtstitel oder auch mit Gewalt, wie bei der Einnahme Straßburgs, mit Kehl als Brückenkopf, im Jahre 1681.

Die kleineren Reichsstände sahen sich zwischen zwei Übeln: der Expansion Frankreichs, das Brandenburg für sich gewann, und den Waffen des Kaisers, der eine Reichsarmee aufstellte und Verbündete suchte. Württemberg, obwohl die Reunionskammern auch gegen seine Besitzungen links des Rheins – Mömpelgard/Montbéliard – vorgingen, suchte die guten Beziehungen zu Frankreich aufrechtzuerhalten. Der Herzog-Administrator Friedrich Karl, der von 1677 bis 1693 für den unmündigen Erbprinzen Eberhard Ludwig die Regierung führte, unterwarf sich als erster Reichsfürst Ludwig XIV. Der Administrator versuchte weiterhin, den Schwäbischen Reichskreis neutral zu halten oder doch wenigstens dessen militärische Anstrengungen auf das nach der Reichsverfassung unumgängliche Maß zu beschränken.

Die Ziele Ludwigs XIV. waren die Anerkennung der Reunionen und die Entmilitarisierung des Schwäbischen Kreises, was er durch «Protektion», die eher einer Bedrohung nahekam, zu erreichen suchte. Doch Württemberg wollte verhindern, Kriegsschauplatz zu werden, und wagte keinen Alleingang gegen die Mehrheit des Reichs und, eingedenk der Erfahrungen aus dem 30jährigen Krieg – erinnert sie an die vernichtende Niederlage bei Nördlingen im Jahre 1634 –, gegen den als übermächtig empfundenen Kaiser. So bemühte man sich um eine gütliche Beilegung des Konflikts. Dies war unrealistisch. Das Gewicht des Herzogtums Württemberg war allzu gering, da es an Truppen mangelte; ihre Aufstellung hatte die Landschaft verhindert, weil sie eine Machtstärkung des Landesherrn fürchtete. Zudem waren die Festungen in einem schlechten Zustand.



So sah ein unbekannter Kupferstecher 1689 die «Weiber von Schorndorf», abgedruckt in der Flugschrift des Daniel Speer «Der durch das Schorndorffische und Göppingische Weiber-Volck Geschüchterte Hahn».

Der Vormarsch der Türken – Belagerung Wiens 1683 – und ein Einfall der Franzosen in die Niederlande – Fall Luxemburgs im gleichen Jahre – zwangen den Kaiser zum «Regensburger Stillstand», den Frankreich zu weiteren Rüstungen nutzte. Die Erfolge des Kaisers in Ungarn verbesserten dessen Lage und verschlechterten die Position Ludwigs XIV., der Verbündete verlor, die an den Kaiser übergingen. Dennoch erhob Ludwig XIV. nach dem Tode des Kurfürsten Karls II. von der Pfalz 1685 unberechtigte Erbansprüche an dessen Erben, Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg im Namen seiner Schwägerin Elisabeth Charlotte von Orléans, der durch ihre ungeschminkten Briefe vom Versailler Hofe bekannten Liselotte von der Pfalz. Anlaß zu dem auch als «Orléansschen Krieg» benannten «Pfälzischen Erbfolgekrieg» sollte aber 1688 das Eingreifen Ludwigs XIV. in die zwiespältige Erzbischofswahl in Köln sein, derentwegen französische

Truppen das Kurfürstentum im September 1688 besetzten. Ludwig XIV. wollte die Gelegenheit nutzen, seine Ziele zu erreichen, bevor der Kaiser nach seinen Siegen in Ungarn zu mächtig würde. Am 15. September 1688 fielen die französischen Truppen ins Reich ein, zwei Tage später war die Festung Philippsburg bei Bruchsal eingeschlossen. Die Festung fiel am 29. Oktober. Offenburg wurde am 25. September, Pforzheim am 5., Heilbronn am 7. Oktober besetzt. Die Truppen hatten die Aufgabe, die Rheinlinie zu besetzen, die Gebiete längs des Flusses zu entfestigen und dem Kaiser alle Mittel, besonders Winterquartiere und Möglichkeiten zur Versorgung der Truppen, zu nehmen, damit er den Rhein nicht würde überschreiten können: ein «Wüstungsgürtel» sollte angelegt, zuvor aber noch möglichst viel Geld aus dem Lande gezogen werden durch Kontributionen und Exekutionen, durch Brandschatzungen und Gewaltanwendungen.

Württembergische Lande wehrlos,
der Regent flieht nach Regensburg

Das Herzogtum Württemberg hatte Ludwig XIV. sogleich fallen lassen. Daß der Herzog-Administrator für die Republik Venedig Truppen für deren Feldzüge in Griechenland geliefert hatte, war ihm gleichgültig gewesen. Nicht aber, als der Württemberger begann, den Niederlanden, die wegen des Eingreifens Wilhelms von Oranien in den englischen Bürgerkrieg Truppen brauchten, Soldaten zu verkaufen: dies betrachtete der Sonnenkönig als Bruch der Neutralität, und als Repressalie wurde dem Herzogtum Ende Oktober eine hohe Kontribution auferlegt. Friedrich Karl floh nach Regensburg und überließ es der Herzogin-Witwe Magdalena Sybille (1652–1712), die stets von den Werbungen für die Niederlande abgeraten hatte, im übrigen aber als unpolitisch und nachgiebig betrachtet wurde, und den hilflosen Räten, mit den Folgen seiner Politik fertig zu werden. Das Land war den Franzosen als wehrlose Beute preisgegeben, die die Zeit bis zur Ankunft der kaiserlichen Truppen ausnützen wollten.

Die wichtigsten Städte des Herzogtums wurden besetzt, der Asperg entgegen dem Willen des Kommandanten am 4. Dezember 1688 auf «Akkord» übergeben, den die Franzosen einzuhalten von Anfang an nicht die Absicht hatten. Tübingen kapitulierte einen Tag später. Der Befehl zur Entfestigung sämtlicher Städte vom 19. Dezember wurde wegen der Eile beim Abzug und wegen militärischer Unzulänglichkeiten nur im Ansatz ausgeführt, d. h. bei verschiedenen Städten und Vesten wurden zwar Breschen in die Mauer gesprengt, diese aber nicht ganz zerstört. Dagegen wurden Mannheim, Heidelberg und Pforzheim, wie von Frankreich geplant, tatsächlich vernichtet. Am 10. Dezember wurde, um die französische Kriegskontribution aufzubringen, von Friedrich Karl eine Zwangsanleihe von 135 000 Gulden ausgeschrieben, bei der Stadt und Amt Schorndorf nach Stuttgart mit 10 000 Gulden die zweithöchste Summe mit 6000 Gulden aufzubringen hatten, wie auch die Städte und Ämter Böblingen, Göppingen, Herrenberg, Kirchheim unter Teck, Nürtingen, Tuttlingen und Urach.

Der Kaiser konnte an einem raschen Entsatz der vorderen Stände kein Interesse haben, da ihm diese erst durch den französischen Einfall in die Arme getrieben wurden, resümiert Bernd Wunder. So hatte er die Bitte des Schwäbischen Kreises um Rückkehr der kaiserlichen Truppen – darunter auch solche des Kreises! – aus Ungarn zuerst abgelehnt. Mitte Oktober standen die Kreisregimenter erst vor Wien. Immerhin

setzten sich gleichzeitig sächsische Truppen in Richtung Oberrhein in Bewegung. Soweit in groben Zügen die strategische Lage bis Anfang des Monats Dezember 1688.

Krummhaar wird Kommandant
der Festung Schorndorf

Auch im Remstal wußten die Untertanen sehr wohl, wie es um das Herzogtum stand. Daß der Herzog-Administrator Truppen an Venedig und an die Niederlande verkauft hatte, war spätestens seit dem Zeitpunkt bekannt, als die Rekruten durchs Remstal marschierten. Die Festung Schorndorf erhielt im Oktober 1688 einen neuen Kommandanten, Johann Günther Krummhaar (1650–1707); seine Verpflegung im Schorndorfer «Lamm» hatten Stadt und Amt vorzuschießen, was eigentlich der Staat hätte aufbringen müssen. Ebenso mußten Stadt und Amt die Taggelder der je hundert Mann «Auswahl» aus Göppingen und Schorndorf vorstrecken, die Krummhaar als Garnison erhielt.

Krummhaar stammte aus Halberstadt und hatte im Verlauf seiner Karriere auch schon in Ungarn gekämpft; als Kommandant in Freudenstadt war er wegen Gewalttätigkeiten gegen Bürger disziplinarisch bestraft worden. Er war also nicht unbedingt die Lichtgestalt, als die er später geschildert wurde. Der Herzog-Administrator erteilte ihm am 6. Oktober die Ordre, die Festung Schorndorf mit den Bürgern und der Landmiliz, der «Auswahl», so lange wie möglich zu halten, bei allzu großer Macht des Feindes aber zu kapitulieren, zumal die Kreistruppen noch zu weit entfernt seien.

Anfang Dezember 1688 wurde die Lage kritisch. Friedrich Karl befahl vom sicheren Regensburg aus, die Festungen Asperg, Hohentwiel, Schorndorf, Hohenneuffen und Hohenurach zu verstärken, und er legte den Geheimen Räten deswegen schwere Verantwortung auch gegen Kaiser und Reich auf. Am gleichen Tag, als das Reskript in Stuttgart eintraf, verlangte der französische Gesandte Juvigny von der Herzogin-Witwe die Auslieferung Schorndorfs; andernfalls würden das Land, die Stadt Schorndorf und schließlich die Residenzstadt Stuttgart auf das schwerste gefährdet. Die Geheimen Räte versuchten, die Franzosen mit dem Hinweis auf Friedrich Karls Ordre hinzuhalten: sie mußten erst aus Regensburg Weisung einholen. Bei der Erörterung hieß es, Schorndorf habe nicht genügend Mannschaft – an Berufssoldaten nur sechs oder sieben alte Wallknechte – und nicht ausreichend Geschütz, und die Bürger wollten nicht mitkämpfen. Die Kreistruppen lägen bei Ulm, und von den Sach-

sen sei nichts zu hören. Es wurde auf das abschreckende Beispiel von Crailsheim verwiesen, wo nach der Eroberung die Besatzung mit 300 Mann von den Franzosen nach Heilbronn geschleppt und in der Kälte mit Wasser und Brot gespeist würden. Andererseits sei die Festung Schorndorf so wichtig wie Asperg, der Feind könne von dort aus das ganze Land beunruhigen, und eine Kapitulation werde Württemberg bei Kaiser und Reich große Erbitterung eintragen. Doch am Ende kamen der Geheime Rat, der Oberrat und die Kriegsdeputation – keiner wollte allein die Verantwortung tragen – gemeinsam zu dem Schluß, es werde nichts helfen, als Schorndorf zu übergeben. Nun wurden Kapitulationsbedingungen aufgestellt und am 15. Dezember darüber mit dem französischen Gesandten verhandelt. Noch am gleichen Tage überbrachten der Hofjunker Friedrich Ludwig von Hof und Kriegsrat Johann Tobias Heller das Reskript der Herzogin-Witwe mit dem Befehl zur Kapitulation samt dem «Akkord» nach Schorndorf.

Kommandant und Bürgerschaft widersetzen sich den Truppen des Comte de Mélac

In Schorndorf waren aber Kommandant und Bürgerschaft zur Gegenwehr entschlossen. Die Bürger standen vom 12. bis zum 24. Dezember 1688 auf dem Wall auf der Wacht und erhielten dabei einen Trunk Wein, für einen Kreuzer ein Pfund Brot und wegen der großen Kälte zeitweilig auch Schnaps. Aus den Rechnungen für das Brot ergibt sich, daß durchschnittlich an jedem Tag 476 Mann auf dem Wall standen bei einer Bevölkerung von rund 1600 Einwohnern. Am 13. Dezember berichtete die Stadt an den Herzog-Administrator, daß der Kommandant und die Bürger sich zu verteidigen gewillt seien, und bat um Verwendung bei den Truppen in Ulm zum Entsatz Schorndorfs. Als Nachschrift ist angefügt, der französische Brigadier Ezéchiel Comte de Mélac habe mit dem Kommandanten verhandeln wollen, was dieser jedoch verweigerte. Daraufhin schickte Mélac, der aus Esslingen, seinem Standquartier, mit 250 Reitern vor die Stadt gerückt war, einen Trompeter mit der Aufforderung, eine französische Garnison aufzunehmen. Auch dies wies Krummhaar zurück. Mélac drohte, in zwei Tagen werde er mit stärkerer Macht wiederkommen und das Nest mit Feuer zwingen. Doch Krummhaar wußte sehr wohl, daß die Franzosen nicht mehr sehr viele Truppen im Land hatten und die in Esslingen erbeuteten Geschütze schon nach Pforzheim abtransportiert waren. Nach einer Schilderung des Klosterverwalters in Lorch, Georg Friedrich Stock-

mayer, hat Krummhaar von der gesamten Bürgerschaft die Erklärung erhalten, sie spreche sich einmütig für Gegenwehr aus: *Gott secundire ihr Vorhaben.*

Gleichzeitig wandte sich die Stadt, die schon seit dem 8. Dezember Boten an die Befehlshaber der Truppen bei Ulm – den Markgrafen Karl Gustav von Baden-Durlach und den Prinzen Louis von Württemberg – um «Succurs», um Entsatz, ebenso an die bei Rothenburg ob der Tauber stehenden sächsischen Truppen geschickt hatte, an den Propst zu Herbrechtingen, Johann Joachim Bardili, der zehn Jahre lang Spezial (Dekan) zu Schorndorf gewesen war und dort noch ein Haus besaß, er möge besonders bei Prinz Louis auf Entsatz dringen, da Krummhaar befürchtete, Mélac werde womöglich Schorndorf in Brand stecken und die Umgebung der Stadt verwüsten. Um den guten Willen der beiden Offiziere zu befördern, bot die Stadt ihnen Geld an, eine «Verehrung».

Am 16. Dezember 1688 zog Mélac wieder von Esslingen herauf auf den Schurwald und quartierte sich im Kloster Adelberg und in den Dörfern Hundsholz (heute Adelberg) sowie Ober- und Unterberken ein. Die Soldaten betrogen sich in Adelberg nach der Schilderung des Klosterverwalters recht ordentlich; freilich mußte ihnen Essen, Trinken und Futter reichlich gegeben, mußten die Speisen mit Geld zusätzlich gewürzt werden. In Berken hingegen hätten sie sauber aufgeräumt und alles rein geplündert. Der Göppinger Vogt Georg Sigmund Schott berichtete dem Herzog-Administrator am gleichen Tage, es seien nicht mehr als dreihundert Mann zu Pferd und hundert zu Fuß, und sie hätten kein Geschütz bei sich, würden also Schorndorf nicht überwältigen können. Schott fügte hinzu, die zwei Abgesandten der Stuttgarter Regierung seien mit dem Kapitulationsbefehl in Schorndorf eingetroffen; Kommandant und Bürgerschaft hätten sich aber zur Übergabe der Festung nicht verstehen wollen, sondern sich einmütig zur Verteidigung entschlossen: *Darbey ist dise avanture geschehen, daß, alß die Weiber in Schorndorff gehört, daß Herren von Stutgardt kommen seyn, welche auff dem Rathauß von übergab der Vöstung an die franzosen proposition gethan hatten, sie, die Weiber, häufig vors Rathauß hingeloffen und selbe nicht mehr herunder lassen wollen, sondern was anderß zu thun gedrohet: die aber vom magistrat wider gestillet worden.*

«Haben sich auch die Weiber daselbst resolvirt zu wehren»

Der Tübinger Jurist Dr. jur. Johann Ulrich Pregizer – der später als herzoglicher Oberarchivar die Quellen

zum Einfall der Franzosen 1688 in einer Handschrift zusammenstellte – berichtete sogar seinem Schwager Georg Konrad Brodbeck, Spezial in Leonberg, der Kriegsrat Heller sei in Schorndorf *schier seiner person nicht mehr sicher alda gewesen, und haben sich auch die Weiber daselbst resolvirt zu wehren*. In Ulm erfuhr kurze Zeit später der Generalfeldwachtmeister des Schwäbischen Kreises Notger Wilhelm Graf zu Öttingen-Baldern (1653–1693), es hätten *aber die weiber von Shorendorff die abgeshikten auf dass ratshauss gefangenen gessetz undt verwahtens noh*.

Am 17. Dezember berichtete der Göppinger Vogt Schott nach Regensburg, Mélacs fünfhundert Mann zu Pferd und hundert zu Fuß stünden jetzt in der Frühe vor der Festung Schorndorf und vermeinten, diese werde ihnen gütlich übergeben werden. Die Stuttgarter Räte hätten den Schorndorfer *Magistrat bereits zimlich auff ihre seiten gebracht*, doch Kommandant und Bürgerschaft seien noch unverändert zur Gegenwehr entschlossen, in Hoffnung auf Entsatz. In Haubersbronn verbrannte Mélac die Mühle und fünf Häuser und zog sich wieder nach Esslingen zurück. Der Kriegsrat Heller kam indessen wieder frei, indem er vom Schorndorfer Spezial, M. Johannes Wässerer, *listiger Weiß aus der Statt practicirt* wurde, wie der ulmische Amtmann zu Süßen erfuhr. Heller habe den Kammerrat Johann Ludwig Seng zu dem württembergischen Prinzen Louis geschickt, um ihn vom Entsatz abzuhalten. Dem Rat folgte aus Schorndorf ein Postillion mit entgegengesetzter Botschaft, der drohte, er werde den Seng, wenn er ihn träfe, *von der Mähre herunterschießen*. Tatsächlich setzte Prinz Louis gegen den Markgrafen den Marsch der Truppen von Geislingen statt nach Schorndorf auf das von den Franzosen am 20. Dezember im Straßenkampf besetzte Stuttgart durch. Eine Verfolgung der flüchtenden Franzosen unterblieb, weil Karl Gustav fürchtete, bei einer Niederlage könnte Stuttgart erneut besetzt werden, in dessen Mauern ebenfalls Breschen gesprengt worden waren.

Nun war zwar nicht der Krieg zu Ende. Er zog sich noch viele Jahre dahin, weitete sich noch über Europa, ja bis in die Neue Welt aus, brachte 1693 auch für Württemberg neue Zerstörungen und wurde erst durch den Frieden von Rijswijk 1697 beendet, der Frankreich seine Eroberungen, einschließlich Straßburg, im wesentlichen beließ.

Und es gab ein Nachspiel. Schorndorf hatte sich nicht wegen der Demonstration der Weiber zu verantworten – diese zeitigte, soviel bekannt ist, keine Weiterungen –, mußte aber seine versprochenen «Verehrungen» überreichen. Dafür und für andere Kosten mußten Stadt und Amt bei Privatleuten 4565

Gulden aufnehmen. Generalfeldmarschalllieutenant Markgraf Karl Gustav von Baden-Durlach erhielt 900 Gulden, Obrist Prinz Louis von Württemberg 600 und der Kommandant Obristlieutenant Johann Georg Krummhaar 450 Gulden. Als Krummhaar im April 1689 abzog, leistete ihm die Stadt für seine *Bagage* auf ihre Kosten Vorspann bis Cannstatt; und als er im November dieses Jahres wieder in Schorndorf einquartiert war, wurde ihm bei seiner Ankunft mit einem Eimer guten alten Weins, mit fast 300 Liter aus dem Spitalkeller aufgewartet. Prinz Louis wurde 1693, als er wieder in Schorndorf sein Quartier nahm, großzügig von der Stadt bedacht. Nur der Prälat Bardili ging leer aus und beklagte sich 1691, als er um die Entschädigung für sein beim Stadtbrand ein Jahr zuvor in Schorndorf abgebranntes Haus verhandelte, bitter über die Undankbarkeit der Stadt, wo doch nur dank seiner Bemühungen um Sukkurs 1688 *die heroische resolution bey Männer und Weiber, die Statt nicht aufzugeben*, erfolgt sei.

Der Herzog-Administrator machte dem Geheimen Rat am 25. Dezember 1688 – kaum daß die Franzosen, *diese Raubvögel die Statt Stuttgard nun widerumb quittieret* – heftige Vorwürfe. Zum einen wegen der Übergabe der Festung Hohenasperg, doch *dieses ist nun eine geschehene Sach*. Zum andern äußerte er sein Unverständnis über die Übergabe von Schloß und Stadt Tübingen. Daß aber wider seinen ausdrücklichen Befehl über die Kapitulation Schorndorfs abgestimmt worden sei, zeige, *daß der Respect gegen Unß zimlichermasen erloschen sein mueß*.

Der Geheime Rat sah sich nun auch bewogen, seine Handlungsweise beim Reichsoberhaupt zu rechtfertigen, und übersandte schon am 5. Januar 1689 eine umfangreiche Denkschrift an den Kaiser, der eigens Krummhaar noch am 24. Dezember befohlen hatte, Schorndorf zu halten. Das Mandat ist aber wohl nicht mehr rechtzeitig eingetroffen. Die Räte verwiesen auf den Widerstand der Landschaft gegen Verteidigungsmaßnahmen und auf ihre persönliche Bedrohung durch die Franzosen. Sie hätten zwar die Übergabe der Festung Schorndorf angeordnet, aber Kommandant und Bürgerschaft die wirkliche Entscheidung freigestellt. Dabei verstiegen sie sich sogar zu der Behauptung, es sei in vorigen Kriegen – vielleicht ein Verweis auf Konrad Wiederhold, den Kommandanten des Hohentwiel im 30jährigen Krieg – *nicht frembd gewesen, einem rechtschaffenen*

So sah ein Lithograph im Jahre 1824 die Schorndorfer Weiber. Entnommen dem Buch: Die Geschichte Württembergs. Für die Jugend bearbeitet von Carl Pfaff. ►



Schoondevogel's Weiber retten ihre Vatersstadt

Commendanten ordre zur übergab zu geben, deren er doch, mit nachgefolgter approbation seiner herrschafft, nicht parirt. Ob dies glaubwürdig ist?

Unruhe auch bei den «Göppinger Weibern»

Wie dem auch sei, Schorndorf hat sich gehalten. Ähnliches begab sich in Göppingen. Hier wirkten der Vogt Georg Sigmund Schott, der Physikus Martin Maskowsky, der Barbier Gottfried Lutz und der Kollaborator Daniel Speer zusammen, und die Frauen von Göppingen haben den aus Stuttgart hergeschickten Kommissar trotz dessen Drohungen – *Ich gebe Feuer auf die Kanaillen* – an der Weiterreise gehindert, da sie befürchteten, er werde die Entsatztruppen aufhalten. Der Vogt Schott übrigens ist 1693 anstelle des erkrankten Prälaten Bardili von den Franzosen als Geisel verschleppt worden und zwei Jahre später in Metz gestorben. Daniel Speer, 1636 in Breslau geboren, war weit herumgekommen, hatte über seine Erlebnisse Romane verfaßt, so besonders den *Ungarischen oder Dacianischen Simplissimus*, und sich als Komponist betätigt; seine literarischen und musikalischen Werke werden noch heute als Quellen der Kulturgeschichte bzw. der Volksmusik in Polen, Ungarn und der Slowakei hoch geschätzt. Dieser Speer also verfaßte anonym eine illustrierte Broschüre, in der der Stuttgarter Regierung heftige Vorwürfe gemacht werden: sie habe es an rechter Anstalt zur Gegenwehr gegen die Franzosen fehlen, sich von diesen einschüchtern lassen und den Asperg ohne Not übergeben. Der Verfasser wurde bald ausfindig gemacht, auf dem Hohenneuffen eingesperrt, aber auf Bitten der Stadt Göppingen und seiner Frau sowie eines zu Gnade ratenden Gutachtens der Tübinger Juristenfakultät alsbald wieder freigelassen, obwohl seine Darstellung unkritisch alle Erzählungen wiedergebe und die Gefahr eines allgemeinen Aufstandes im Lande heraufbeschworen habe.

Daniel Speers Darstellung sollte sich als folgenreich erweisen. Etwa ein Jahrhundert später, 1794, ließ der Tübinger Philosophieprofessor und Lehrer Schillers an der Hohen Karlsschule Jakob Friedrich Abel (1751–1829) anonym eine Druckschrift *Geschichte des Einfalls der Franzosen vom Jahre 1688* erscheinen, die zum Kampf gegen die Heere der französischen Republik aufrief und ausdrücklich auf die Weiber von Schorndorf 1688 verwies. Abel war mit einer Schorndorferin verheiratet, und er hat Speers Schrift, wie er angibt, benutzt, dabei aber dessen dichterische Freiheit noch mehr ausgedehnt, die Geschichte novellistisch zugespitzt. Hatte schon Speer allein den Frauen das Verdienst der Rettung

zugeschrieben, so nannte Abel als erster deren Anführerin, die Frau eines der Bürgermeister, des Metzgers und Lammwirts Johann Heinrich Walch (1626–1689) – Krummhaar war 1688 bei ihm abgestiegen –, die aus Leutkirch stammende Anna Barbara Walch geb. Agricola (1651–1741), die unter ihrem späteren Namen Künkelin bekannt wurde. Aber erst 1862 hat eine populäre Zeitschrift berichtet, welchen Namen sie 1688 trug: Ein Zeichen dafür, daß an einer gründlichen Erforschung der Tatsachen kein großes Interesse bestand. Daß Barbara Künkelin wirklich maßgeblich an den Geschehnissen beteiligt war, ist kaum zu bezweifeln.

Bilder, Opern, Theaterstücke
und «Schorndorfer-Weiber-Nudeln»

Im Vormärz entstanden die ersten bildlichen Darstellungen der Weiber von Schorndorf. Doch das Bild, das am meisten Schule machte und an das sich spätere Fassungen deutlich anlehnten, stammt aus dem Jahre 1866: ein monumentales Historiengemälde des durch Graphiken mit Darstellungen aus der württembergischen Geschichte populär gewordenen Carl (v.) Häberlin (1832–1911). Laut der Zeitschrift *Für alle Welt* vom Jahre 1900 schuf Erich Sturtevant, ein Künstler aus Frankfurt an der Oder, ein Gemälde, dessen Original wohl verschollen ist. Es ist im Bildaufbau ähnlich wie Häberlins, und ebenso verhält es sich bei den drei Wandbildern, die am Schorndorfer Rathaus 1902, 1939 und zuletzt, als künstlerisch bedeutendes Mosaik von Hans Gottfried von Stockhausen, 1965 angebracht wurden. Ungefähr gleichzeitig mit Häberlins Bild beginnt 1867 die Reihe der bisher neunzehn Theaterstücke und Opern. Das vorletzte Stück wurde 1940 geschrieben und 1958 umgearbeitet; 1987 verfaßte ein Pfadfinder aus Weiler bei Schorndorf, Gerhard Spatz, das neueste «Weiber»-Spiel. Merkwürdigerweise sind ihre Verfasser nicht nur Württemberger, und die Aufführungen haben auch außerhalb des Landes stattgefunden. So weist der Autor des wohl erfolgreichsten Theaterstückes, Adolf Wechßler (1829–1914) aus Ulm, auf dem Titelblatt der zweiten Auflage seines Textbuches 1882 stolz darauf hin, sein Stück sei *am Theater am Gärtnerplatz in München mit außerordentlichem Erfolg in Scene gegangen und daselbst zugkräftiges Repertoirestück; ebenso in Berlin (Nationaltheater), Wien (Residenztheater), Hamburg, Nürnberg, Hannover, Fürth, Salzburg, Stettin, Ulm, Potsdam usw.* Sogar ein veritabler Literaturnobelpreisträger, Paul Heyse (1830–1914), der übrigens der damaligen Frauenbewegung nahestand, hat 1881 in Berlin ein Stück *Die Weiber von Schorndorf* veröffentlicht.

1986 hat das «Naturtheater Reutlingen» das 1940 von Paul Wanner verfaßte und später umgearbeitete Volksschauspiel wieder aufgeführt. In diesem Jahr bringt die Württembergische Landesbühne Esslingen den *Frauenmut* von Hermann Essig (1878–1918) wieder heraus.

Der Stoff muß wohl gut in die politische Atmosphäre um den Krieg 1870/71 gepaßt haben. Auch später noch konnte man die antifranzösische Spitze gut gebrauchen: So wurde im Oktober 1923 in Schorndorf Adolf Wechßlers Stück mit ausdrücklichem Bezug auf die Ruhrbesetzung durch Frankreich aufgeführt. Dasselbe Stück wurde im Jahr der Machtergreifung von der NSDAP-Ortsgruppe gespielt. 1938 feierte die Stadt Schorndorf das 250jährige Jubiläum der Weiber von Schorndorf mit großem Aufwand und ließ sich im damaligen Geist ein neues Festspiel schreiben. Ob es geschmackvoll war und ist, ausgerechnet dieses Stück bei der Feier zur neu eingegangenen Partnerschaft Schorndorfs mit der französischen Stadt Tulle, wo die SS 1944 als Repressalie 99 Männer erhängte, 1969 und 1988 zum 300jährigen Jubiläum der «Weiber von Schorndorf» wiederum aufzuführen, möge der geneigte Leser selbst entscheiden.

Besser schmecken jedenfalls die Schorndorfer Lakritzen, deren Dose mit einem Bild der Schorndorfer Weiber geziert ist, und die in Schokolade gegossenen Weiber, die ein Schorndorfer Konditor herstellt. Wie die «Schorndorfer-Weiber-Nudeln» einst munden und das Getränk «Schorndorfer Weibermut»,

das ist nicht mehr bekannt. Selbst für «Schorndorfer-Weiber-Seifenpulver» mußten die «Schorndorfer Amazonen» (Speer) einst herhalten und für viele andere Plakate, Medaillen, Postkarten, Geldscheine, Ofenplatten usw. In Schorndorf gibt es eine Künkelin-Straße, eine Künkelinschule, -halle und -apotheke und neuerdings den Barbara-Künkelin-Preis, mit dem Frauen ausgezeichnet werden, die auf politischem und sozialem Gebiet initiativ geworden sind. Schließlich sei erwähnt, daß dies alles und noch viel mehr in einer gemeinsamen Ausstellung der Stadtarchive Göppingen – im dortigen Museum vom 14. September bis 31. Oktober – und Schorndorf – im Rathaus Schorndorf vom 11. November bis 18. Dezember 1988 – dargestellt werden wird. Zu der Ausstellung, die unter dem Titel «Frauenprotest 1688» laufen wird, erscheint ein ausführlicher Katalog.

Literatur:

ÖHLER, HEINRICH: Schorndorfs Not und Befreiung 1688. Schorndorf 1938

RÖSLER, IMMANUEL CARL: Schorndorfs Not im Jahre 1688. In: Heimatbuch für Schorndorf 5 (1964), S. 50–73

WUNDER, BERND: Frankreich, Württemberg und der Schwäbische Kreis während der Auseinandersetzungen über die Reunionen (1679–97). Stuttgart 1971. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Band 64)

Ausführliche Angaben sowie Quellenachweise im Katalog zu der geplanten Ausstellung «Frauenprotest 1688» in Göppingen (Museum, 14. 9.–31. 10.) und Schorndorf (Rathaus, 11. 11.–18. 12.).

2. August 1693: Die Schlacht bei Ilfeld fand nicht statt

Hermann Ehmer

Bis vor ein, zwei Generationen gehörte im württembergischen Unterland das Jahr 1693 zu den Geschichtszahlen, deren Bedeutung jeder Volksschüler kannte. Dies war nämlich das für Württemberg schlimmste Jahr des Pfälzischen Erbfolgekriegs, der von 1688 bis 1697 dauerte. Die Erinnerung an dieses Schreckensjahr ist heute angesichts der ungleich furchtbareren Eindrücke des Zweiten Weltkriegs verblaßt, doch lassen sich auch jetzt noch Spuren des nun bald 300 Jahre zurückliegenden Geschehens auffinden. Wer als aufmerksamer Beobachter durch die Städte und Dörfer des Unterlandes geht, durch Marbach, Großbottwar, Backnang und Beilstein, durch Steinheim, Mundelsheim, Großaspach und Auenstein, dem wird auffallen, daß in diesen Orten nur ganz wenige Gebäude zu sehen sind, die vor 1693 erbaut wurden. Wer gar nach Kirchenbüchern fragt, Stadt- oder Dorfarchive einsehen will, wird erfahren, daß nichts vorhanden ist, das vor das genannte Jahr zurückgeht, weil damals alles zerstört worden ist.

Verteidigung durch Angriff:
der Pfälzische Erbfolgekrieg des Sonnenkönigs

Man hat in Deutschland früher die Kriege des französischen Königs Ludwig XIV. als Raubkriege bezeichnet. Die französische Geschichtsschreibung hingegen hat schon vor längerer Zeit die Politik des Sonnenkönigs als *défense agressive* charakterisiert, als Verteidigung durch Angriff. Fest steht, daß Ludwig XIV. sein Königreich, dessen innenpolitische Probleme er einigermmaßen zu lösen verstanden hatte, auch nach außen sichern wollte, wobei sein Konzept einen Befestigungsgürtel an den Grenzen vorsah, für den günstige Positionen gesichert und durch systematische Verwüstungen auch noch ein hinreichend breites Vorfeld angelegt werden sollte. Dieser Erweiterung der Grenzen Frankreichs diente eine Serie von Kriegen, unter denen der Pfälzische Erbfolgekrieg unsere Gegend am schwersten traf. Der Hauptvorwand für diesen Krieg ist bekannt: Ludwig XIV. wollte die Ansprüche seines Bruders, die dieser wegen seiner Heirat mit der Lieselotte von der Pfalz zu haben glaubte, mit Gewalt durchsetzen. Ohne Vorwarnung überschritten die französischen Truppen im Herbst 1688 die Grenze, belagerten die Reichsfestung Philippsburg, setzten über den Rhein und nahmen Offenburg, Pforzheim, Heilbronn und Heidelberg ein. Von dieser Basis aus drangen fran-

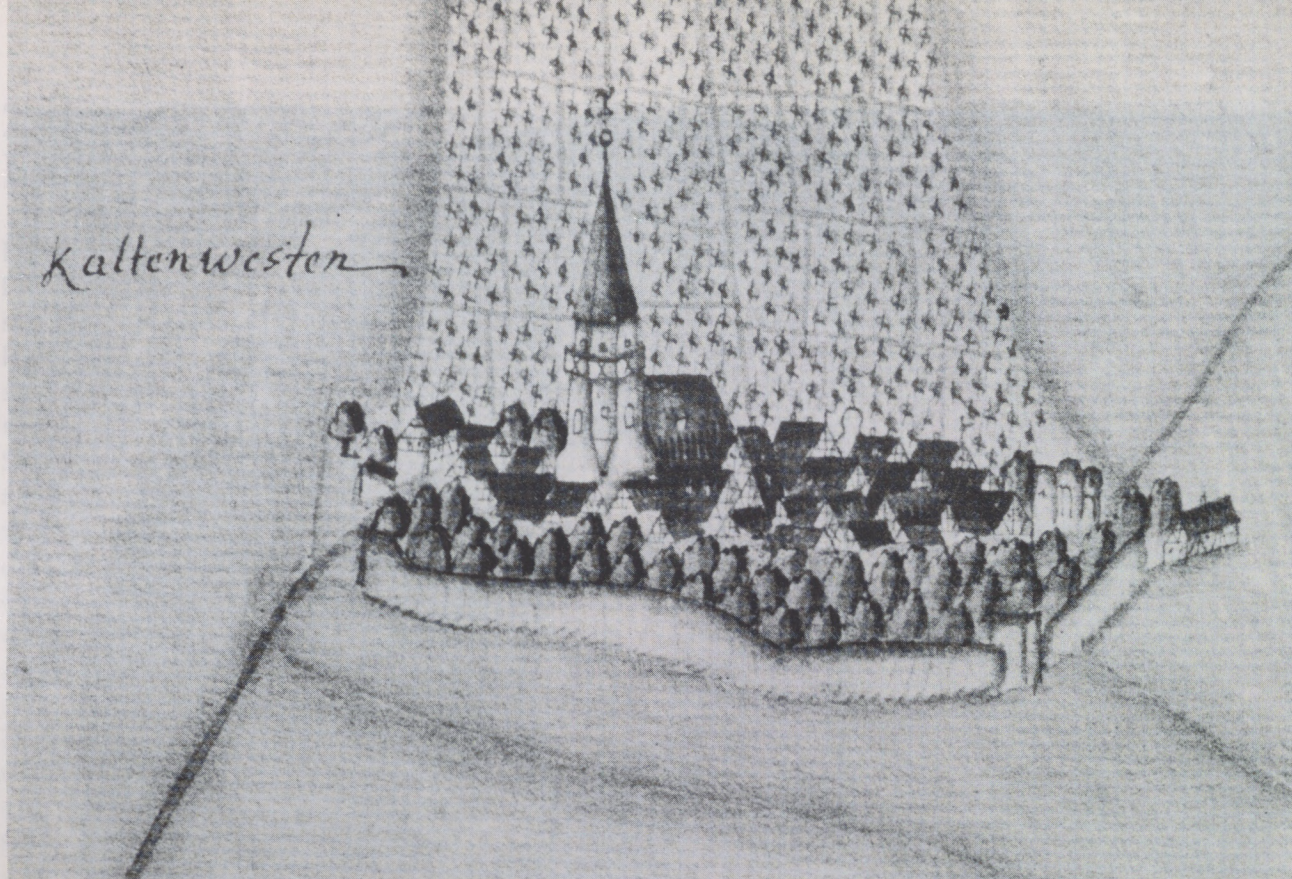
zösische Streifkorps weit nach Franken und Schwaben vor und trieben allenthalben Kontributionsgelder ein. Wo man sich weigerte, wurden als Repressalie ganze Dörfer abgebrannt, womit die Nachbarn um so zahlungswilliger gemacht wurden. Nirgendwo erhob sich ernstzunehmende Gegenwehr, die Truppen der südwestdeutschen Fürsten, Herren und Städte standen ja in Ungarn, um dort gegen die Türken zu kämpfen. Sie marschierten zwar auf die Kunde von dem französischen Einfall nach Westen, auch eilten norddeutsche Fürsten mit ihren Armeen zu Hilfe, doch gelang es bis Anfang 1689 nur, die Franzosen in die Oberrheinebene zurückzudrängen. In dem von ihnen noch gehaltenen Gebiet führten die französischen Truppen ihren Auftrag, die Pfalz zu verbrennen, gründlich aus. Heidelberg war nur einer der vielen Orte, die bei dieser Gelegenheit in Flammen aufgingen.

Frühjahr 1693: neue französische Offensive

Die französische Kriegführung nach dem Prinzip der verbrannten Erde blieb auch in den folgenden Jahren auf die Oberrheinebene und den Kraichgau beschränkt. Ludwig XIV. mußte dann aber doch einsehen, daß damit nur der Krieg in die Länge gezogen und die Entscheidung hinausgeschoben wurde. Die französische Offensive, die den Kaiser zum Friedensschluß nötigen sollte, war deshalb für das Jahr 1693 geplant. Diese Absicht blieb der deutschen Seite natürlich nicht verborgen. Die beiden vom Krieg am meisten betroffenen Reichskreise Schwaben und Franken forderten daher in Wien entsprechende Maßnahmen, vor allem aber sollte der Kaiser seinen besten Feldherrn, den Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden, den *Türkenlouis*, nach Westen beordern. Dieser neue Oberbefehlshaber, der jetzt die kaiserlichen Truppen und die schwäbischen und fränkischen Kreiskontingente befehligte, konnte sich angesichts des Kräfteverhältnisses nur defensiv verhalten und mußte versuchen, ein weiteres Vordringen der Franzosen östlich des Rheins zu verhindern. Während Schwarzwald und Odenwald natürliche Hindernisse bildeten, mußten sich die Verteidigungsanstrengungen des Türkenlouis auf den Kraichgau konzentrieren. Die Schlüsselstellung für diesen Abschnitt war die Reichsstadt Heilbronn, die der Markgraf nicht wieder vorschnell in die Hände der Franzosen fallen lassen wollte, wie es 1688 geschehen war.



Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden war nicht nur als Feldherr gegen die Türken siegreich – daher sein volkstümlicher Name «Türkenlouis» –, er mußte auch immer wieder im deutschen Südwesten Verteidigungslinien gegen die Truppen des «Sonnenkönigs», gegen die Soldateska Ludwigs XIV., aufbauen.



Kaltenwesten wird auf der Kieserschen Forstkarte von 1685 als Weindorf mit Mauer und Türmen dargestellt. Beim heutigen Neckarwestheim stand der linke Flügel der französischen Armee.

Ludwig XIV. hatte selbstverständlich erkannt, daß mit dem Markgrafen Ludwig Wilhelm seinen Truppen ein ernstzunehmender Gegner erwachsen war. Die französische Armee, die am 16. Mai 1693 den Rhein bei Philippsburg überschritt, war daher doppelt so stark wie die des Türkenlouis. Ein erster Erfolg glückte den Franzosen mit der Einnahme von Heidelberg, das nur mit schwachen Kräften unter einem unfähigen Kommandanten besetzt war. Unverzüglich rückte der französische Oberbefehlshaber Marschall de Lorge über Wiesloch, Sinsheim und Eppingen vor Heilbronn. Markgraf Ludwig Wilhelm hatte inzwischen aber den Neckar von Lauffen bis Neckarsulm besetzt, und es gelang daher die Vereitelung des Versuchs der Franzosen, zwischen Sontheim und Horkheim den Fluß zu überschreiten. Nach dieser ersten Schlappe zog sich Marschall de Lorge mit seinem Heer zunächst in die Gegend von Bretten zurück.

Bei Marbach über den Neckar: der Dauphin und Marschall de Lorge gegen den Türkenlouis

Die rasche Einnahme von Heidelberg hatte in Ludwig XIV. den Plan reifen lassen, die Entscheidung in diesem Krieg, der ja auch in Flandern, in den Pyrenäen und zur See geführt wurde, jetzt am Oberrhein

zu suchen. Den entscheidenden Schlag sollte der Dauphin, der französische Kronprinz, führen, der deshalb mit einem weiteren Heer aus den Niederlanden heranrückte. De Lorge hatte unterdessen seine Armee an den unteren Neckar und an die Bergstraße geführt. Die Absicht des Königs war jedoch, daß seine Armeen den Neckar oberhalb von Heilbronn überschreiten und den Markgrafen aus seiner Stellung locken sollten. Die Armeen des Dauphin und des Marschall de Lorge marschierten also in Richtung auf die Enzmündung und vereinigten sich am 23. Juli bei Vaihingen und Oberriexingen. Von Philippsburg hatte man kupferne Pontons zum Bau von Brücken über den Neckar herangeschafft. Wegen der starken Regenfälle, die ohnehin die Bewegungen der Truppen behinderten, reichten die Pontons nur für zwei statt drei Brücken, die unterhalb von Marbach über den Neckar geschlagen wurden. Langsam rückte man dann gegen die Stellung des Markgrafen, die man zwischen Heilbronn und Talheim vermutete.

Die französische Armee bezog Stellung bei Ilsfeld, wobei der linke Flügel sich bei Neckarwestheim an den Fluß anlehnte, der rechte Flügel aber bei Untergruppenbach bis an die Löwensteiner Berge reichte. Die Schozach trennte die Franzosen von den Stellungen, die Markgraf Ludwig Wilhelm inzwischen

südlich von Heilbronn bezogen hatte. Während sich ihre Armee im Lager einrichtete, besichtigten der Dauphin und die drei Marschälle de Lorge, de Boufflers und de Choiseul die Stellungen des Feindes. Auf dem rechten Flügel fanden sie diese geschickt durch die Wälder auf beiden Seiten von Untergruppenbach gedeckt. Auf dem linken Flügel war die Armee des Markgrafen durch das tief eingeschnittene Tal der Schozach geschützt. Der Dauphin und die drei Marschälle erklommen gar den Kirchturm von Neckarwestheim, um die feindlichen Stellungen genauer zu erkunden, konnten von dort zwar die feindlichen Verschanzungen sehen, vermochten aber nichts weiter zu erkennen. Zu demselben Ergebnis kam man, als man anderntags die feindlichen Stellungen auf dem rechten Flügel vom Schloß Stettenfels aus betrachtete.

2. August 1693: Ludwig XIV.
wartet vergeblich auf eine Siegesnachricht

Obwohl die Erkundung der feindlichen Stellungen keine sicheren Ergebnisse gezeitigt hatte, gab der

Dauphin den Befehl, daß die Armee am folgenden Tag – nämlich Sonntag, den 2. August –, ohne Gepäck und ohne die Zelte abzuschlagen, um vier Uhr früh marschbereit sein sollte. Anderntags rückte man zum vorbestimmten Zeitpunkt mit Kavallerie, Infanterie und einem Teil der Artillerie gegen den Feind. Nachdem die Vorposten des Markgrafen sich angesichts der in Schlachtordnung anrückenden französischen Armee zurückgezogen hatten, besichtigten die drei Marschälle die Stellung des Feindes erneut. Auf dem linken wie auf dem rechten Flügel fanden sie die feindlichen Truppen auf steilen Hängen verschanzt, wobei die in Terrassen aufsteigenden Weinberge gleichsam natürliche Hindernisse vor den Verschanzungen darstellten. Diese Stellung wäre zwar für die französische Infanterie nicht uneinnehmbar gewesen, doch hätte die Kavallerie an einem Angriff nicht teilnehmen und die Infanterie unterstützen können. Dieser Umstand ließ jetzt den Dauphin wankend werden, er beschloß, den Angriff abubrechen und ins Lager zurückzukehren. Die Schlacht bei Ilfeld – oder wie immer

Die Armeen sind aufmarschiert: links von Ilfeld und Auenstein die französische, nordwestlich von Heilbronn die deutsche.



man sie genannt haben würde – fand deshalb nicht statt. Glücklicherweise war am selben Tag im Lager des Dauphin die Nachricht vom Sieg einer französischen Armee über die Truppen des Prinzen von Oranien bei Nerwinden in Flandern eingetroffen. So konnten die Soldaten im Lager von Ilsfeld wenigstens diesen Sieg der französischen Waffen feiern. Ludwig XIV. wartete nach der Meldung von dem Übergang der Armee des Dauphin über den Neckar ungeduldig auf eine Siegesnachricht von dem Kampf um Heilbronn. Von dort brauchte ein Kurier bis nach Paris vier oder fünf Tage, weshalb sich der König noch Hoffnungen auf einen siegreichen Ausgang des Feldzugs seines Sohnes machte, als dieser schon den Angriff auf die Stellungen bei Ilsfeld abgeblasen hatte. Ludwig XIV. war deshalb ärgerlich, als er von dem abgebrochenen Angriff auf die Truppen des Türkenlouis hörte, lobte aber gleichzeitig die Weisheit und die Vorsicht seines Sohnes, der seine prächtige Armee nicht hatte aufs Spiel setzen wollen.

Nach wenigen Tagen zog sich die französische Armee von Ilsfeld nach Pleidelsheim zurück, setzte über den Neckar und bezog ein Lager bei Großingersheim.

Plündernde Truppen, fliehende Einheimische, brennende Städte

Die vier Wochen, die diese Armee rechts des Neckars zugebracht hatte, genügten freilich, um in diesem Gebiet Schäden anzurichten, an die man sich noch lange erinnern sollte. In dem nun schon seit fünf Jahren mit systematischen Verwüstungen geführten Krieg hatten sich die französischen Truppen einen furchtbaren Ruf erworben, so daß bei ihrem Herannahen große Teile der Bevölkerung flüchteten. Teils versteckte man sich in den Wäldern, teils floh man in Gegenden, die man vor dem französischen Heer sicher glaubte. Diese Fluchtbewegung läßt sich heute noch anhand einiger Spuren erahnen. So wird Anfang Juni in Oppenweiler bei Backnang ein Kind getauft, das offensichtlich auf der Flucht geboren worden war, denn Eltern und Paten sind alle in Ottmarsheim am Neckar beheimatet, sie sind, wie der Pfarrer im Kirchenbuch vermerkte, *vom Feind geflohene Leute*. Nur zwei Wochen nachdem er dies niedergeschrieben hatte, mußte sich der Pfarrer von Oppenweiler mit seiner Gemeinde selbst auf die Flucht machen, wobei er das Kirchenbuch mitnahm und es so der Nachwelt erhielt. Denn auch die Gegenden, die abseits von dem französischen Heerzug lagen, waren bedroht. Eine Armee mit mehreren tausend Pferden benö-

tigte gewaltige Mengen an Futter, das dort geholt wurde, wo es vorhanden war. Neben den Futterholern, den sogenannten Fouragierern, waren auch noch Einheiten unterwegs, die auf eigene Faust Krieg führten. Markgraf Ludwig Wilhelm hatte nämlich aus Ungarn zwei Husarenregimenter mitgebracht, die die feindlichen Bewegungen beobachten und die Nachschublinien unterbrechen sollten. Auch auf französischer Seite hatte man eine solche leichte Reiterei aufgestellt, die ihre Beweglichkeit auch dazu benützte, überall zu plündern und Beute zu machen. Dies taten vor allem auch einzelne Trupps, die sich von der Armee entfernten und ins Land ausschwärmten. In den offiziellen Berichten der französischen Generäle ist deswegen gelegentlich die Rede davon, daß ein guter Teil der Armee auf *maraude* aus sei. Mit der Zeit wurde allerdings aus diesem Marodieren ein disziplinäres Problem, weil die unerlaubte Entfernung von der Truppe die Armee gar zu sehr schwächte. Der Dauphin ließ deshalb eines Tages zur Abschreckung einige der beutebeladen ins Lager zurückkehrenden Marodeure kurzerhand aufhängen.

Die Bevölkerung in einem weiten Umkreis wurde also – soweit sie nicht geflohen war – wochenlang von Fouragierern und Marodeuren heimgesucht und fiel den Auseinandersetzungen zwischen den Reitern der beiden Armeen zum Opfer. Die in diesem Krieg an die absichtliche Zerstörung von Siedlungen gewohnten Soldaten brannten Dörfer und Städte nieder, wie Winnenden, wo 240 Häuser in Flammen aufgingen, Marbach, Backnang und Beilstein, wo jeweils nur ganz wenige Gebäude übrig blieben. Die zurückgebliebenen Bewohner waren gegenüber den Flammen machtlos und mußten froh sein, wenn sie überhaupt mit dem Leben davorkamen.

Kontribution für das Herzogtum Württemberg:
1,2 Millionen livres und 15 Geiseln

Ebenso wie schon 1688 wurde die Besetzung des Landes dazu benutzt, Kontributionsgelder einzutreiben. Schon früh hatte man deswegen von der französischen Armee aus mit der württembergischen Regierung Kontakt aufgenommen. Selbstverständlich versuchte die Regierung, die Verhandlungen hinauszuzögern, vor allem nachdem es zu der Schlacht um Heilbronn nicht gekommen und abzusehen war, daß die französische Armee wegen mangelnder Verpflegung nicht mehr lange im Land bleiben würde. Man versuchte auch, durch Entsendung von möglichst rangniedrigen Beamten die Verhandlungen zu verlängern, doch erwies sich diese Me-

thode dann doch als unglücklich, weil der Rentkammersekretär Würz, den man ins Lager nach Pleidelsheim geschickt hatte, gegenüber den Franzosen erklärte, alle Vollmachten zu haben und einen Kontributionsvertrag über 1,2 Millionen livres, also 400 000 Talern, abschloß. Der württembergischen Regierung blieb dann nichts weiter übrig, als den Vertrag zu ratifizieren, der selbstverständlich eine Zahlung in Raten vorsah, da eine so große Summe nicht sofort aufzubringen war.

Um die Zahlungen, die die französische Kriegskasse stärken und die Reserven des Landes schwächen sollten, zu sichern, mußten Geiseln gestellt werden. Der Vertrag sah vor, daß diese Geiseln entweder höchste Regierungsbeamte oder Mitglieder des Landtags sein sollten. Zuletzt versuchte man noch,

die Stellung dieser Geiseln hinauszuzögern, worauf die Franzosen mit der Verbrennung von Stuttgart oder Cannstatt drohten. Man entschuldigte sich damit, daß die entsprechenden Personen gerade nicht zu erreichen seien und schickte vier Stuttgarter Bürger als Ersatzleute, die aber, da sie weniger wohlhabend waren, zwar abgelehnt, aber dennoch in Geiselschaft behalten wurden. Schließlich konnte man nicht mehr umhin, die verlangten Geiseln ins französische Lager zu schicken, zu denen noch weitere Gefangene gesellt wurden, die den Franzosen wohlhabend genug schienen, so daß sich die Zahl von ursprünglich sechs auf fünfzehn erhöhte. Die Zahlung der ersten Kontributionsrate konnte nur zum Teil in Bargeld erfolgen, für den Rest mußten Wechsel Züricher Bankhäuser in Zahlung gegeben werden. Da

Da zeitgenössische Bilder der Stadtbrände vom Juli 1693 fehlen, hier eine spätere Zeichnung von Hugo Mayer.





«Geiselbecher» der württembergischen Landstände, Ehrengabe für die aus der Gefangenschaft in Metz zurückgekehrten Geiseln. 1697 von dem Augsburger Meister Cornelius Poppe angefertigt; Silber teilvergoldet, Höhe 21 cm.

die Raten für die Dauer des Krieges zu zahlen waren, mußten die Geiseln, von denen zwei währenddessen starben, noch drei Jahre in der Zitadelle in Metz in Haft bleiben.

Rückzug der Armee nach dem Brand der Feldbäckerei in Vaihingen an der Enz

Während des ganzen Feldzugs war ein Hauptproblem der französischen Generäle die Sicherstellung der Brotversorgung der Armee. Das Mehl wurde nämlich in großen Konvois, die anfänglich über tausend Wagen umfaßten, vom Rhein herangeschafft und zuletzt in Vaihingen an der Enz verbacken, wo man 70 Backöfen angelegt hatte. Die großen Transporte, die selbstverständlich unter militärischer Bedeckung liefen, hatten jedoch große Ausfälle an Fuhrleuten, Pferden und Wagen, so daß die Kapazität immer geringer wurde. Neue Fuhrwerke aus den französischen Grenzprovinzen herbeizubeordern schien nicht tunlich, da dort sonst die Feldbestellung gefährdet worden wäre. Die Armee aus dem Land zu ernähren war nicht möglich, da so gut wie nichts vorhanden war, wie der Augenschein in den herzoglichen Fruchtkästen in Stuttgart und Cannstatt zeigte. Die neue Ernte verdarb aber auf dem Halm oder wurde als Pferdefutter geholt, weil der französische Einfall die Bauern an der Ernte hinderte. Das Versorgungsproblem wurde plötzlich akut, als in der Nacht vom 27. auf den 28. August ein Brandunglück die Feldbäckerei in Vaihingen mit einem großen Teil der Stadt selbst vernichtete. Eine Abteilung der französischen Armee, die über Esslingen bis nach Göppingen vorgestoßen war, wurde deshalb rasch zurückbefohlen, und die gesamte Armee zog sich binnen weniger Tage auf ihre Ausgangsstellung jenseits des Rheins zurück.

Nach dem Urteil eines der wichtigsten militärischen Ratgeber Ludwigs XIV. war das Unternehmen des Dauphin nur ein *sehr mittelmäßiger* Feldzug gewesen. In der Tat war es ihm nicht gelungen, den Markgrafen Ludwig Wilhelm aus seiner Stellung zu locken oder gar vernichtend zu schlagen. Die Zeche bezahlte die Bevölkerung des betroffenen Gebiets, in dem fast 2000 Gebäude zerstört, Besitz geraubt und Getreide vernichtet worden war. Die Zahl der Todesopfer ist nicht bekannt.

JOACHIM HAHN: **Kraft und Aggression – Die Botschaft der Eiszeitkunst im Aurignacien Süddeutschlands?** (Archaeologica Venatoria Bd. 7). Verlag Archaeologica Venatoria, Institut für Urgeschichte der Universität Tübingen 1986. 254 Seiten mit 24 Tafeln, 66 Abbildungen und Zeichnungen. Kartonierte DM 98,–

Archäologische Höhlengrabungen haben in Baden-Württemberg eine lange Tradition. Seit mehreren Jahrzehnten sind sie ein Forschungsschwerpunkt des Instituts für Urgeschichte in Tübingen, der wissenschaftlichen Heimat des Autors. Der Höhle Geißenklösterle im Aichtal bei Blaubeuren gilt seit etlichen Jahren sein besonderes Interesse. In die vorliegende Publikation hat Joachim Hahn außerdem die Stationen Hohlenstein-Stadel und Vogelherd im Lonetal mit ihren weltberühmten Funden eiszeitlicher Kunst eingeschlossen.

Diese Arbeit hatte der Verfasser als seine Habilitationsschrift *Figürliche Darstellungen des Aurignacien Südwestdeutschlands im Rahmen der jungpaläolithischen Kleinkunst* auf Empfehlung der Geowissenschaftlichen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen eingereicht. Mit dem jetzigen Titel *Kraft und Aggression* weist er darauf hin, daß in der eiszeitlichen Kleinkunst Südwestdeutschlands vorwiegend kräftige Tiere vertreten sind. In Einzelfällen handelt es sich um eindeutig männliche Lebewesen. Dazu kommt, daß ein Viertel der figürlichen Darstellungen eine aggressive Körperhaltung zeigt. Der Autor meint, daß diese Haltung nicht unbedingt auf Kampf weisen muß, es können ebenfalls Imponiergehabe sowie männliches Verhalten gegenüber weiblichen Tieren gezeigt sein (S. 215).

Mit der im Untertitel des Buches erwähnten Eiszeitkunst sind die vollplastischen und halbreliierten Kleinkunstwerke aus dem älteren Jungpaläolithikum (um 30 000 v. Chr.) angesprochen, die in den drei erwähnten Höhlen gefunden wurden. Das Fragezeichen im Titel weist darauf hin, daß wir von gesicherten Interpretationen noch weit entfernt sind. Das Erstellen eines speziellen Modells zur Erklärung der Eiszeitkunst auf der Grundlage eines völkerkundlichen Vergleichs schließt Joachim Hahn wegen der Vielfalt der Erscheinungen aus.

Spekulationen und nicht beweisbare Hypothesen zur Eiszeitkunst sind mittlerweile ausreichend vorhanden. Hahn geht daher Schritt für Schritt vor. Nach einer Skizzierung der verschiedenen Interpretationen mobiler und immobil-jungpaläolithischer Kunst im Laufe der Forschungsgeschichte stellt der Verfasser die mittel- und die osteuropäische Kleinkunst im Vergleich zu der Westeuropas vor, um sich anschließend den Erklärungsversuchen der Zeichen auf den Kunstobjekten zuzuwenden.

Trotz aller Unwägbarkeiten lassen sich zur eiszeitlichen Kleinkunst bestimmte Aussagen machen. Auszugehen ist von dem, was erkennbar dargestellt wurde, d. h. Jagdtiere, Menschen, Geräte usw. Da sind zum einen die Tiere, die gejagt wurden: Die Kunstwerke müssen also

mit der Jagd zu tun haben. Da sind zum anderen Menschendarstellungen: Die Objekte müssen etwas mit der Gesellschaft zu tun haben. Solche grundlegenden Feststellungen müssen Ausgangspunkt weitergehender Überlegungen sein. Schwierigkeiten bei den Versuchen einer Deutung der Eiszeitkunst treten jedoch schon bald nach den ersten Schritten auf, nicht zuletzt wegen der unzureichenden Quellenlage.

Obwohl keine Kritik an Gustav Riek, dem Ausgräber mehrerer urgeschichtlicher Stationen im Lonetal, geübt wird, zeigen die Ausführungen Joachim Hahns doch die Mängel insbesondere in den Vogelherd-Fundberichten der 30er Jahre auf. So ist beispielsweise nicht bekannt, wo genau die berühmten Elfenbeinfiguren in den Fundschichten IV und V (mittleres Aurignacien) eigentlich gelegen haben. Aufgrund Rieks Erläuterungen sind jedoch Vermutungen möglich. Joachim Hahn: *Man kann davon ausgehen, daß alle Elfenbeinfiguren mehr oder weniger an der gleichen Stelle in beiden Schichten gefunden wurden. Sie befanden sich wohl in der Nähe der durchbohrten Gegenstände an der Einmündung des Ostganges in die Haupthalle* (S. 21).

Besonders wertvoll sind die technischen Untersuchungen des Autors. Hahn ergänzt hier Ergebnisse vorausgegangener Forschungen durch eigene Experimente. Obwohl der Verfasser den völkerkundlichen Vergleich, wie schon gesagt, nicht als Grundlage zur Erklärung der Eiszeitkunst heranziehen möchte, will er offenbar doch nicht völlig auf dieses Hilfsmittel verzichten. Bei seinem Interpretationsversuch stützt er sich daher auf Mythen von Naturvölkern (S. 209), vernachlässigt dabei jedoch den Zeitfaktor. Abgesehen davon, daß keineswegs sicher ist, ob die Jungpaläolithiker – zumal die älteren – überhaupt in einer Mythenwelt lebten, muß doch bei einem ethnologischen Vergleich neben dem Vorliegen verschiedener völkerkundlicher Voraussetzungen auch die natürliche Umwelt und die jeweilige Wirtschaftsform berücksichtigt werden. Als Beispiel für die Naturdeutung bei «Primitiven» zieht Hahn einen Ursprungsmythos der Osage oder Osagen eines nordamerikanischen Indianerstamms heran (S. 210). Die Osagen waren jedoch halbseßhafte Pflanzler. Bei einem wie auch immer gearteten Vergleich mit paläolithischen Gruppen haben sie also nichts zu suchen.

Dagegen ist begrüßenswert, daß sich der Autor nicht damit begnügt, seine Untersuchungsergebnisse nur auf der Grundlage der Funde aus den genannten drei Stationen vorzulegen; er bettet sie vielmehr in die Kleinkunst des europäischen Jungpaläolithikums insgesamt ein. So ist ein bedeutendes und interessantes Buch entstanden, mit ungeheuer vielfältigen Aspekten, die den Leser dazu verlocken, sich näher mit dem Thema zu beschäftigen. Der Titel der Publikation regt zudem zu Überlegungen an, die über die Eiszeitkunst hinausführen.

Axel Schulze-Thulin

WILLI A. BOELCKE: **Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs von den Römern bis heute.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 805 Seiten mit 169 Abbildungen auf 80 Tafeln. Efaln DM 89,-

Mit Erstaunen wird man bemerken, daß die Wirtschaftsgeschichte des südwestdeutschen Raumes bisher noch keine zusammenhängende Würdigung erfahren hat. Willi A. Boelcke, Professor für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Hohenheim, legt erstmals eine monographische Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs vor, mit dem Ziel, das *faszinierende Kontinuum vom römischen Gutshof der Kaiserzeit bis zum Daimler-Benz-Konzern der Gegenwart* darzustellen. Auf fast 700 Seiten schildert der Autor das Werden unserer – heute hauptsächlich von der industriell-technischen Revolution geprägten – wirtschaftlichen Umwelt. Zu verstehen als Produkt eines jahrhundertelangen unaufhörlichen, immer schneller erfolgenden Wandels. Die Schwerpunkte des Werkes liegen naturgemäß bei der Neuzeit, insbesondere dem 19. und 20. Jahrhundert. Willi A. Boelcke verfolgt die Entwicklung der einzelnen Wirtschaftszweige nicht als isolierte historische Phänomene, sondern begreift das ineinander verzahnte komplexe Gebilde der Agrar-, Industrie-, Firmen- und Unternehmensgeschichte vor dem Hintergrund der jeweiligen historischen Rahmenbedingungen.

Man wird vielleicht einwenden können, es sei der Wirkung und Bedeutung unternehmerischen Verhaltens zu viel Gewicht beigemessen, sozialgeschichtliche Faktoren seien dafür zu wenig in das wirtschaftliche Kontinuum verwoben. Hierzu kündigt der Verfasser jedoch bereits eine ähnlich dickleibige Sozialgeschichte Südwestdeutschlands an. Das Werk erschließt sich durch ein etwa 2000 Stichworte umfassendes Sach-, Namen- und Firmenregister. Doch wird der Leser, der sich mit der Thematik weiter beschäftigen will, es schmerzlich vermissen, daß wegen des Umfangs des Buches und der hohen Herstellungskosten auf Fußnoten verzichtet wurde. Gemessen am Gehalt des Bandes ist leider auch das Literaturverzeichnis bedauerndswert schmal ausgefallen. So wird der wissenschaftlich interessierte Leser bedauerlicherweise wie bisher auf eigenes – im Falle der Wirtschaftsgeschichte besonders mühsames – Bibliographieren angewiesen sein. Wäre es nicht Sache des Verlags und des Lektorats gewesen, hier nach Möglichkeiten zur Abhilfe zu suchen? Raimund Waibel

GERDA L. BAUER UND WILLY DAUBERT: **Württemberg. Der Name und seine Herkunft.** Eine alternative Studie. Hohenloher Druck- und Verlagshaus Gerabronn 1987. 72 Seiten mit 11 Bildern, 3 Karten. Efaln DM 14,80

Weder Historiker noch Landeskundler sind die beiden Autoren, die sich eingehend mit der Herkunft des Namens Württemberg befaßt haben; beide haben Geschichte und Heimatkunde zu ihrem Hobby gemacht.

In der Fragestellung des Buches verbirgt sich, ob das Haus Württemberg ein heimisches Geschlecht ist oder ob es aus dem Luxemburgischen an den Neckar gekommen ist. Es gelangt zu dem Ergebnis, daß es ein keltisches «Virodu-

num» sowohl bei uns als auch in Luxemburg gegeben hat. In ihrer Forschungs- und Übersetzungsarbeit leiten die Verfasser den Namen Württemberg oder Württemberg von dem keltischen Ortsnamen Virodunum ab, der wiederum seinerseits von der keltischen Gottheit Verauduno abzuleiten ist. Eine Alternative also zur klassischen Geschichtswissenschaft? Als Grundlage der Forschung dienen archäologische Funde vom Berg Widdeberg nordöstlich von Luxemburg. Hauptgegenstand ist ein Votivstein vom Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr., der dem Gott Verauduno und seiner Lebensgefährtin Inciona auf Grund eines Gelübdes gewidmet ist. Das Wort Verauduno oder Virodunum bedeutet die wahre, die rechte Festung und wird im Französischen zu Verdun. Die Verfasser verweisen auf die Tatsache, daß es im keltischen Siedlungsbereich etliche Virodun (Festungen) gegeben hat und daß deshalb dieser Name der Bevölkerung geläufig war. Sowohl die geographische Lage des Stuttgarter Württemberg als auch die des Widdeberg in Luxemburg legen es nahe, daß es sich bei beiden um ein keltisches Virodunum gehandelt hat.

Das Buch faßt verschiedene seit Jahrzehnten existierende wissenschaftliche Arbeiten zusammen und will herausstellen, daß die Herkunft des Namens Württemberg sehr wohl geklärt ist. Der Verfasser hat die Übersetzungen besorgt, die Verfasserin hat eine Betrachtung über den Württemberg bei Stuttgart erstellt.

Mit dem Buch, das sich leicht lesen läßt, dürfte und sollte eine Diskussion angeregt werden, die hoffentlich in objektiver Beurteilung mündet.

Helmut Erkert

BERNHARD ZELLER UND WALTER SCHEFFLER (Hg.): **Literatur im deutschen Südwesten.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 389 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Efaln DM 59,-

Nach dem Ohrenschmaus das Buchvergnügen. Oder: Ein *echtes audiovisuelles Meisterwerk* (Wilfried Barner über Sebastian Brants Narrenschiff). Und wer es noch immer nicht wahrhaben will, darf es jetzt in gebundener und gebündelter Form, schwarz auf weiß und reich bebildert, nach Hause tragen: Der deutsche Südwesten war (und ist) ein Land der Dichter. Daß er auch ein Land der Denker war/ist, wird sicher eine weitere Sendereihe des Südfunks Stuttgart und des Südwestfunks Baden-Baden belegen. Auch notorisch Unwillige können dem geballten Sachverstand von 20 renommierten Autoren nun nicht mehr widerstehen, die in 26 teils autoren-, teils themenbezogenen Beiträgen den Fächer schwäbischer, fränkischer und alemannischer Dichtkunst und Wortgewalt entfalten und mit zahlreichen Zitaten belegen. Das Namensregister führt zwischen Abraham a Santa Clara und Wilhelm Zimmermann etwa 200 Autoren auf. Das Buch zur Sendereihe bietet eine konzentrierte Zusammenfassung des derzeitigen Kenntnisstandes und wird sicher auch von denen gern genutzt werden, die schon bisher wußten, welchen Reichtum die *Literatur im deutschen Südwesten* bietet.

Uwe Ziegler

DIETHARD H. KLEIN UND HEIKE ROSBACH (Hg): **Stuttgart. Ein Lesebuch. Die Stadt Stuttgart einst und jetzt in Sagen und Geschichten, Erinnerungen und Berichten, Briefen und Gedichten.** Husum-Verlag Husum 1987. 159 Seiten. Broschiert DM 16,80

Nun hat es also auch Stuttgart erwischt! Es ist aufgenommen in die illustre Reihe von 29 anderen deutschen Städten von A (wie Augsburg) bis W (wie Würzburg), denen das zweifelhafte Glück widerfuhr, in der Lesebuch-Reihe des Husum-Verlags gewürdigt zu werden. Das Konzept der Reihe folgt einem einfachen Strickmuster: Man nehme Texte aus mehreren Jahrhunderten, die in irgendeiner Form mit der entsprechenden Lokalität zu tun haben, schüttle sie einmal kräftig durch, ordne sie grob und verbräme das ganze als unterhaltend und zugleich die «historische Entwicklung» sowie die «frühere Atmosphäre in dieser Stadt» wiedergebend. Eine reizvolle Aufgabe in der Tat, um so mehr, als sich damit – leicht, wie der Verlag wohl annehmen wird – Geld verdienen läßt.

Wesentliche Voraussetzung für das Gelingen eines solchen Unternehmens dürften aber kompetente Herausgeber sein. Der mühsam-holprige Reim im Untertitel läßt jedoch bereits Böses ahnen. Mit der Auswahl der mehr als 120 mehr oder weniger umfangreichen Texte biedert sich der Verlag ähnlich unbeholfen dem Geschmack des breiten Publikums an: «Große» Namen bürgen für guten Absatz. Auf solch liebevolle Schilderungen «von unten» wie in den literarischen «Bildern» Eugen Dolmetschs – z. B. der Welt der armen Weingärtner im Bohnenviertel! – scheinen die Herausgeber bei ihrer Sammeltätigkeit nicht gestoßen zu sein. Neben einer Reihe erbaulicher und kurzweiliger Passagen – genannt seien Wilhelm Hauffs Schilderung des Wiedereinzugs Herzog Ulrichs in seine Residenz nach langen Jahren der Verbannung, entnommen dem Roman «Lichtenstein», und Theodor Storms Bericht über einen Besuch bei Eduard Mörike – finden sich nicht wenige Texte, die wenig und gar nichts mit Stuttgart zu tun haben oder zumindest jedes belletristischen oder historischen Reizes entbehren. Darunter fallen etwa ein Verlagsvertrag von J. B. Metzler aus dem Jahr 1716 oder die Klage Ferdinand Freiligraths, daß seine Werke in Holland von Raubdruckern nachgedruckt werden. An anderer Stelle verstärkt sich der Eindruck der Zufälligkeit, der schlampigen, letztlich am Thema und der Stadt desinteressierten Arbeitsweise. So werden Texte brutal aus dem Zusammenhang gerissen und häufig mutwillig bis auf einen Torso gekürzt, unter anderem die Schilderung der Stuttgarter Stiftskirche durch den Giganten der französischen Romantik, Victor Hugo, auf elf Zeilen gefleddert. Das Vorwort nutzen die Herausgeber geschickt, um im niedlichen Plauderton ihre mangelnde Kenntnis der Landesgeschichte zu dokumentieren. Willy Reichert wird da neben Hermann Lenz zu einer der *Literarischen Größen Stuttgarts* erhoben, J. D. G. Memminger (Obersteuerrat und Statistiker!, R. W.) und Johann Jakob Moser, der standhafte von Karl Eugen arretrierte Landschaftskonsulent, zu deren *Vorgängern* (!) erklärt. Im Quellenverzeichnis sind die Fehler dann schon Legion: Gottlob Heinrich Rapp erhält den norddeutschen Vornamen Hinrich, aus

dem Titel *Auflösung der Nationalversammlung* (1849) wird *Anfänge der . . .*, ein Leserbrief soll angeblich aus einem *Stuttgarter Tageblatt*, Jahrgang 1845, entnommen sein (*Neues Tagblatt?*), der Verleger Heinrich Erhard, Verfasser eines Gutachtens über den Stuttgarter Buchhandel 1843, erscheint nicht im Autorenverzeichnis usw. Nachzutragen bleibt, daß der Verlag androht, weitere Bände in gleicher Ausstattung folgen zu lassen. Möge der Kelch an Württemberg vorübergehen!

Raimund Waibel

GOTTLÖB HAAG: **Zwische de Zeile.** Gedichte in hohenlohisch-fränkischer Mundart. Verlag Wilfried Eppe Bergatreute 1987. 96 Seiten mit sieben Tuschezeichnungen von Olaf Haag. Pappband DM 14,80

Bei jedem neuen Gedichtband eines Autors stellt sich die Frage: Ist die Gestaltungskraft, ist die lyrische Aussage geringer geworden, ist sie gleich geblieben oder hat sie gar zugenommen? Bei Gottlob Haag gibt es kein Anzeichen für ein Nachlassen. Bestenfalls kann man erkennen, daß er ein wenig ruhiger und gelassener geworden ist. In seinen Monatsgedichten, die letztes Jahr in dieser Zeitschrift erstmals abgedruckt wurden, wölbt sich der weite Himmel über Hohenlohe, zieht Gottlob Haag oft überraschend die Wirklichkeit zusammen:

Owends

trooche d Houlmächer

in ihrne Rucksäck

d Noocht haam.

Aber nicht nur herrliche Stimmungsbilder kann er festhalten, auch Konflikte und die unbewältigte Zeit des Dritten Reiches sind seine Themen. *Ner aamoel im Leeuwe* ist die alte Sarah Eisenbahn gefahren, an einem schönen und warmen Sommertag nach Dachau. Auch die Spannung Stadt-Land beschäftigt Gottlob Haag stark, der aus Wildentierbach bei Niederstetten stammt und dort seit langer Zeit schon wieder wohnt. Er ist aber auch ein Moralist; in seinem Gedicht *Wouhlstand* heißt es am Schluß:

Moral is woß fer die Klaane.

Unseraas kou si sou ebbes

nidd leischte.

Martin Blümcke

JOACHIM HAHN: **Synagogen in Baden-Württemberg.** Mit einem Geleitwort von Dietmar Schlee. Hrsg. vom Innenministerium des Landes Baden-Württemberg. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 134 Seiten mit 110 Abbildungen. Kartonierte DM 19,80

Mit diesem Buch wird im Auftrag des Innenministeriums die Geschichte aller im Gebiet des Landes Baden-Württemberg nachweisbaren Synagogen in übersichtlicher und verständlicher Form dargestellt und erstmalig umfassend dokumentiert – mit zahlreichen eindrucksvollen und vielfach bisher unveröffentlichten Bildern. Die in diesem Buch beschriebenen und abgebildeten Synagogen legen Zeugnis ab von der jahrhundertealten Tradition jüdischen Lebens in den Dörfern und Städten Württembergs, Badens und Hohenzollerns und weisen auf eine gemein-

same deutsch-jüdische Geschichte, die mit dem Nationalsozialismus ein gewaltsames Ende fand.

Die Geschichte der Synagogen in Südwestdeutschland vom Mittelalter bis zur Gegenwart ist immer auch ein Spiegelbild deutsch-jüdischer Landes- und Ortsgeschichte. Die ständige existentielle Bedrohung der Juden spiegelte sich lange in einer architektonisch wenig markanten schlichten Bauweise wider. Das Zeitalter der Emanzipation im 19. Jahrhundert, das den Juden die rechtliche Gleichstellung brachte, war auch die große Zeit des Synagogenbaus mit repräsentativen, monumentalen Kultbauten. Selbstverständnis und Selbstbewußtsein der Juden zeigte sich in der Vielzahl historischer Baustile; geschöpft wurde aus romanischen, barocken, ägyptischen, islamischen und klassizistischen Vorbildern. Ein weiteres Kapitel informiert den Leser über die allgemeinen baulichen und kultischen Besonderheiten der Synagogen und hilft vielleicht, eine häufig vorhandene Scheu und Distanz zu jüdischen Gotteshäusern abzubauen und die Synagogen in ihrer geschichtlichen und religiösen Bedeutung zu verstehen.

Die Reichskristallnacht am 9./10. November 1938 bedeutete auch in Württemberg, Baden und Hohenzollern das Ende einer langen Synagogengeschichte, der fast alle bis dahin benutzten Synagogen und Betsäle zum Opfer fielen. Von 151 Gebäuden wurden 60 niedergebrannt, völlig zerstört und kurz darauf beseitigt; 77 sind schwer demoliert bzw. geplündert worden. Nur 14 Synagogen bzw. Betsäle blieben unangetastet, in einigen wenigen Fällen aufgrund des Widerstandes der Bevölkerung. Was übrig blieb, wurde während und nach dem Krieg oft kurzerhand abgerissen oder verkam und verkommt bis heute als Ruinen, Ställe, Scheunen, Lagerhallen oder wurde als Kirche, Wohnhaus oder Rathaus bis zur Unkenntlichkeit umgebaut. Keine der erhaltenen Synagogen in Baden-Württemberg wird wieder von einer jüdischen Gemeinde verwendet. Es ist ein wichtiger Beitrag des Buches, auf die Geschichte der Synagogen nach 1945 hinzuweisen. Verwahrlost und zweckentfremdet dokumentieren sie nicht nur das Schicksal deutscher Juden im Nationalsozialismus, sondern auch den Umgang der jungen Republik mit der eigenen Vergangenheit. Die ehemaligen Synagogen in den Städten und Dörfern Baden-Württembergs erzählen die Geschichte der Verfolgung im Dritten Reich sowie deren Verdrängung und Tabuisierung bis heute. Erst relativ spät nahmen sich die Denkmalpflege und lokale Fördervereine der noch übrig gebliebenen Gebäude und Gebäudereste an, setzten Erinnerungsmale für die zerstörten und demolierten Synagogen und errichteten Gedenkstätten.

Ein großes Verdienst dieser Dokumentation besteht auch darin, das Wissen über die jahrhundertelange deutsch-jüdische Geschichte und über ihre baulichen Zeugnisse vor dem Vergessen zu bewahren und den hohen Geschichts- und Denkmalwert ehemaliger Synagogengebäude ins Bewußtsein zu rufen: *Jede ehemalige Synagoge in unserem Land ist nicht nur ein schützenswertes Kulturdenkmal, sondern auch ein Mahnmal, das jeden einzelnen von uns angeht, ja betroffen machen muß* (S. 6). Mit diesem im Geleitwort des für die

Denkmalpflege des Landes zuständigen Innenministers Dietmar Schlee bekennt sich die Landesregierung zur Verpflichtung und Verantwortung für die Bauwerke und baulichen Überreste der zerstörten und geschändeten Synagogen und zur Bereitschaft, die Erhaltung und Restaurierung ehemaliger Synagogen finanziell und ideell zu unterstützen.

Auf diesen Auftrag weisen die weiteren Kapitel über den *Denkmalwert und die Denkmalpflege* und über die *Schwerpunkte der Restaurierung seit 1977*. Einzelne mit Hilfe der Landesregierung renovierte Synagogen werden vorgestellt, etwa Freudental, Michelbach a. d. Lücke, Hechingen, Sulzburg und Kippenheim. Bilder, die den alten und neuen Zustand zeigen, machen die Restaurierungsbemühungen und -erfolge anschaulich. Am Ende steht eine Liste aller Synagogen und Betsäle, die bis nach 1900 benutzt wurden und, sofern sie noch erhalten sind, mit Anmerkungen zum Erhaltungszustand versehen sind. Ein Literaturverzeichnis und Ortsregister schließen sich an.

Am 9./10. November dieses Jahres jährt sich die Reichspogromnacht zum 50. Mal. Es wäre zu wünschen, daß dieser Jahrestag für viele Gemeinden, in denen sich bis heute kein Erinnerungsmal für die verfolgten jüdischen Mitbürger befindet, Anlaß gibt, sich mit diesem Kapitel der ungeliebten Lokalgeschichte auseinanderzusetzen, Gedenkstätten zu errichten und sich für die Pflege und Erhaltung ehemaliger Synagogen sowie jüdischer Friedhöfe einzusetzen.

Regina Schmid

KARL OTTO WATZINGER: **Geschichte der Juden in Mannheim 1650 – 1945 (mit 52 Biographien)**. Mit einer Übersicht über die Quellen im Stadtarchiv Mannheim zur Geschichte der Juden von Jörg Schadt und Michael Martin (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim Bd. 12), 2. verbesserte Auflage, Kohlhammer Verlag Stuttgart 1987. 197 Seiten mit 58 Fotos und 17 Faksimile. Leinen DM 34,-

Die Geschichte der einst zahlenmäßig stärksten jüdischen Gemeinde Badens erfährt in der vorliegenden Veröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim eine ausführliche Darstellung und Beschreibung in zwei Teilen. Die historische Darstellung im Teil I, die die Geschichte der Juden in der Zeit von 1650 – 1945 in der Stadt Mannheim nachvollzieht, gliedert sich in vier den Epochen der Mannheimer Stadtgeschichte entsprechenden Abschnitte, in denen die Rechtsstellung des jüdischen Bevölkerungsteils sehr unterschiedlich war. In der kurpfälzischen Zeit waren die Juden nur eine geduldete Minderheit, die dann in der großherzoglich-badischen Zeit die staatsbürgerliche Gleichberechtigung erlangte. Die Weimarer Republik bedeutete den Höhepunkt staatlicher, rechtlicher und gesellschaftlicher Gleichstellung, die unter der NS-Diktatur völlig zerstört wurde. Daß die Geschichte der Mannheimer Juden ein untrennbarer Bestandteil der Stadtgeschichte ist, zeigt vor allem die große Bedeutung, die das Judentum für die Entwicklung Mannheims zur Handels- und Industriemetropole des deutschen Südwestens im 19. und 20. Jahrhundert gewonnen hat. Jüdische Kaufleute, Unterneh-

mer, Bankiers hatten einen wesentlichen Anteil am wirtschaftlichen und industriellen Aufstieg der Stadt. Der jüdische Bevölkerungsteil nahm seit der rechtlichen Gleichstellung rege am politischen, sozialen und kulturellen Leben der Stadt teil.

Der zweite Teil des Bandes enthält 52 Kurzbiographien von jüdischen Personen, die im wirtschaftlichen, kommunalpolitischen, sozialen und kulturellen Leben eine besondere Rolle spielten. Ihre Biographien machen den rasanten gesellschaftlichen Aufstieg und Bildungswillen der jüdischen Bevölkerung sowie ihr Engagement und ihre tiefe Verbundenheit mit Heimatstadt und Vaterland deutlich. Wie wenig tragfähig und stabil sich jedoch die in diesen Lebensbildern sich manifestierende, für Christen und Juden so fruchtbare deutsch-jüdische Symbiose am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts erwies, zeigen die Ereignisse nach 1933 und ihre unheilvollen Vorankündigungen. Von Interesse ist auch der Abschnitt über die oft in Vergessenheit geratene jüdische Selbsthilfe: die Bemühungen und Aktivitäten der Mannheimer Judengemeinde, auf die Bedrohungen des nationalsozialistischen Terrors zu reagieren, in der Zeit zunehmender Entrechtung und Verfolgung auf sozialem, kulturellem und religiösem Gebiet das Gemeindeleben zu erhalten und das Überleben zu organisieren. In dieser Notzeit erfüllte die Gemeinde aufgrund ihrer Leistungsfähigkeit eine Mittelpunktfunktion und konnte in den Jahren nach 1933 als bedeutendste Gemeinde des Landes Baden, in der auch viele Juden aus der Pfalz und anderen Teilen Deutschlands Zuflucht fanden, auftreten. Das Ende dieser einst so blühenden jüdischen Gemeinde bildete die Deportation der noch verbliebenen badischen und pfälzischen Juden nach Gurs in Südfrankreich am 22. Oktober 1940.

Neben Literatur- und Quellenverzeichnis und Personenindex enthält der Band ferner eine Übersicht über die Quellen zur Geschichte der Juden im Stadtarchiv Mannheim, die trotz schwerer Kriegsverluste noch vorhanden sind und die erste Hinweise und Anregungen für weitere Forschungen liefern sollen. Weitere Forschungen erscheinen denn auch wünschenswert, da das vorliegende Buch die Geschichte der Juden in Mannheim auf eine rein darstellende und beschreibende Weise wiedergibt, auf Analyse und Fragen z. B. nach den Strukturen und Bedingungen des Zusammenlebens und des Verhältnisses zwischen Juden und Christen und nach den Ursachen für die Auflösung der deutsch-jüdischen Symbiose verzichtet. Regina Schmid

HERMANN ZIEGLER: **Friedhöfe in Stuttgart**. Band 1: Ehemaliger Kirchhof Berg. Ehemaliger Bergfriedhof am Raitelsberg. Bergfriedhof. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 37). Klett-Cotta Stuttgart 1987. 91 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 18,- Stuttgart hat dem Geschichts- und Kulturinteressierten eine Fülle von Sehenswürdigkeiten, Museen oder Zeugnissen aus verschiedenen Epochen zu bieten. Doch bleibt in dieser Szenerie ein Bereich wesentlicher Kulturzeugnisse oft völlig zu Unrecht unberücksichtigt: die zahlrei-

chen Friedhöfe der Stadt. Da Friedhöfe zumeist vorrangig als Stätten der Trauer, des Gedenkens, aber auch der Mahnung betrachtet werden, übersieht man nur allzu leicht, daß es sich hierbei auch um Plätze mit einer eigenen Kultur handelt. Kunstgeschichtlich ist einerseits die spezifische Grabarchitektur und Grabplastik ebenso von Interesse, wie andererseits die Funktion des Friedhofes als «Ort der Zeitdokumentation» oder Hort genealogischer Quellen. Nicht von ungefähr befindet sich deshalb die Erforschung der Friedhofskultur zunehmend im Aufwind, ja entwickelt sie sich allmählich zu einem eigenständigen Forschungsfeld, das immer mehr Interessenten findet. Exemplarisch sei hier nur auf die vom Deutschen Heimatbund eingeleitete Bestandsaufnahme historischer Friedhöfe in ganz Deutschland hingewiesen.

In Stuttgart wird hierfür mit dem vorliegenden Buch, einer Bestandsaufnahme und Darstellung des ehemaligen Friedhofs Berg sowie der Friedhöfe am Raitelsberg und im Osten, bereits ein wesentlicher Beitrag geleistet. Eine Fortsetzung zur Aufarbeitung des Fangelsbach-, Hoppenlau- und Pragfriedhofs ist geplant. Fürs erste aber hat Hermann Ziegler, als langjähriger Mitarbeiter im Stadtarchiv ein exzellenter Kenner der Landeshauptstadt, hier ein Buch vorgelegt, das zwar nicht direkt ein «Buch zum Lesen» ist, dafür aber als Nachschlagewerk zur Genealogie, Friedhofskunst und Friedhofskultur Maßstäbe zu setzen vermag. Kurzem informativem Überblick zu Geschichte, Verwaltung und Anlage der beschriebenen Friedhöfe folgen ausführliche Beschreibungen der wichtigsten benachbarten Bauten sowie sehr detaillierte und genealogisch überaus wichtige Register der Beisetzungen.

Insgesamt gesehen ein mit viel Sorgfalt, aber auch Freude an der Materie zusammengestelltes Buch, ergänzt durch exemplarisch ausgewählte Fotos, die den Textteil nicht überfrachten, sondern dezent ergänzen. Überdies ist dieser Band der Beginn der notwendigen Aufarbeitung eines wesentlichen Teils der Stuttgarter Kultur und Geschichte. Bleibt zu hoffen, daß weitere Bände folgen werden, die sich an dieser ersten Bestandsaufnahme orientieren.

Uwe Kraus

MATHIAS MANZ: **Stagnation und Aufschwung in der französischen Besatzungszone 1945–1948**. (Beiträge zur südwestdeutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Band 2). Mit einem Nachwort von Werner Abelshauser. Scripta Mercaturae Verlag Ostfildern 1985. 130 Seiten mit 41 Tabellen. Broschiert DM 26,-

Bei diesem Buch handelt es sich um eine schon 1968(!) verfaßte wirtschaftswissenschaftliche Dissertation, deren Lektüre gewisse Vorkenntnisse erfordert. Für den Nicht-Fachmann dürfte am informativsten das 1984 von dem renommierten Wirtschaftshistoriker Werner Abelshauser verfaßte Nachwort sein, das etwas allgemeiner die *Wirtschafts- und Besatzungspolitik in der Französischen Zone* behandelt.

Manz widerlegt in seiner Arbeit die Ansicht, erst die Währungsreform im Juni 1948 sei Auslöser des Wirtschaftsaufschwungs in der französischen Besatzungszone gewesen, indem er nachweist, daß die Phase der Nachkriegsstagna-

tion schon Anfang 1948 zu Ende ging. Nach Manz waren nicht die Kriegszerstörungen Ursache dieser Stagnation, sondern die ausbeuterische Wirtschaftspolitik der französischen Besatzer. Durch Demontagen, Entnahme von Gütern aus laufender Produktion und einen einseitigen Dirigismus zugunsten rein französischer Interessen wurden die Exportchancen der französischen Zone so vermindert, daß dringend notwendige Einfuhren von Zwischenprodukten aus Devisenmangel unterbleiben mußten.

Abelshauser skizziert dann in seinem Aufsatz Hintergründe und Methoden dieser Ausbeutung, deren Ende Anfang 1948 erst einen echten Wiederaufbau der Wirtschaft in Südwürttemberg und Südbaden möglich machte. Auch dieser Umschwung war vom französischen Eigeninteresse diktiert, da die hohe Marshallplan-Hilfe der Amerikaner an Frankreich ein Eingehen auf deren Politik der «Reconstruction» auch des besiegten Deutschland allemal lukrativer machte, als es eine weitere Ausplünderung der französischen Zone gewesen wäre, die schon so ausgepreßt war, daß sie kaum noch etwas hergab.

Ein nicht leicht zu lesendes Buch, das aber dem an wirtschaftshistorischen Fragen Interessierten Einblicke in die schwierige Vorgeschichte des späteren «Wirtschaftswunders» vermittelt.

Michael Bayer

GÜNTER SCHMITT: **Die Militärregierung in Stadt und Kreis Nürtingen.** Verlag Senner-Druck Nürtingen 1987. 370 Seiten mit 31 Fotos. Pappband DM 34,50

Bei den in letzter Zeit zahlreich erschienenen Ortschroniken kommt meist die unmittelbare Vergangenheit viel zu kurz. So ist es allein schon lobenswert, daß in diesem Buch die Nachkriegsjahre 1945–1951 Gegenstand einer ortsgeschichtlichen Darstellung sind. Um so interessanter wird das Buch dadurch, daß hier zum ersten Mal in Württemberg auf Ortsebene die Akten der amerikanischen Militärregierung, die erst seit einiger Zeit auch Deutschen zugänglich sind, als Quelle für die Verhältnisse einer Stadt nach dem «Zusammenbruch» herangezogen werden. Deren Auswertung ergibt einen guten, fast kompletten Querschnitt der Probleme, die die Nachkriegs-Nürtinger und ihre Besatzer beschäftigt haben.

Nach der Angst und Aufregung des Kriegsendes sind dies die Übergriffe und Plünderungen der befreiten Zwangsverschleppten sowie übermütiger oder betrunkenen Besatzungssoldaten. Die Lebensmittelknappheit steht neben der Wohnungsnot, die sich ab 1946 verschlimmert, als immer mehr Vertriebene aufgenommen werden müssen. Einige Erlebnisberichte dieser Flüchtlinge gehören zum Beeindruckendsten, ja Erschütterndsten dieses Buchs. Auch das langsame Erwachen eines politischen Lebens und das Auftreten demokratischer Parteien werden ebenso dokumentiert wie die allmähliche Wandlung der Besatzer vom Sieger und Entnazifizierer zum Verbündeten.

Leider hat das Buch auch einige Schwächen. Diese haben ihre Ursache zum Teil in der sehr unterschiedlichen Aktenüberlieferung. So sind einige Sachgebiete und Zeit-

abschnitte sehr gut dokumentiert, während andere wegen verlorener Aktenbestände kaum befriedigend behandelt werden können. Ein Problem, mit dem sich alle Benutzer der sog. OMGUS-Akten herumschlagen müssen. Des weiteren folgt der Autor zu stark dem ohnehin schon sehr uneinheitlichen, manchmal fast zusammenhanglosen Nebeneinander von erhaltenen Berichten, Briefen, Umfragen usw. So ergibt die pure Addition von vielen Einzelvorgängen und Einzelereignissen oft eine zu anekdotische Geschichtserzählung, die es dem Leser mitunter schwer macht, die größeren Zusammenhänge zu erkennen. Viel Überflüssiges – z. B. *Habe mit Captain Tuttle allgemeine Verhältnisse im Kreis diskutiert. Welche? Wer war dieser Captain Tuttle?* – sowie ohne Erklärung Unverständliches – z. B. *Kopien der Gesetze 3,7 und 76 für die Verteilung vorbereitet.* Was waren das für Gesetze? – hätte gut zugunsten einer strukturierteren Darstellung weggelassen werden können. Auch sachliche Fehler sind manchmal zu bemängeln; so spricht Schmitt noch im Jahre 1950 von US-Offizieren, obwohl mit dem ersten Bundestag die Militärregierung beendet hatte. «Officer» heißt im Englischen eben auch Beamter!

Trotz dieser Einwände bleibt zu betonen, daß das Buch wertvolle Einblicke in eine bisher zu sehr vernachlässigte Zeit vermittelt, in eine Zeit, in der immerhin der Grundstein für unsere gegenwärtige Gesellschaft mit all ihren Stärken und Schwächen gelegt worden ist.

Michael Bayer

RENATE BRÜGGEMANN und RAINER RIEHLE: **Das Dorf. Über die Modernisierung einer Idylle.** Campus Verlag Frankfurt 1986. 246 Seiten. Kartonierte DM 34,–

Eine Idylle – wie der plastisch formulierte Untertitel des Buches nahelegt – ist das Dorf nie gewesen. Daß es einer Modernisierung dagegen sehr wohl unterworfen ist, zeigt schon der äußere Anschein: Bauliche Veränderungen, durchsetzt mit «städtisch» erscheinenden Versatzstücken, angeregt durch mancherlei staatliche Investitionshilfen, planerische Vorgaben und sonstige Einflußnahmen, aber auch der Strukturwandel in der Landwirtschaft veränderten das Erscheinungsbild des Dorfes in den letzten Jahren sehr. Haben diese äußeren Bedingungen auch einen Bewußtseinswandel der «Sozialform Dorf» – wie die Autoren dieses Buches formulieren – zur Folge? In welche Richtung ging – und geht – die Entwicklung: Verstädtert das Dorf oder kann es seine Eigenständigkeit, seinen «Eigen-Sinn» bewahren?

Längst hat sich die Wissenschaft, in diesem Fall ist die Agrarsoziologie dafür «zuständig», mit dieser Frage befaßt. Anders als die meisten sozialwissenschaftlichen Ansätze gehen Brüggemann/Riehle aber nicht davon aus, das Dorf hinke gewissermaßen der Entwicklung der Stadt nach, sondern sie stellen die Suche nach *spezifischen bäuerlichen Mustern der Aneignung sich verändernder gesellschaftlicher Realität* in den Mittelpunkt ihres Interesses. Obwohl der Anteil der Bauern im Dorf – die Autoren haben die Verhältnisse einer Gemeinde im Südschwarzwald zugrundegelegt – nur noch gering ist – im Buch ist von der «Marginalisierung» der Bauern die Rede –, nötigt die so-

ziale Organisation des Dorfes auch Nichtbauern die Einhaltung der dörflichen Regeln ab. Als diese werden näher beleuchtet: die Bedeutung der Arbeit als zentralem Inhalt des Daseins (Kriterium seiner Arbeit ist für den Bauern *nicht primär die Summe verdienten Geldes, sondern nach wie vor in erster Linie die Erfüllung anstehender Arbeiten*), der Stellenwert der Regelhaftigkeit (*Die Regelhaftigkeit des bäuerlichen Arbeits- und Lebensablaufs hat Erfahrungen in Regeln aufgelöst*, die Normalität der Regeln habe allerdings zur Folge, daß sie «normal» sind und man deshalb weder über sie rede noch sie deute) sowie die soziale Kontrolle (*Wer den sozial kontrollierten Regeln genügt, wird akzeptiert. (. . .) Das Dorf wird letztlich zum Zwangsverhältnis für seine Bewohner.*)

Die Autoren gehen subtil mit ihrem Untersuchungsgegenstand um. Sie geben ihre Beobachtungen nüchtern, aber nicht ohne innere Anteilnahme wieder, haben sie doch mehrere Jahre in dem beschriebenen Ort gewohnt, und es verbinden sie persönliche Beziehungen mit ihm und seinen Bewohnern. Der Respekt vor der Eigenständigkeit dörflichen Daseins hindert sie an einem Urteil oder gar an einer besserwisserischen Verurteilung vorgefundener Verhaltensweisen. Sogar die ausgeprägte Indiskretion und Geschwätzigkeit wird als gewissermaßen «systemimmanent» akzeptiert.

Manchmal legen die Autoren diese Zurückhaltung allerdings ab, etwa mit der Feststellung, daß *Enthistorisierung, Ritualisierung und Geschichtsklitterei* nahe beisammen lägen und vom Dorf ständig produziert und positiv sanktioniert würden. Das zunehmende Beharren auf Tradition deute aber darauf hin, daß die auf das Dorf zukommenden Anforderungen für die Bewohner immer problematischer werden. Zudem werde durch Enthistorisierung und Ritualisierung der Nährboden für die Entpolitisierung bereitet und die Unfähigkeit zum Verständnis und zur Auseinandersetzung mit abweichenden Meinungen und Handlungen bestärkt. Keine gute Aussichten also für die Lebensqualität im und die Identität kritischer Bürger mit dem Dorf?

Werner Frasch

ALBERT BICHLER: **Heimatbilder. Erinnerungen an das alte Dorfleben.** W. Ludwig Verlag Pfaffenhofen 1987. 202 Seiten mit zahlreichen schwarz-weißen Abbildungen von Erika Groth-Schmachtenberger. Leinen DM 38,-

Text und Bilder dieses Buches blenden zurück in eine Zeit, in der das Dorf von der technischen Entwicklung noch weitgehend unberührt war. Dem Autor geht es dabei nach seinen eigenen Aussagen darum, ein *realistisches Bild von der Lebenswirklichkeit auf dem Dorf vor 40 und mehr Jahren* zu zeichnen, wobei *fern aller Schönfärberei manche idealisierenden Vorstellungen abgebaut werden sollen*. Und doch scheint in seinen Ausführungen immer wieder gerade die Sehnsucht nach den anschaulich geschilderten dörflichen Verhältnissen von einst durch, so daß die eingangs des Buches gestellte Frage *Die «gute alte Zeit» – Nur nostalgische Schwärmerei?* doch eher eine rhetorische zu sein scheint. Materielle Not, einfache Lebensverhältnisse und bescheidene Ansprüche, ja, diese habe es gegeben. Aber die enge menschliche Verbundenheit, der Zusammenhalt in der Dorfgemeinschaft habe dazu beigetragen, daß trotz aller

Kargheit in der Lebensführung bei unseren Vorfahren keinerlei Unzufriedenheit aufkommen konnte, daß die Menschen trotzdem glücklich waren. Ob man das so und in dieser Absolutheit sagen kann?

In sieben Hauptkapiteln erzählt der Autor streiflichtartig vom Leben in der (Groß-)Familie, den bäuerlichen Arbeiten in Haus und Hof, den Handwerkern, den schulischen Verhältnissen, vom kirchlich geprägten Brauchtum und über Freizeitbeschäftigungen von alt und jung. Illustriert ist das Buch mit zahlreichen Schwarzweiß-Fotos aus dem bayerischen Volksleben, die heute zum größten Teil dokumentarischen Charakter haben dürften. Kurze Erläuterungen mit Ortsangaben sind im Anhang beigegeben und machen einen Vergleich mit der Gegenwart möglich. Die Zuordnung der Texte zu den Bildern bereitet leider einige Schwierigkeiten, da die Bildseiten nicht numeriert sind.

Werner Frasch

FRITZ WIEDERMANN: **«Bubenbad» und «Affenwerner». Wirtshäuser im alten Stuttgart.** Silberburg-Verlag Stuttgart 1987. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden DM 45,-

Gasthäuser waren schon immer mehr als nur eine Stätte, wo man Speis und Trank einnehmen oder ein Nachtlager finden konnte. Hier traf – und trifft – man sich zu geselligen Begegnungen, geschäftlichen Gesprächen oder einfach, um zu sehen und gesehen zu werden. Jede Stadt und jede Epoche hat ihre typischen gastlichen Häuser: einfache Beizen und Gassenschenken, mondäne Hotels und Luxusherbergen, Kaffeehäuser und Ausflugslokale. Mit vielen von ihnen sind Geschichte und Geschichten verbunden. In Stuttgart ist dies nicht anders als anderswo. Auch hier gab es immer wieder gastliche Häuser, in denen sich «öffentliches Leben» abspielte. Sei es nun der «Schatten», in dem der Freundeskreis um Ludwig Uhland verkehrte, der «Adler», in dem Schubart und der Schieferdecker Leopold Baur becherten, der «Römische Kaiser», in dessen Betten Goethe 1797 von Wanzen geplagt wurde, oder der legendäre «Friedrichsbau», der als weithin bekannter Vergnügungspalast im eher biedereren Stuttgart fast ein Fremdkörper war.

In seinem Streifzug durch die Geschichte der Stuttgarter Gastronomie vom Mittelalter bis in die Gegenwart läßt der Autor unterhaltsam und in bunter Folge zahlreiche Kapitel der Stuttgarter «Wirtschaftsgeschichte» Revue passieren. In den einleitenden Abschnitten werden verschiedene Typen von Gasthäusern vorgestellt. Man erfährt, wie aus den mittelalterlichen Herbergen die hochgelobte schwäbische und internationale Gastronomie in der Metropole Württembergs geworden ist. Der größte Teil des Buches sind reich illustrierte Reminiszenzen an Stuttgarter Lokaltäten höchst unterschiedlicher Art. Der «Rapen», der «Goldene Ochsen», die «Silberburg», die «Warme Wand», die «Arbeiterhalle», das «Kernerhaus» und viele andere Stätten gepflegter, volkstümlicher oder hochherrschaftlicher Gastlichkeit geben sich in diesem Buch ein Stelldichein und lassen «alte Zeiten» lebendig werden.

Werner Frasch

In einem Satz . . .

RUDOLF REINHARDT (Hg): **Franz Xaver Linsenmann. Sein Leben.** Band 1: Lebenserinnerungen. Mit einer Einführung in die Theologie Linsenmanns von Alfons Auer. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1987. 332 Seiten. Leinen DM 48,-

Die «Erinnerungen» an sein Leben (1835–1898), die Linsenmann – seit 1867 Professor für Moraltheologie in Tübingen und seit 1889 Domkapitular in Rottenburg – von 1891 bis 1896 schrieb, sind nicht nur eine wertvolle Quelle zur Geschichte der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen und der Diözese Rottenburg, sondern auch ein Spiegel des geistigen und religiösen Lebens im 19. Jahrhundert.

HEINZ SCHAUWECKER: **Bodensee-Wasserversorgung. Zweckverband und Gemeinschaftsunternehmen.** Zweckverband Bodensee-Wasserversorgung und Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1988. 272 Seiten. Leinen DM 59,-
Interessant schildert der Autor das Werden und Wachsen des in seiner Art größten Gemeinschaftsunternehmens in der Bundesrepublik und verfolgt den weiten Weg des Trinkwassers, das etwa 3,5 Millionen Menschen vom Bodensee bis zum Neckar-Odenwald-Kreis versorgt.

RAINER JOOSS: **Kloster Kumburg im Mittelalter. Studien zur Verfassungs-, Besitz- und Sozialgeschichte einer fränkischen Benediktinerabtei.** (Forschungen aus Württembergisch Franken, Band 4). 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1987. 164 Seiten und 33 Abbildungen sowie 4 Karten. Leinen DM 34,-

In dieser zweiten Auflage des 1971 erstmals erschienenen Buches, das die Gründung des Klosters, dessen innere und äußere Verfassung, Organisation und Verwaltung, dessen Besitzgeschichte und Beziehung zum Reich von den Anfängen bis zur Umwandlung in ein weltliches Chorherrenstift 1488 behandelt, wurde die neueste wissenschaftliche Literatur eingearbeitet, insbesondere wurden die Ergebnisse der jüngsten bauhistorischen Untersuchung in einem neu hinzugefügten Bildanhang mit Kommentar berücksichtigt.

Weitere Titel

WALTER KAUFFMANN (Hg): **150 Jahre Lichtenstern als Einrichtung der Jugendhilfe und Behindertenhilfe.** Jubiläumsschrift der Evang. Stiftung Lichtenstern zum Jahresfest am 6. Juli 1986. 156 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Broschiert

WILFRIED STEUER: **Bäuerliche Wetterregeln.** Mit Bildern von Jakob Bräckle. 6., erweiterte und ergänzte Auflage. Federsee-Verlag Bad Buchau 1987. 223 Seiten mit 36 farbigen Abbildungen. Leinen DM 38,-

WERNER FRASCH (Hg): **Als Kaiser Rotbart lobesam . . . Balladen, Lieder und Gedichte aus Württemberg und Baden vom Mittelalter bis heute.** Edition Erdmann in K. Thienemanns Verlag Stuttgart 1988. 288 Seiten. Pappband DM 32,-

HERMANN FREUDENBERGER: **Knitz-Vorlesebuch.** Mit Zeichnungen von Rainer Simon. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1988. 152 Seiten mit 20 Vignetten. Pappband DM 19,80

EUGEN MUNZ und HANS BESCH: **Siegelhausen. Vergangenheit – Gegenwart.** (Schriften zur Marbacher Stadtgeschichte, Band 5). Schillerverein Marbach am Neckar 1988. 150 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Leinen

Ostdeutsche Trachtenkunde. Abteilung Donauschwaben. Herausgegeben vom Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde Freiburg 1987. 144 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert

Rad-Wanderführer Oberschwaben und Bodensee. Rund- und Streckentouren. Stuttgart – Bodensee. Bodensee – Rundtour. Ausgewählt, abgeradelt und beschrieben von Julius und Brigitte Viel. Kompaß Radwanderführer. Deutscher Wanderverlag Dr. Mair & Schnabel & Co. Stuttgart 1987. 240 Seiten mit zahlreichen farbigen Abbildungen und Kartenskizzen. Broschiert DM 19,80

LOTTE ECKENER: **Madonnen. Bildwerke und Miniaturen.** Stadler Verlagsgesellschaft Konstanz 1987. 96 Seiten mit 70 ganzseitigen, teils farbigen Abbildungen. Efa 1987 DM 48,-

FRANZ GESSLER: **Horber Wehrgeschichte. Jubiläumsheft zum 40jährigen Bestehen und zur Eröffnung des Ringmauerturms.** (Veröffentlichung des Kultur- und Museumsvereins Horb a. N. Folge 5 1987). 48 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 15,-

WALTER JENS: **Unser Uhland. Nachdenken über einen vergessenen Klassiker.** Heliopolis-Verlag Ewald Katzmann Tübingen 1987. 24 Seiten, 2 Abbildungen, 1 Faksimile. Broschiert DM 10,-

Anschriften der Mitarbeiter

Heinz Bardua, Blumenstraße 22, 7052 Schwaikheim
Gerhart Binder, Prof., Weitprechts, 7954 Bad Wurzach
Hermann Ehmer, Dr., Landeskirchliches Archiv, Gänsheidestraße 4, 7000 Stuttgart 1

Lutz Dietrich Herbst, Silcherstraße 10, 7950 Biberach
Helmut Hölder, Prof. Dr., Besselweg 51, 4400 Münster i. W.

Uwe Kraus, Dr., Weilstetterweg 10, 7000 Stuttgart 80
Bernd Roling, Kirchweg 37, 7061 Lichtenwald 1
Jürgen Schedler, Dr., Bühlenstraße 122, 7038 Holzgerlingen

Raimund Waibel, Nauklerstraße 22 A, 7400 Tübingen
Uwe Jens Wandel, Dr., Buchenweg 9, 7060 Schorndorf

Lisbet Wittek zum Gedächtnis

Wenige Tage, nachdem sie ins 91. Lebensjahr eingetreten war, ist am 13. April 1988 Frau Lisbet Wittek gestorben. Die Todesbotschaft kam unerwartet, da man nur an gelegentliche und dann dem Alter angemessene gute Nachrichten von ihr gewöhnt war. Mit den Hinterbliebenen trauert der Schwäbische Heimatbund um die Dahingegangene. Sie und der Heimatbund gehörten in schwerer Zeit einmal zueinander wie ein Teil zum andern. Jetzt sagt er ein aufrichtiges letztes Dankeschön seiner zuverlässigen und getreuen Frau Wittek.

Wer das gedeihliche Verhältnis zwischen der «Büroangestellten» Wittek und ihrem unmittelbaren Vorgesetzten Dr. Adolf Schahl, dem jeweiligen Vorsitzenden und dem leitenden Ausschuß ganz verstehen will, der sollte in Gedanken runde 40 Jahre zurückgehen in die Tage, da es um das Fortleben bzw. die Neubelebung des im Jahr 1909 gegründeten «Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern» ging. Wie sollte man die einst so lebenskräftige Schöpfung am Leben erhalten, wenn es damals nicht bloß keine fortlaufende Tradition mehr gab, sondern auch keine richtigen Geschäftsräume und keine Akten mit schriftlicher Ablage – beides das Opfer der Partheiherrschaft bzw. des Luftkriegs? Wie sollte man eine Geschäftsführung einrichten, wenn allein persönliches Wissen von den verschiedensten Mitgliedern so gut wie jeden schriftlichen oder gedruckten Vorgang ersetzen mußte? Am 1. Juli 1948 hat Frau Wittek, durch ein Mitglied vermit-

telt, den Schritt gewagt und den angebotenen Posten als Büroangestellte angenommen. Als der zugehörige Geschäftsführer fand sich erst im Laufe des Jahres 1949 Dr. Adolf Schahl ein. Der Kunstgeschichtler zusammen mit der gebildeten Bürokratie – das war nun die Geschäftsführung, die sich jedes Ausstattungsstück, jedes Gerät für die tägliche Arbeit besorgen, ja auch einen Büroraum suchen mußte. «Besorgen» – dieses Wort soll das mehr Zufällige, die Gunst des Schicksals, vielleicht gar die durch die Zeitgegebenheiten erforderliche Schläue im Geschäftsverkehr andeuten!

Daß Frau Wittek sich nun mit aller Überlegung und Tatkraft in die ihr neuen Zusammenhänge eingearbeitet und in verbindlicher, doch wirksamer Weise die bisweilen zu «kunstgeschichtlichen Gedanken» des vom Kriegsschicksal so schwer geschlagenen Geschäftsführers in gutes Fahrwasser gelenkt hat, daß Geschäftsführer und Büroangestellte im Grunde eng miteinander verbunden waren, jedes in der vollen Hingabe an die gemeinsame Aufgabe im Dienste des Heimatbundes, das kennzeichnet ihre Arbeit, die bei Frau Wittek bis 1965 dauerte. Man wird nie vergessen dürfen, daß man es beiden in einem zu verdanken hat, wenn der Heimatbund die schweren ersten zwei Jahrzehnte erfolgreich bestand. Ihre Namen werden in der Überlieferung des Heimatbundes in Erinnerung bleiben und in Dankbarkeit ehrend genannt werden.

Helmut Dölker

Bildnachweis

Titelbild: Albrecht Brugger, Stuttgart; freigegeben vom Reg. Präs. Stuttgart Nr. 2/50 748 C; S. 190: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S. 191: Blockbild der Verlagerung des Rheinbetts im Gebiet des Rheinfalls, nach Georg Wagner; S. 192: Nach H. Cloos aus H. Hübscher: Neujahrsblätter der naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen, Nr. 14 1962; S. 193: Erika Kramel, Neuß; S. 196/7: Blockbild der Schwäbischen Alb vom Randen bis zum Ries. Aus: G. Wagner und A. Koch: Raumbilder zur Erd- und Landschaftsgeschichte Süddeutschlands; S. 199: Albrecht Brugger, Stuttgart; freigegeben vom Reg. Präs. Stuttgart Nr. 2/47 599 C; S. 200: Rolf Bisterfeld, Leinfelden-Echterdingen; S. 202: Manfred Grohe, 7402 Kirchentellinsfurt; freigegeben vom Reg. Präs. Tübingen Nr. 42/4677; S. 204–209 und 211: Lutz Dietrich Herbst, 7950 Biberach; S. 210: Stadtarchiv Weingarten; S. 213: Gästamt der Stadt

Wangen i. A., Foto Werner Stuhler; S. 214: Entnommen Karl Lindner: Geschichte der Allgäuer Milchwirtschaft, Kempten 1955; S. 215: Käseremuseum Wangen i. A.; S. 216–218: Karl-Heinz Gebhart, 7988 Wangen i. A.; S. 220, 223 und 226: Dr. Uwe Kraus, 7000 Stuttgart 80; S. 225: Graphische Sammlung der Württ. Landesbibliothek; S. 227, 228, 231, 237 und 239: Ursula Strohbücker geb. Haas, 7000 Stuttgart 75; S. 230: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, M 660/Haas, Nachlaß Otto Haas; S. 233: Entnommen Krieg, Revolution, Republik. Die Jahre 1918 bis 1920 in Baden und in Württemberg; bearb. von Günter Cordes, Ulm 1978; S. 234: Hauptstaatsarchiv Stuttgart S, P 2, Bü 77; S. 241: Landesbildstelle Württemberg; S. 245: Stadtarchiv Schorndorf; S. 249 und 250: Landesbildstelle Württemberg; S. 251: Generallandesarchiv Karlsruhe 46/3743 Bd. I. Bl. 130; S. 253: Zeichnung von Hugo Mayer, vermittelt vom Stadtarchiv Backnang; S. 254: Landesbildstelle Württemberg; S. 265: Foto Böltz, Inh. G. Heine, 7085 Bopfingen.

Solitude-Prunkbett wieder komplett

(lsw) Seit 1945 war der farbig bestickte Seidensatin des Prunkbettes im Stuttgarter Lustschloß Solitude verschollen. Jetzt ziert er dort wieder das zugehörige Bettgestell. Bei der Vorstellung des Paradebettes sagte Oberfinanzpräsident Helmut Stuber am 19. Mai, Baden-Württemberg habe die Gewebe im Herbst 1987 von einer Schweizer Stiftung zurückgetauscht gegen die Beteiligung an einer Textilsammlung im Wert von 250 000 Schweizer Franken.

Das Prunkbett wurde bereits 1771 in einem Inventar des Lustschlosses erwähnt. Die textile Verkleidung wurde um 1720 in Frankreich gefertigt. Die symmetrisch angeordneten Stickmotive gehen auf Stichvorlagen des frühen 18. Jahrhunderts zurück. Da die Solitude erst zwischen 1763 und 1767 erbaut worden ist, kann das Gewebe laut Behörde auf keinen Fall ursprünglich dafür gefertigt worden sein.

Zum Schlafen diente das 1,55 Meter breite und 1,90 Meter lange Paradebett übrigens noch nie. Die höfische Etikette schrieb es für besondere offizielle Anlässe vor – für Kondolenzbesuche beispielsweise oder für das Überbringen von Glückwünschen. Der Bauherr der Solitude, Herzog Carl Eugen, hat es nie benutzt. Er schlief nicht im Lustschloß, sondern bewohnte ein paar einfach eingerichtete Räume im benachbarten Cavaliersbau.

Der Seidensatin, der nach einer langen Irrfahrt seinen angestammten Platz auf dem Prunkbett wiedergefunden hat, wurde von der Schweizer Stiftung im Handel erworben. Eine Textilkonservatorin des Württembergischen Landesmuseums habe dann, so die Behörde, das Gewebe 1985 als das aus Schloß Solitude identifiziert: anhand des einzigen vorhandenen Fotos über das vollständige Prunkbett aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg.

«Inventur» auf Schloß Lichtenstein

(swp) Was drei Generationen auf dem Märchenschloß Lichtenstein an Kunstschätzen gesammelt haben, wird jetzt mit Hilfe des Landes Baden-Württemberg und der Bundesanstalt für Arbeit erstmals inventarisiert. Eine Bestandsaufnahme durch zwei Wissenschaftlerinnen könnte Grundlage sein für ein kleines Museum in einem Nebengebäude der Burg. Der heutige Schloßherr, Herzog Karl Anselm von Urach, hat keinen Überblick über die Kostbarkeiten, die seine Vorfahren seit 1842 in die damals fertiggestellte Burg brachten.

Sein Onkel Karl Gero, früherer Chef des Hauses von Urach, hat ihm nur wenige unvollständige Listen mit dem Kulturgut (wobei sicherlich auch Kitsch darunter ist) hinterlassen. Herkunft, Hersteller und Wert der mundgeblasenen alten Gläser, des Gebrauchs- und Schmuckporzellans, der vielen Orden, der Bilder und der Möbel sind dem 33jährigen Erben weitgehend unbekannt.

Eine große Zahl der Einrichtungsgegenstände, so weiß man immerhin, stammt aus dem Stuttgarter Palais der Herzöge.

Es gibt viel zu tun auf dem Lichtenstein. Der Erbauer, Herzog Wilhelm von Urach, Graf von Württemberg, war als damaliger Vorsitzender des württembergischen Altertumsvereins ein großer Kunstsammler, der durch Kauf und Schenkung zu manchem guten Stück kam, wobei er nicht wählerisch war. Sein gleichnamiger Sohn und Karl Gero hatten ebenfalls Freude am Sammeln. Um wieviel Stücke von welchem Rang es sich nun handelt, steht noch nicht fest. Einige Tausend werden es wohl sein. Imposant ist insbesondere die Kollektion von Adelsporträts.

Daugendorfer Kapelle wird versetzt

(STN) Regelmäßige Hochwasser hatten im Laufe der Zeit das Gemäuer der Daugendorfer Dreifaltigkeitskapelle zerstört. Die Kapelle im Kreis Biberach präsentierte sich seit langem in einem erbarmenswerten Zustand. Schließlich wurde sie im Jahr 1981 vom Regierungspräsidium Tübingen auf Antrag des Bischöflichen Ordinariats Rottenburg aus dem Denkmaltuch gestrichen – allerdings mit der Auflage, daß die wertvolle Innenausstattung wieder verwendet wurde.

Jetzt soll die Kapelle, zu der früher am Dreifaltigkeitsfest Tausende von Menschen pilgerten, an hochwasser-sicherer Stelle auf der Höhe von Daugendorf wiedererstehen: neu gemauert, aber mit der alten originalen Ausstattung – einer Kanzel, einer bemalten Holzdecke, einem barocken Hochaltar und Freskenmalereien aus Barock und Gotik. Auf der gewölbten Kassettendecke finden sich Darstellungen von Zwiefaltener Äbten.

Mit den Bauarbeiten wurde bereits begonnen. Als sich zeigte, daß die Kapelle im Hochwassergebiet der Donau nicht zu retten war, dachte man zunächst daran, die ehemalige Wallfahrtskapelle im Biberacher Kreisfreilichtmuseum aufzustellen. Dort hätte sie jedoch mit ihren Ausmaßen von fast 17 Metern Länge, neun Metern Höhe und sieben Metern Breite in der Relation zu dem kleinen Museumsdorf fast einen Domcharakter gehabt. Die im Jahr 1599 erbaute Kapelle war zu Beginn des 18. Jahrhunderts, der Hochblüte der Wallfahrt, des großen Besucherandrangs wegen erweitert worden.

Bisher scheiterte der Wiederaufbau der Kapelle an den Finanzen. Jetzt erhält die Gemeinde neben Zuschüssen des Landesdenkmalamtes und der Diözese Rottenburg Mittel aus dem Landesstiftungsfonds. Aber auch die Gemeinde selbst muß ein erkleckliches Scherflein beitragen.

«Absage an den Naturschutz»

(lsw) Als «Absage an den Naturschutz» haben der Bund für Vogelschutz und der Bund für Umwelt und Naturschutz am 16. März kritisiert, daß beispielsweise Jäger-, Fischer- und Waldbesitzerverbände als Naturnutzerverbände entsprechend dem Bundesnaturschutzgesetz in Baden-Württemberg als Naturschutzverbände anerkannt worden seien.

Beide Verbände erklärten in einer in Freiburg herausgegebenen Mitteilung, daß sie angesichts der Ernennung von Naturnutzern zu Naturschützern durch die Landesregierung überlegten, die ihnen erteilte staatliche Anerkennung als Naturschutzverbände zurückzugeben. Es sei Taktik der Regierung, den Einsatz der Naturschutzorganisationen zur Erhaltung von Naturflächen mit der verstärkten Einbeziehung von Nutzungsinteressen weiter zu schwächen, meinten die beiden Verbände.

Landesdenkmaltag Baden-Württemberg 1988

(DSI) Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg wird am 13. und 14. September 1988 in Bietigheim-Bissingen, Kreis Ludwigsburg, den dritten Landesdenkmaltag veranstalten.

Probleme und Chancen der Denkmalpflege in der Stadterneuerung bilden das Thema der Tagung. Im Vordergrund stehen dabei Altstädte mit einem hohen Anteil an mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Substanz. Anliegen der Tagung ist es, im Spannungsfeld zwischen Erneuerung und Erhaltung bessere Voraussetzungen für eine sinnvolle Bewahrung des erhaltenswerten Geschichtsbestandes zu erreichen. Hierzu sind Beiträge aus der Sicht der Stadtkernarchäologie, Baudenkmalpflege, Quellenkunde, Kommunalpolitik und des Städtebaus vorgesehen. Exkursionen werden die Möglichkeit bieten, das Gehörte zu ergänzen.

Naturschützer fürchten: Lemberg ist in Gefahr!

(lsw) Dem mit 1015 Meter höchsten Berg der Schwäbischen Alb, dem Lemberg bei Rottweil, droht Gefahr. Der Schwäbische Albverein teilte am 8. April mit, am Lemberg «tickt eine Zeitbombe». Der Berg sei aufgrund enormer Waldschäden sowie der geologischen Bedingungen vom Abrutschen bedroht. Ähnliche Zustände wie bei Waldstetten im Ostalbkreis, wo rund 20 Hektar Erde ins Rutschen gekommen waren, seien auch beim Lemberg zu befürchten.

Die Anpflanzung von rund 5000 Junggehölzen sollen der Gefahr des Abrutschens vorbeugen. Es müsse befürchtet werden, daß die toten Wurzeln der abgestorbenen Tannen das Lockergestein aus Weißjura beta und Weißjura alpha nicht mehr halten können. Als Folge könnten «Unmengen» von Geröll zu Tale donnern mit verheerenden Konsequenzen für die darunter liegenden Gemeinden.

Lange Zeit war das Bopfinger Seelhaus von 1505 ein Abbruchkandidat, nun ist dieses für das Stadtbild so wichtige Fachwerkgebäude für 2,3 Millionen Mark wieder hergerichtet. Das **Museum im Seelhaus** führt durch 6000 Jahre Geschichte: von den vor- und frühgeschichtlichen Epochen über die Römer- und Alemannenzeit bis zum Entstehen und dem Schicksal der ehemals freien Reichsstadt Bopfingen. Auskünfte: Stadtverwaltung, Telefon (0 73 62) 80 10



Freilichtmuseum Neuhausen eröffnet

(Isw) Am 11. Juni wurde in Neuhausen ob Eck, Kreis Tuttlingen, das Freilichtmuseum für den äußersten Südwesten des Landes eröffnet.

Vierzehn Gebäude sind seit Jahren aufgestellt worden, und ebenso seit Jahren kommen Besucher hierher, wo bis jetzt 13 Millionen Mark verbaut worden sind. Das Neuhausener Museum ist «oben offen», das heißt, es kann wachsen, und es soll wachsen. Ein erster weiterer Bauabschnitt – der allerdings auch schon der letzte sein kann – wird sechs weitere Häuser nach Neuhausen bringen.

Der Entschluß der Garnisonsgemeinde, das Museum bei sich zu beherbergen, hat fast allen bisher dort aufgestellten Gebäuden sozusagen das Leben gerettet. Sie wären sonst abgerissen worden. Deshalb sind das Teure an Neuhausen nicht die «alten Kästen», sondern ihr zeitraubender und sorgfältiger Abbau samt der Nummerierung jedes Balkens und der ebenso sorgfältige Neuaufbau. Als vorläufig letztes beispielsweise ist ein großes Bauernhaus von 1750 aus Schömberg bei Balingen nach Neuhausen gewandert; das hat alles zusammen fast fünf Jahre gedauert.

Daß auch ein großes, altes Dorfwirtschaftshaus, daß sogar eine Dorfkirche und ein Schul- und Rathaus die Ansammlung in Neuhausen zu einem wirklichen Dorf machen, hat sich weit herumgesprochen und weckt das Interesse sonntäglicher Besucher. Das Freilichtdorf soll auch die Pflanzenwelt früherer Zeiten wieder bekommen. In Neuhausen hat man seit einigen Jahren dazu ganz typische Bauerngärten um einige der Häuser herum angepflanzt, genau bis ins Detail – was hier heißt, daß selbst die Umzäunung stilgerecht aus halbierten dünnen Fichtenstämmen angefertigt wurde. – Nach der Eröffnung von Neuhausen sind in Baden-Württemberg fünf regionale bäuerliche Freilichtmuseen zu besichtigen. (Wolfegg, Kreis Ravensburg, Kürnbach, Kreis Biberach, Wackershofen bei Schwäbisch Hall und der Vogtsbauernhof im Ortenaukreis).

Leonberg-Gebersheim plant Bauernmuseum

(PM) In Leonberg-Gebersheim ist der Aufbau eines «Bauernmuseums» geplant. Es wurde bereits ein vorläufiges Konzept erarbeitet, das am 12. Juni an einem «Tag der offenen Tür» der Bevölkerung näher vorgestellt wurde. Das Bauernmuseum soll im Häcker'schen Anwesen entstehen. Das Häcker'sche Anwesen in Gebersheim ist 1987 von der Stadt Leonberg angekauft worden. Die Gebäude wurden im 17. Jahrhundert errichtet und seither kaum verändert. Dies macht den besonderen Wert der Anlage aus. Aus diesem Grund hat der Denkmalschutz eine Nutzung als Museum empfohlen. Der Hof ist, so wie er ist, eigentlich schon ein Museum. Man kann ziemlich unverfälscht zeigen, wie früher in einem kleinbäuerlichen Mischbetrieb gelebt und gearbeitet wurde. Auch im Hinblick auf unsere schnellebige Zeit und die starken Veränderungen in der Landwirtschaft ist es wichtig, einen «richtigen» Bauernhof zu erhalten. Bei der Umnutzung des Hofes als Museum sollte nur wenig verändert werden, um den originalen Charakter nicht zu zerstören. Ein «herausgeputzter» Hof würde nicht der Realität in vergangenen Jahrhunderten entsprechen. Veränderungen und Entwicklungsprozesse sollten nicht ausgeblendet werden: Der betonierte Gang im Pferdestall bleibt neben dem gepflasterten Boden erhalten, und die Gebrauchsspuren an Möbeln und Gerätschaften werden nicht getilgt. Nur so kann man annähernd nachvollziehen, wie es früher wirklich war, und beugt den falschen Vorstellungen von einer «schönen heilen Welt» in der Vergangenheit vor.

Nach der bisher vorliegenden Konzeption könnten sich die Besucher zusätzlich über drei Themen informieren: 1. Landwirtschaft. Die für den Hof und für Gebersheim typischen Bereiche wie Getreideanbau, Anbau von Most- und Tafelobst und Viehhaltung sollten dokumentiert werden. Anhand von Arbeitsgeräten und Maschinen könnten historische Arbeitsprozesse vorgeführt und erklärt werden. 2. Wohnen. Die Wohnräume

könnten mit Möbeln aus verschiedenen Zeitepochen (z. B. 18./19. Jahrhundert und Nachkriegszeit) ausgestattet werden. So würde man sehen können, wie sich Einrichtungsgeschmack und Bedürfnisse gewandelt haben. 3. Flüchtlinge. Auch dieses Thema wird von der Hausgeschichte vorgegeben. Die Nutzung der zweiten Wohnung im Haus war nach dem Krieg einer Flüchtlingsfamilie überlassen. Dies legt es nahe, die Themen Flucht, Vertreibung und Integration aufzugreifen. Außerdem war Gebersheim die Gemeinde im Kreis Leonberg, die prozentual zu ihren Einwohnern die meisten Vertriebenen und Flüchtlinge aufgenommen hat und hervorragend mit diesem Problem fertig geworden ist.

Flachs-anbau im Land nimmt wieder zu

(Isw) Das «linnen Hemdlein» aus dem «Sterntaler»-Märchen könnte demnächst bald aus einheimischem Lein (auch Flachs) gewebt werden. Der Anbau dieser seit Jahrtausenden verwendeten Textilfaser soll in Oberschwaben in Zukunft verstärkt gefördert werden. Ein «Förderverein Lein» hat sich im vergangenen Jahr konstituiert.

Der Leiter des Sigmaringer Landwirtschaftsamtes, Hans Schmutz, hat die Landwirte dazu aufgefordert, verstärkt diese seit der Steinzeit bekannte Kulturpflanze anzubauen. Der Förderverein hatte im vergangenen Jahr erstmals Flachs-anbau auf 25 Hektar im Kreis Biberach erreichen können und garantiert gegenwärtig den 1988er-Absatz für 60 Hektar.

Die Leinenindustrie in der Bundesrepublik ist nach diesen Angaben an der einheimischen Produktion stark interessiert. Derzeit hänge sie noch weitgehend von Lieferungen aus dem Ostblock – unter anderem aus Polen, der CSSR, Ungarn und der UdSSR – ab. Angesichts der Quotenregelung im EG-Bereich hält es das Landwirtschaftsamt für sinnvoll, den Bauern auf dem Wege des Flachs-anbaus neue Einnahmequellen zu erschließen.

«Keine Wasserentnahme aus der Kleinen Kinzig!»

(LNV) Aufgrund von Auflagen des Umweltministeriums muß die Energiewirtschaft in Niedrigwasserzeiten das Verdunstungswasser ihrer Kraftwerke am Neckar ersetzen, um das biologische Umkippen des Flusses zu verhindern. Auch die Genehmigung für das AKW Neckarwestheim II ist an diese Bedingung geknüpft. Deshalb soll nach den Vorstellungen der Energieversorgungsunternehmen zur Sicherstellung von Kühlwasser – speziell bei extremer Trockenheit – Wasser aus dem Trinkwasserspeicher «Kleine Kinzig» in den Neckar abgeleitet werden.

Den jetzt vorliegenden Gutachten, die die Maßnahme positiv bewerten und das Privileg einer unabhängigen und objektiven Darstellung der Problematik für sich in Anspruch nehmen, widerspricht der Landesnaturschutzverband in einer durch Mitarbeiter seines Arbeitskreises Natur- und Umweltschutz im Landkreis Freudenstadt erarbeiteten ausführlichen Stellungnahme nachdrücklich. Nach den Feststellungen des Landesnaturschutzverbandes beschränkte sich der Auftrag an die Gutachter hauptsächlich auf die Bewertung und Beurteilung der wasserwirtschaftlichen und technischen Maßnahmen, sowie der ökologischen Auswirkungen dieses Projekts. Im ökologischen Gutachten werden zusätzlich die notwendigen und empfehlenswerten Begleitmaßnahmen dargestellt. Demnach scheint – oberflächlich gesehen – alles in bester Ordnung. Bei genauer Prüfung der Tatsachen geraten die aufgezeigten, überwiegend positiv dargestellten Auswirkungen der Wasserentnahme aber ins Wanken. Der Landesnaturschutzverband vermißt unter anderem

- eine Umweltverträglichkeitsprüfung für das Projekt mit möglichen Varianten bzw. Alternativen
- eine präzise Gegenüberstellung von Aufwand und Nutzen
- eine Abschalt- und Verbundkonzeption der Energiewirtschaft für Niedrigwasserzeiten
- eine Klärung, wieviel Trinkwasser aus der Kleinen Kinzig im Schwarz-

wald und im Raum Offenburg langfristig benötigt wird.

Mit der bisherigen einseitigen Betrachtungsweise, vor allem des wasserwirtschaftlichen Gutachtens, ist die umfangreiche Problematik nicht zu beurteilen und kann deshalb für die Entscheidung nicht maßgebend sein.

Der Landesnaturschutzverband lehnt nach dem bisherigen Stand der Diskussion die Technik eines kurzfristigen und stoßweisen Rückgriffs auf das Speicherwasser der Kleinen Kinzig zum Zwecke der Kühlwasserversorgung für den Neckarraum wegen der schädigenden Auswirkungen auf den Wasserhaushalt und den Naturhaushalt mit aller Entschiedenheit ab.

Oberschwäbische Seen werden saniert

(BNN) Mit herkömmlichen Mitteln sind manche oberschwäbischen Seen gar nicht mehr zu retten: Sie gehen an ihrer «Altlast» zugrunde, sterben von unten ab. Darauf haben vor Journalisten Tübingens Regierungspräsident Dr. Max Gögler und der Tübinger Hydrobiologe Professor Otto Klee hingewiesen. Doch wenn's mit herkömmlichen Mitteln nicht geht, dann eben mit unkonventionellen: Eine seit drei Jahren laufende Rettungsaktion am Stadtsee von Bad Waldsee hat den Lösungsweg aufgezeigt. Jetzt peilen Behörde und Wissenschaftler die Sanierung des Schreckensees (Kreis Ravensburg) an.

Das Problem, das der Stadtsee von Bad Waldsee und der Schreckensee gemeinsam haben, ist ihre Tiefe. Für die Sanierung von flachen Seen reicht es schon aus, die Phosphor- und Stickstoffbelastung zu senken, indem man – wie Professor Klee es ausdrückt – «die Güllelöcher stopft». Da bereitet allenfalls die Finanzierung Schwierigkeiten, doch für den Wissenschaftler ist alles klar: Bau einer Kläranlage, Errichtung einer Ringleitung und maßvolle Düngung im Seeneinzugsbereich.

So etwas entlastet natürlich auch die tiefen Seen, verlangsamt möglicherweise ihr Sterben, aber es rettet sie

nicht. Was spielt sich in der Tiefe des Sees ab? Wenn Algen und Tiere absterben und in die Tiefe sinken, dann werden durch ihre Zersetzung große Mengen Sauerstoff verbraucht. Bei überdüngten Seen ist nun die Planktonproduktion so groß, daß durch die Zersetzung der Sauerstoff in den tiefen Schichten völlig aufgebraucht wird. Es kommt noch schlimmer: Bei Sauerstoffmangel am Seegrund wird der aus den abgestorbenen Lebewesen freigesetzte Phosphor nicht im Sediment zurückgehalten, sondern – zusätzlich zum laufend eingeschwemmten Phosphor – wieder der Algenproduktion zur Verfügung gestellt. Phosphor also von oben und von unten; der See als Phosphorfalle.

In Waldsee ist es nun gelungen, diese Falle zu knacken, sie unwirksam zu machen. Erstmals in Baden-Württemberg wurde die von Professor Klee entwickelte Methode der Tiefenwasserableitung eingesetzt. Der See wird – in wörtlichem Sinne – von Grund auf saniert. Eine auf dem Seegrund liegende Röhrenleitung räumt das nährstoffreiche Tiefenwasser aus dem See. Natürlich wird gleichzeitig auch die Phosphorzufuhr von oben gebremst: Durch ein millionenteures Kanalisationssystem und durch Regenwasserbehandlung ist es gelungen, die eingeleitete Phosphorfracht mittlerweile zu halbieren.

Dank gebremster Einleitung oben und forcierter Ableitung unten hat sich das Verhältnis von eingebrachter zu abfließender Phosphormenge im Stadtsee von Bad Waldsee umgedreht: von 2,5 : 1 auf nunmehr 1 : 1,6. Das heißt: Während vor Inbetriebnahme der Leitung (die übrigens lediglich 30 000 Mark kostete) die Menge an Phosphor, die in den See strömte, zweieinhalbmal so groß war wie das bißchen, das wieder hinausfloß, fließt inzwischen deutlich mehr heraus als hinein. Der See ist gerettet. Es war eine Rettung in letzter Minute, denn seit den 70er Jahren mußte der See immer häufiger für Badende gesperrt werden, mehr noch: Er begann zu stinken. Das freundlich-fremdenverkehrswirksame Kleinod Bad Waldsee verwandelte sich langsam, aber sicher in eine unansehnliche Kloake.

Mehr Geld für die Archäologie

(STZ) Auf die steigende Bedeutung der Archäologie, die im vergangenen Jahr nicht zuletzt durch «aufsehenerregende Funde und spektakuläre Forschungsergebnisse» ins Blickfeld gerückt sei, hat jetzt Innenminister Dietmar Schlee (CDU) hingewiesen. Besonders der Schutz von Bodendenkmalen habe in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen, erklärte Schlee in einer Mitteilung seines Ministeriums. So seien allein 1987 etwa 100 Rettungsgrabungen durchgeführt worden, um archäologische Kulturdenkmale, die durch Straßenbauvorhaben oder Baulanderschließung gefährdet waren, vor der Zerstörung zu bewahren.

Nach Angaben des Innenministeriums stehen der archäologischen Denkmalpflege im Land mehr als 100 ständige Mitarbeiter (darunter 39 Wissenschaftler und 42 Restauratoren) sowie jährlich etwa 1000 befristet angestellte Grabungsarbeiter zur Verfügung. Der jährliche Etat des Landes für Ausgrabungen und deren Auswertung sei von 3,7 Millionen Mark im Jahr 1981 auf 8,8 Millionen Mark im Jahr 1987 gestiegen. Dazugekommen seien zuletzt außerdem Forschungsmittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Höhe von etwa 1,3 Millionen Mark sowie drei Millionen Mark für Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen im Bereich der Archäologie. Schlee kündigte an, daß die Landesmittel im laufenden Jahr noch einmal – auf 9,8 Millionen Mark – erhöht würden, um «den gestiegenen Anforderungen an die archäologische Denkmalpflege Rechnung zu tragen».

Außerdem solle noch 1988 der Erweiterungsbau der Arbeitsstelle Pfahlbauarchäologie des Landesdenkmalamtes in Gaienhofen-Hemmenhofen (Kreis Konstanz) fertiggestellt und von den Naturwissenschaftlern des Landesdenkmalamtes bezogen werden. «Das Land», so Schlee, «verfügt damit über ein Leistungszentrum der naturwissenschaftlichen Archäologie». Um die archäologischen Funde der Öffentlichkeit besser präsentieren zu können, verfolgt die Landesregie-

rung weiterhin «mit Nachdruck» den Plan eines großen archäologischen Landesmuseums in Stuttgart. Aufgabe dieses Museums sei es, die Geschichte des Landes anhand der archäologischen Quellen darzustellen. Der Minister kündigte an, daß 1988 im Lande eine Reihe bedeutender archäologischer Vorhaben in Angriff genommen würden. Er nannte dabei die Erforschung jungsteinzeitlicher Befestigungsanlagen in Heilbronn, die Ausgrabung einer befestigten Siedlung der Urnenfelderzeit in Vogtsburg-Burkheim am Kaiserstuhl, die Stadtkerngrabung auf dem Ulmer Münsterplatz und die Ausgrabung eines römischen Lagerdorfes in Elztal-Neckarburken.

Reutlingen feiert 1989 Friedrich List

(lsw) Mit Ausstellungen, Symposien, musikalischen Veranstaltungen und Umzügen will die Stadt Reutlingen 1989 den 200. Geburtstag des Volkswirtschaftlers und Reformers Friedrich List feiern. Das Programm in Reutlingen sieht unter anderem eine zentrale historische Ausstellung «Friedrich List und seine Zeit» vor, an die sich mehrere Begleitausstellungen anschließen, teilte Bürgermeister Rainer Hahn mit. Die Bundespost wird anlässlich des Jubiläums eine List-Sondermarke herausbringen, die Bundesbahn einen Intercity-Zug auf den Namen des Eisenbahnpioniers taufen.

Friedrich List, der zu Lebzeiten wegen seiner fortschrittlichen Ideen in seiner Heimatstadt angefeindet, schließlich verhaftet und des Landes verwiesen wurde, kam am 6. August 1789 zur Welt. Er setzte sich frühzeitig für die Aufhebung der innerdeutschen Zollschranken ein und erwarb sich als Mitbegründer des deutschen Eisenbahnsystems große Verdienste. Unter seinen zahlreichen Aufsätzen und Büchern zu wirtschaftswissenschaftlichen Themen ist vor allem sein Hauptwerk «Das nationale System der politischen Ökonomie» zu erwähnen. 1846 nahm sich List, von Deutschland enttäuscht, in Kufstein das Leben.

Wenig Hoffnung auf Kleinbauten-Amnestie

(lsw) Das baden-württembergische Justizministerium macht den Eignern von Kleinbauten, die ohne Genehmigung vor 1978 errichtet wurden, wenig Hoffnung auf eine Amnestie. Dies ist das Ergebnis eines vom Justizministerium erstellten Gutachtens, wie ein Sprecher der Behörde am 19. Mai auf Anfrage mitteilte.

Der baden-württembergische Landtag hatte sich mehrheitlich für eine Prüfung der Frage eingesetzt, ob rechtswidrige Kleinbauten amnestiert oder in größerem Umfang als bisher zugelassen werden können. Das Ergebnis einer vom Landtag bei einem unabhängigen Gutachter bestellten Bewertung steht noch aus.

Ein Sprecher des Justizministeriums meinte, für eine Amnestie gebe es einen «sehr sehr engen Spielraum, der kaum zu Hoffnungen berechtigt». Zum einen habe der Landesgesetzgeber keine Kompetenz, weil eine solche Maßnahme gegen das Bundesbaugesetz verstoße. Auch allgemeine Gesichtspunkte sprächen gegen eine generelle Amnestie.

Hingegen betonte die Landtags-FDP, aus ihrer Sicht sei es «in gewissen Grenzen» sehr wohl möglich, vor 1978 errichtete Kleinbauten vor dem Abriß zu bewahren. Die vom Justizministerium gezogenen negativen Schlußfolgerungen seien nicht zwingend, meinte der Abgeordnete Hans Albrecht. Das Gutachten stelle klar, daß es sich bei den entscheidenden Rechtsfragen um Ermessensentscheidungen handele, bei denen der Landesgesetzgeber «in beschränktem Umfang» in seiner Entscheidung frei sei. Letztlich komme es auf den politischen Willen des Landesparlaments an.

Das Stuttgarter Innenministerium hatte bereits anfangs Mai die Praxis des Regierungspräsidiums Stuttgart verteidigt, in Sachen Kleinbautenerlaß kostenpflichtige Widerspruchsbescheide zu verschicken. Würde die Behörde dies nicht tun, würden «in unverantwortlicher Weise» bei den Bürgern Erwartungen geweckt, «die schon nach derzeitiger Erkenntnis nicht erfüllbar» seien.

Abbruchantrag für August Lämmles' Geburtshaus

(STZ) «Ich habe immer hier gelebt, das ist mir nun gewiß! Und ich spüre klar und deutlich, daß im Geheimen Rat meines Gewissens, meines Geistes, meines Denkens, Fühlens und Wollens immer dieses Bauerndorf mit dabei war mit seinen Gärten und Feldern und Volksliedern und Gesangsbuchliedern. Auch mit den Menschen, diesen eigenwilligen, zeitlosen, zielbewußten Menschen meiner Kindertage», erinnert sich der schwäbische Volksdichter und Brauchtumsforscher August Lämmle (1876–1962) nach einem Besuch in seinem Geburtsort Oßweil, der heute zu Ludwigsburg gehört.

Von den Gärten, Feldern und Volksliedern im Bauerndorf Oßweil ist nicht mehr viel übrig geblieben, um so mehr von den eigenwilligen, zielstrebigen Menschen, die heute dem Ludwigsburger Vorort ein modernes Gesicht geben wollen. Diesem Ziel soll auch ein äußerlich wenig ansehnliches Gebäude an der Westfalenstraße geopfert werden – das einstige Bauernhaus, in dem August Lämmle am 3. Dezember 1876 das Licht der Welt erblickte. Außer einer bescheidenen Tafel über dem Hauseingang, die an den Volksdichter und Ludwigsburger Ehrenbürger erinnert, gibt es hier kaum noch Spuren, die auf August Lämmle verweisen. Das aus dem vergangenen Jahrhundert stammende Bauernhaus mit scheuerartigem Anbau wurde mehrmals umgebaut. Heute gehört es mit seinem geplättelten Sockel und den stillosen Dutzendfenstern zu jenen gesichtslosen Nutzbauten, denen niemand eine Träne nachweint, wenn sie abgerissen werden.

Von Amts wegen hat das Haus Westfalenstraße 29 keine Fürsprecher: Das Landesdenkmalamt, dessen Volkskundenteilung von 1922 bis 1937 unter der Leitung von August Lämmle stand, erhebt keine Einwände gegen den Abbruch. Die Stadtverwaltung ist froh, daß an dieser Stelle der alte Oßweiler Ortskern durch ein modernes Geschäfts- und Wohnhaus aufgewertet werden soll.

Die FDP-Fraktion im Ludwigsburger

Gemeinderat möchte das verhindern. «In einer Zeit, in der landauf, landab Historisches erhalten wird, sollten gerade Geburtshäuser von bekannten Landsleuten unbedingt erhalten bleiben», mahnt FDP-Fraktionssprecher Hans-Martin Heuschele und gibt zu bedenken: «August Lämmle ist nicht irgendwer, sondern ein Mann von Rang, der sich auf seine Weise nahtlos in die Reihe großer Ludwigsburger einfügen läßt. Beim Nachdenken über Lämmle schwärmt Heuschele: «Seine ‚Reise ins Schwabenland‘» ist eine Reise des Herzens in die Heimat. Geschichte und Gegenwart, Landschaft und Menschen, Gesicht und Seele eines Volkes sprechen in diesem Band in Wort und Bild und streuen den wunderbaren Reichtum, den das Wort Heimat umschließt, über die Seiten des Buches aus.»

Landesbergamt genehmigt Erdwärmennutzung

(IsW) Auch Bad Waldsee darf jetzt die Erdwärme nutzen. Das Landesbergamt (Freiburg) hat nach Mitteilung vom 24. Mai der Stadt jetzt «die bergrechtliche Bewilligung erteilt, Erdwärme aufzusuchen und zu gewinnen». Nach den Plänen der Stadt soll mindestens 30 Grad warmes Thermalwasser aus einer Tiefbohrung gefördert und sowohl für Badezwecke als auch zur Gewinnung von Heizwärme verwendet werden.

Die Bewilligung sei jedoch nur ein Schritt, betonte das Bergamt. Die konkrete technische Realisierung der Gewinnung und Nutzung des Thermalwassers im Untergrund der Stadt erfordere weitere Genehmigungen. In diesen Verfahren werde das Projekt vor allem unter dem Aspekt des im öffentlichen Interesse nötigen Grundwasserschutzes geprüft werden. Damit werde gewährleistet, daß die Stadt die umweltfreundliche und unerschöpfliche Alternativenenergie Erdwärme mit ihrem Geothermieprojekt optimal nutzen kann, daß aber zugleich negative Auswirkungen auf den Grundwasserhaushalt ausgeschlossen werden.

Eichensterben im Favoritepark geklärt

(KOZ) Die von Regierungspräsident Manfred Bulling in Auftrag gegebene Untersuchung der Grundwasserverhältnisse im Ludwigsburger Favoritepark hat die von einer Arbeitsgruppe des Regierungspräsidiums im Jahr 1986 gewonnenen Erkenntnisse in vollem Umfang bestätigt. Danach ist der «Tod der Eichen» eine natürliche Alterserscheinung und nicht durch Grundwasserabsenkungen, durch die Bauwerksdrainagen der Pädagogischen Hochschule, der Fachhochschule für Finanzen und der Waldorfschule verursacht.

Die Eichen im Favoritepark hatten in den vergangenen Jahren sowohl in den Medien als auch außerhalb für Furore gesorgt. Naturschützer machten die Drainagen der neuerstellten Pädagogischen Hochschule, der Fachhochschule für Finanzen und der Waldorfschule für das Absterben verantwortlich. Durch die Drainagen der Bauwerke, so die Naturschützer, würde der Grundwasserspiegel abgesenkt und den Bäumen dadurch der notwendige Lebenssaft entzogen.

Eine von Regierungspräsident Bulling eingesetzte Arbeitsgruppe kam Ende 1986 zu der Erkenntnis, daß im Bereich der Schulkomplexe der Grundwasserspiegel im Durchschnitt um zwei bis drei Meter gegenüber dem mutmaßlichen früheren Grundwasserhorizont abgesenkt wurde, daß aber zum einen die Grundwasserabsenkung im Favoritepark deutlich geringer sei als an den Gebäuden und zum anderen der Grundwasserspiegel zwischen sechs und zwölf Meter unter der Erdoberfläche liegt. Da die Eichen ihr Wasser aus einer Tiefe bis zu zwei Meter beziehen, bedeutet dies, daß die Eichen auch in früheren Zeiten ihren Wasserbedarf nicht aus dem Grundwasser decken konnten. Das bedeutet: Selbst wenn das Grundwasser im Park nicht um zwei bis drei Meter abgesenkt worden wäre, hätte es höchstens bis zu drei Meter unter die Geländeoberfläche gereicht. Da aber die Wurzeln der Eichen maximal zwei Meter hinabreichen, hat ein Grundwasserkontakt, so die Arbeitsgruppe, nie bestanden.

Museums-Boom? Tagung in Ulm

(STZ) Von einem «Museumsboom» war bei der Eröffnung der Jahrestagung des Deutschen Museumsbunds, die unter dem Leitthema «Das wachsende Museum» stand, immer wieder die Rede. Nicht nur die Besucherzahlen haben sich in den vergangenen 20 Jahren von neun Millionen jährlich auf beinahe 65 Millionen mehr als versiebenfacht, auch die Zahl der Museen wächst so schnell, daß selbst den Fachleuten allmählich die Übersicht verlorengegangen ist. Während der Frankfurter Kulturdezernent, Professor Hilmar Hoffmann, von 2400 Museen in der Bundesrepublik sprach, nannte Wissenschaftsminister Professor Helmut Engler am 9. Mai allein für das Land Baden-Württemberg die Zahl von 900 Museen. Rein rechnerisch habe jetzt fast jede der 1011 Gemeinden im Land ein eigenes Museum. Diese Entwicklung, so betonte der Minister, sei in erster Linie positiv zu sehen. Die Rückbesinnung der Menschen auf historische und natürliche Grundlagen sei nicht zu kritisieren.

Gleich zu Beginn hatte der Präsident des Deutschen Museumsbunds, Professor Christoph B. Rüger, auch negative Konsequenzen des Booms angesprochen. Die Museen steckten in einer «Überforderungskrise». Rüger wies vor allem darauf hin, daß die Magazine überquellen. Sammeln, bewahren, bekanntmachen und forschen sei aber dessen ungeachtet die Aufgabe der Museen. «Es gibt», so ironisierte Rüger das Problem, «mehr und mehr Museen, an deren Wände man nichts mehr hängen kann, weil da der Architekt hängt.»

Professor Ernst Pappermann vom Deutschen Städtetag zeigte einige Gründe dieser Entwicklung auf. Während früher Kulturpolitik als Gegensteuerung einer Ökonomisierung der Städte betrachtet wurde, gebrauche die Stadtpolitik heute Kultur mit Überlegung als Mittel der Wirtschaftsförderung. Pappermann hielt es zwar für richtig, in den Städten eine geistige Infrastruktur zu schaffen, doch stellte er auch kritische Fragen. Die gesellschaftskritische Aufga-

benstellung dürfe bei dieser Entwicklung nicht vernachlässigt werden. Wachstum sei auch kein Wert an sich, das gelte auch für die Neugründung von Museen, mahnte der Referent. Professor Hilmar Hoffmann sah in der gegenwärtigen Museumseuphorie auch eine gewisse modische Übereinkunft der Besucher. Kulturpolitische Zukunftsinvestitionen müßten aber unabhängig von wechselnden Tagesinteressen getätigt werden. Hoffmann kam zu dem Schluß: «Wir bauen noch nicht zu viele Museen.»

Waiblingers Brief geht nach Heilbronn

(HSt) Der Stadt Heilbronn, besser gesagt, dem Heilbronner Stadtarchiv, ist es gelungen, eine Handschrift des schwäbischen Dichters Wilhelm Waiblinger (1804–1830), einem bedeutenden Sohn der Stadt, für die hauseigene Autographensammlung zu erwerben. Waiblingers Brief an Gustav Schwab, den Stuttgarter Lehrer, väterlichen Freund und wichtigsten literarischen Berater des Dichters, tauchte bei einer Auktion der Marburger Autographenhandlung Stargardt auf. Das Heilbronner Stadtarchiv hatte das Angebot in einem Katalog entdeckt.

Für 19 000 Mark wechselte die Handschrift Waiblingers, die dieser am Jahresende 1826 aus Rom an den Freund in Stuttgart adressierte, in Marburg den Besitzer. Christhard Schrenck, wissenschaftlicher Mitarbeiter des städtischen Archivs, war in das nordhessische Universitätsstädtchen gereist, um die Interessen der Stadt bei der Auktion zu vertreten. Der Preis für die Rarität, war vom Auktionator zunächst auf 8000 Mark taxiert worden. Das Heilbronner Stadtarchiv, das für entsprechende Ankäufe jährlich einen bestimmten Betrag zur Verfügung erhält (Haushaltsposten 1988: 70 000 Mark), will das Original laut Hubert Weckbach keinesfalls in der Versenkung verschwinden lassen. Noch ist zwar nichts entschieden, doch der Brief könnte demnächst in einer Faksimile-Abdruck bald auch in einer Publikation des Stadtarchivs zu sehen sein.

Umweltschützer gegen Ostumfahrung Vaihingen

(PM) In einer gemeinsamen Pressemitteilung beziehen der Arbeitskreis Stuttgart des Landesnaturschutzverbands, der Bund für Umwelt und Naturschutz und die Bürgerinitiative gegen die Filderquerstraße klar Stellung gegen die geplante Ostumfahrung Vaihingen. Gegenüber dem vor einem Jahr vorgelegten Plan hat die Verwaltung zwar einige Nachbesserungen vorgenommen. Hauptsächlich wurde der Tunnel im Bereich der Schule für Körperbehinderte verlängert. Doch die Umweltschützer beklagen nach wie vor, daß Vaihingen durch die Ostumfahrung vollends in den Würgegriff des Verkehrs gerate und daß die Vaihinger von ihren östlichen Erholungsgebieten abgeschnitten würden.

Insbesondere wird jedoch die Behauptung der Verwaltung in Zweifel gezogen, nach der durch die Ostumfahrung der Verkehr in Vaihingen um bis zu 50 % zurückgehen würde. Der Entlastungseffekt sei viel geringer, als dies dargestellt werde. Außerdem wird den Verkehrsplanern der Vorwurf gemacht, daß sie die zusätzliche Belastung, die die Ostumfahrung Vaihingen zum Beispiel für den Stuttgarter Westen und Süden bringen würde, ignorierten.

Heimatismuseum für das «Trachtendorf» Betzingen

(rf) Am 2. Juli wurde in Reutlingen-Betzingen ein Heimatismuseum eingeweiht: Als lebendiges Museum, in dem an alte Sitten, Bräuche und Gewohnheiten erinnert werden soll. Eine Arbeitsgruppe unter Herrn Schödel hatte schon lange vorher Material gesammelt und aufbereitet. Eine wichtige Aufgabe fällt nun dem Schwäbischen Albverein zu, der sich dazu bereit erklärt hat, das Museum zu betreuen und durch Veranstaltungen attraktiv zu machen. Im Heimatismuseum Betzingen wird natürlich auch an das «Trachtendorf» Betzingen erinnert, das im vorigen Jahrhundert Genre-Maler aus nah und fern angelockt hatte.



LBS

Landesbausparkasse
Württemberg
Bausparkasse der Sparkassen

Mit Bausparen können Sie Ihren guten Geschmack zeigen.



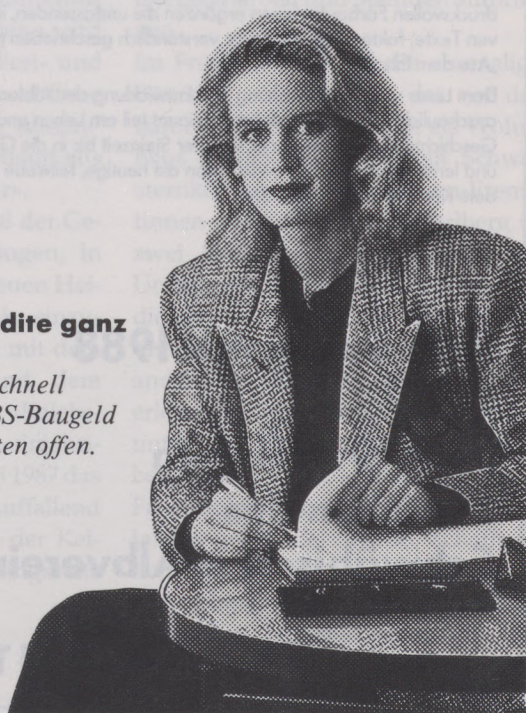
Bausparen bei der LBS macht äußerst flexibel.

*Eine rentierliche Geldanlage für mehr Unabhängigkeit:
LBS-Bausparen. Vielseitig verwendbar,
mit vielen Vorteilen ausgestattet.*

**Und entspricht mit hoher Rendite ganz
Ihrem persönlichen Stil.**

*Sie sparen renditestark und bilden schnell
Eigenkapital. Mit dem günstigen LBS-Baugeld
stehen Ihnen dann viele Möglichkeiten offen.*

**Kommen Sie zur LBS oder Sparkasse.
Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.**



GEOLOGIE – LANDSCHAFT – FOSSILIEN – PFLANZEN MENSCHEN – GESCHICHTE – WANDERUNGEN

Neu



Neu

Entdecken Sie die
Schwäbische Alb neu

Eine liebenswerte
Landschaft
ins Bild gesetzt
und umfassend erläutert

Das große Buch der Schwäbischen Alb

Herausgegeben von Ernst Waldemar Bauer und Helmut Schönnamsgruber. Mit Beiträgen von Ernst W. Bauer, Joachim Hahn, Dieter Kapff, Konrad Plieninger und Helmut Schönnamsgruber. 216 Seiten mit 410 farbigen Abbildungen. Großformat 25 x 25,5 cm. Kunstleinen DM 89,-. Jubiläumspreis bis 31.12.1988 DM 79,-.

Eine beispiellos gelungene Kombination aus farbigem Bildband und modernem Sachbuch über die Schwäbische Alb. Hunderte von eindrucksvollen Farbaufnahmen ergänzen die umfassenden, informativen Texte, faktenreich und leicht verständlich geschrieben (siehe „Aus dem Inhalt“).

Dem Leser wird die Entstehung und Entwicklung der Alblandschaft anschaulich vor Augen geführt. Er nimmt teil am Leben und der Geschichte der Albbewohner von der Steinzeit bis in die Gegenwart und lernt auf zahlreichen Streifzügen die heutige, teilweise gefährdete Kulturlandschaft kennen.

Jubiläumspreis 1988

DM 79,-

zum 100jährigen

Bestehen des

Schwäbischen Albvereins

Die ganze Schwäbische Alb in Wort und Bild:

Jedem seine Alb

Von Ernst Waldemar Bauer.

Wie alles anfang

Von Ernst Waldemar Bauer. Das Meer kehrt zurück – Jura und Alb sind nicht dasselbe – Schichtstufenland – Das tertiäre Meer und das Kliff – Vulkane auf der Alb – Die rätselhaften Krater – Das Maß der Abtragung – Aus der Flußgeschichte – Steter Tropfen höhlt den Stein.

Die Pflanzenwelt auf der Alb

Von Helmut Schönnamsgruber. Die Sonne scheint wärmer.

Der Steinzeitmensch auf der Alb

Von Joachim Hahn.

Kelten, Römer, Alamannen

Von Dieter Kapff. Die Alb, Plattform für Züchter und Künstler – Im Kernland der frühen Kelten – Kultur im Marschgepäck: Die Römer kommen – Adel und Christentum.

Burgen, Bauern, Kirchen

Von Konrad Plieninger. Die Burgen der Schwäbischen Alb – Eine Burgenwanderung durch das Große Lautertal – Der Bauernkrieg auf der Schwäbischen Alb – Die Alblandschaft und ihre Kirchen – Die Alte Kirche und die Reformation – Die Alb im Zeitalter der Vielstaaterei.

Die Alb gestern und heute

Von Helmut Schönnamsgruber. Der Älbler und sein Dorf – Die Industrie hält Einzug – Wege, Straßen und Schienen über den Berg – Röhren auf den Berg.

Landschaftsschutz – Naturschutz

Von Helmut Schönnamsgruber. Die Neuentdeckung der Alb – Landschaft neu empfunden: Rettung tut not.

Konrad Theiss Verlag Stuttgart

Bergrutsch am Albtrauf jetzt unter Naturschutz

(lsw) Der Bergrutsch des «Hirschkopfes» am Albtrauf bei Mössingen-Talheim (Kreis Tübingen) steht jetzt unter Naturschutz. Das Regierungspräsidium Tübingen hat nach einer Mitteilung dieses fast 40 Hektar große «Naturschutzgebiet ganz besonderer Art» als Modellfall für die Wiederbesiedelung eines Bergrutsches mit Pflanzen und Tieren, «von jeglichem Störfaktor unbeeinflusst», ausgewiesen. Zuvor hatte es die Forstdirektion bereits zum Schonwald erklärt.

Bei dem seltenen Naturereignis waren am 12. April 1983 auf einem Kilometer Länge fast vier Millionen Kubikmeter Weißjuragestein zu Tale gestürzt. Starke Niederschläge hatten in den darunterliegenden Ornaten-tonen und Braunjuraschichten zu Quellbewegungen geführt und den mächtigen Bergrutsch ausgelöst.

In kurzer Zeit bekam eine 71 Hektar große Hochwaldfläche weithin sichtbar ein völlig anderes Aussehen. Unter dem Steilabriß im Weißjura zieht sich als Band ein ortsfest gebliebener Rücken aus Bergkies mit Originalbewuchs. Darunter liegt eine breite vegetationslose Kieshalde. Am Hangfuß hat sich eine gewaltige Menge Rutschmaterial aus Kies und Oberboden zusammengeschoben und ein altes Bachbett überdeckt.

«Ganz wesentlich» für den Schutz waren den Angaben zufolge die botanischen und zoologischen Aspekte sowie das wissenschaftliche Interesse. Eine pflanzenkundliche Arbeit der Universität Tübingen hat bereits die Wiederbesiedelung der Rutschfläche erforscht. Auch sind geologische, geografische und heimatkundliche Studien möglich.

Die Stadt Mössingen, die einen großen ertragreichen Wald verloren hat, verzichtet vorerst für 20 Jahre auf eine Nutzung, die auch auf der Mutterbodenfreien Fläche und dem noch nicht zur Ruhe gekommenen Hang lange nicht möglich ist. Die Experten erwarten bis dahin pflanzliche «Pionierge-sellschaften», aus denen sich langfristig wieder eine natürliche standortgerechte Waldgesellschaft entwickelt.

Metzinger Stadtbücherei in der «Kalebskelter»

(PM) Am 9. Juni wurde in Metzingen die neue Stadtbücherei in einer der berühmten «Sieben Keltern» ihrer Bestimmung übergeben. Damit ist die fünfte Metzinger Kelter gerettet und einer neuen Nutzung zugeführt. Gustav Schwab hatte die sieben Keltern im Jahre 1823 folgendermaßen beschrieben: «Sie sind merkwürdiger als Ägyptens sieben Wunderwerke. Nicht nur die Anzahl, sondern auch das Erscheinungsbild und die Bauweise deuten auf eine bau- und kulturhistorische Attraktion hin.»

Daß die sieben Keltern heute noch stehen, ist keine Selbstverständlichkeit. Mitte der 60er-Jahre hätte man sie beinahe aufgegeben, da sie für den Weinbau so gut wie nutzlos geworden waren. Außerdem war ihr baulicher Zustand recht bedenklich.

Aufgrund des Denkmalschutzes hat der Gemeinderat der Stadt Metzingen über das Gebiet des Kelternplatzes die Veränderungssperre verhängt. Bereits im Jahre 1971 wurden erste Nutzungsvorschläge für die Keltern beraten. Die «Innere Stadtkelter» wurde renoviert und ist heute Lager- und Verkaufsraum der Weingärtnergenossenschaft Metzingen-Neuhausen mit einem «Probierstüble». In der «Herrschaftskelter» wurde im Oktober 1979 ein Weinbaumuseum eröffnet. Die «Äußere Stadtkelter» wird seit ihrer Renovierung als Fest- und Vereinskelter genutzt. Eine «offene Marktkelter» entstand nach Absprache mit dem Landesdenkmalamt aus der «Äußeren Heiligenkelter».

Am 8. Februar 1979 beschloß der Gemeinderat der Stadt Metzingen, in der «Kalebskelter» bzw. «Neuen Heiligenkelter» eine Bibliothek einzubauen. Am 18. 6. 86 wurde mit dem Bau, der Renovierung und dem gleichzeitigen Ausbau der «Kalebskelter» begonnen. Nach fast einjähriger Bauzeit konnte am 5. Juni 1987 das Richtfest gefeiert werden. Auffallend ist das mächtige Satteldach der Kelter, das als einziges Dach längsseits vorkragend ist.

Nonnen beziehen Kloster Heiligkreuztal

(STZ) Das ehemalige Zisterzienserkloster Heiligkreuztal, das nach langem Verfall seit dem Jahre 1972 durch die Stefanus-Gemeinschaft restauriert wird, gehört zu den bedeutendsten Klosteranlagen Süddeutschlands: eine mittelalterliche Klosterstadt, von hohen Mauern umgeben. Das sogenannte «Amtshaus», zeigte sich bei gründlicher Restaurierung als Gebäude aus dem 14. Jahrhundert, der Gründungszeit des Klosters. Fensternischen und alte Bohlenwände wurden freigelegt. Nach seiner Fertigstellung dient es als Gästehaus mit 24 Betten, zwei Tagungsräumen und einem großen Kinderspielzimmer. Zu den Sorgenkindern der Stefanus-Gemeinschaft, die sich hier eine «geistige und geistliche Heimat» geschaffen hat, gehörten lange Zeit neben dem ehemaligen Brauereigebäude aus dem 16. Jahrhundert und dem ebenfalls spätgotischen Kornhaus auch das Stegenhaus. Seit einem Jahr sind auch dort die Handwerker an der Arbeit. Im Frühjahr 1989 soll alles fertig sein. Für die auf 4,1 Millionen Mark veranschlagten Gesamtkosten gibt es Sondermittel in Höhe von drei Millionen Mark aus dem Landesdenkmal-Nutzungsprogramm. Den Rest will die Stefanus-Gemeinschaft mit Eigenarbeit und Spenden aufbringen.

Im Frühjahr 1989 soll die ehemalige Brauerei, ein Gebäude, das vor der Barockzeit wahrscheinlich als Wohnhaus diente, einen kleinen Schwesternkonvent von Klarissen-Eremitinnen aus Schruns in Vorarlberg in zwei Stockwerken aufnehmen. Im Untergeschoß des Kornhauses wird die Hauskapelle der Klarissen-Eremitinnen, in den Obergeschossen unter anderem eine Spezialsammlung mit erlesenen Kunstwerken aus Tansania untergebracht. Die katholische Laienbewegung, eine Bildungs- und Freundesgemeinschaft, die vor 40 Jahren gegründet wurde, schafft in den Mauern der ehemaligen Zisterzienserinnen-Abtei eine neue Stätte geistlichen Lebens, einen Ort der Weiterbildung, der Begegnung und Erholung.

Restaurierung von St. Georg abgeschlossen

(SK) Die Insel Reichenau, einst eine Keimzelle des christlichen Abendlandes, präsentiert jetzt ihren Besuchern alle drei Kirchen nach umfangreicher Renovierung in neuem Glanz. Mit 3,2 Millionen DM Gesamtkosten wurde die Erneuerung der Stiftskirche St. Georg in Reichenau-Oberzell nach sechs Jahre dauernden Arbeiten um 1,5 Millionen DM billiger als veranschlagt. Allein die Konservierung des aus der Zeit um 990 nach Christus entstandenen Bilderzyklus hatte 1,2 Millionen DM verschlungen. Nach der Kirche St. Peter und Paul sowie dem Münster war die St.-Georgs-Kirche das dritte Gotteshaus, das von Erzdiözese, Land Baden-Württemberg und der Kirchengemeinde finanzielle Kraftakte erforderte. Mit einem Festgottesdienst und der Altarweihe durch Erzbischof Oskar Saier sowie einem Fest aller drei Inselfarreiern feierten die Reichenauer und zahlreiche Gäste den Abschluß der Arbeiten. Die Renovierung der Stiftskirche St. Georg, unter Abt Hatto III. (888 bis 913) errichtet, sowie die Restaurierung ihrer wertvollen Fresken ist in vielerlei Beziehung ein bemerkenswertes Ereignis. Buchstäblich Stein des Anstoßes war 1981 ein äußerst kritischer Beitrag von Herbert Berner (Singen) als Vorsitzender des Hegau-Geschichtsvereins. Er sah die Fresken in Gefahr, rüttelte das Landesdenkmalamt wach und sorgte, so Hauptkonservator Professor Wolfgang Stopfel (Freiburg) im Festvortrag, auch für öffentliches Bewußtsein. Eine internationale Expertenkommission steuerte den Kurs und legte fest: Es wird nur der Bestand an alter Gemäldesubstanz Millimeter um Millimeter festgehalten und dann konserviert, sonst nichts. Deshalb konnte im April auch kein «strahlendes Erneuerungsergebnis» vorgestellt werden, so August Gebessler, Präsident des Landesdenkmalamtes, sondern es wurden die unter schwerer Staubschicht liegenden und dank vorausgegangener Renovierungen mitgenommenen Wandmalereien gereinigt und restauriert, der Bestand an nachfolgende Generationen weitergege-

ben. «Neue Patienten» in Form von übertünchten Wandmalereien in der Krypta seien bewußt nicht ans Tageslicht gebracht worden.

Münsterpfarrer Alfons Weißer, für seine Mühen zum Geistlichen Rat ernannt, machte deutlich, wo die neuen Gefahren für St. Georg liegen: Im Fünf-Minuten-Tourismus. «Wer nicht mindestens eine halbe Stunde Zeit hat, sollte lieber draußen bleiben», sagte er. Staub und hohe Feuchtigkeit wegen der vielen Besucher setzen den frühesten und bedeutendsten noch erhaltenen Monumentalmalereien nördlich der Alpen nämlich schon wieder zu.

Neues Arbeitsblatt: «Einheimische Schlangen»

(lsw) Das Institut für Ökologie und Naturschutz der Landesanstalt für Umweltschutz (LfU) in Karlsruhe hat im April ein neues Arbeitsblatt zum Naturschutz unter dem Titel «Einheimische Schlangen» herausgegeben. Nach LfU-Angaben vom 5. April will man mit dieser von Klemens Fritz und Manfred Lehnert erarbeiteten Schrift in der Bevölkerung Verständnis wecken und über diese Tiergruppe informieren. Dabei werden auf acht Seiten in übersichtlicher Form die einheimischen Schlangen und ihre Lebensräume vorgestellt. Den weiteren Angaben zufolge leben in Baden-Württemberg fünf Schlangengattungen, von denen die ungiftigen Schling- und Ringelnattern am weitesten verbreitet sind. Nur in einem kleinen Gebiet im Nordwesten des Landes – im Odenwald – sei die ebenfalls ungiftige Äskulapnatter heimisch. Dagegen sei die giftige Kreuzotter nur in den rauen Lagen des Schwarzwaldes und der Alb sowie in den Mooren Oberschwabens und dem Allgäu anzutreffen. In Teilen des Südschwarzwaldes lebe die ebenfalls giftige Aspispiper. Sie gehört laut LfU zu den seltensten Schlangen Deutschlands und ist bereits vom Aussterben bedroht. Das bereits siebte Arbeitsblatt zum Naturschutz wird gratis abgegeben und kann bei der Landesanstalt für Umweltschutz in Karlsruhe angefordert werden.

Surfer und Sportangler vertreiben Vögel

(lsw) Vor rund 15 Jahren war die Welt am Guggenhauser Weiher im Landkreis Ravensburg noch in Ordnung. Das Schilfröhricht am Seeufer war beliebter Brutplatz der seltenen Schwarzhalstaucher. Bis plötzlich ein Angelsportverein Geschmack an dem Weiher fand. Die eifrigen Sportfischer hatten nichts Eiligeres zu tun, als Stege und Plattformen kreuz und quer durch das Schilfröhricht zu schlagen. Bereits zwei Jahre nach dem Auftauchen der Sportangler brütete kein einziger Schwarzhalstaucher mehr am Weiher.

Der Guggenhauser Weiher, das wurde bei einem Artenschutzsymposium des Deutschen Bundes für Vogelschutz (DBV) in Bad Buchau/Federsee deutlich, ist nur ein besonders eklatantes Beispiel für eine insgesamt bedrohliche Entwicklung: Immer mehr schilfbestandene Feuchtgebiete gehen als Brutplätze für die Vogelwelt verloren. Die Schilfflächen werden zugeschüttet, abgegraben, trockengelegt oder durch Flurbereinigungsmaßnahmen vernichtet. Im 30 Kilometer langen Donautal zwischen Ehingen und Ulm etwa gab es 1950 noch fast 60 Schilfröhrichtflächen. Durch Überbauung, Zuschüttung und Anlage von Kiesbaggerteichen sind davon heute noch gerade fünf Flächen übriggeblieben.

Seit einigen Jahren droht den Feuchtgebieten nun auch von anderer Seite Unheil: Baden, Surfen, Sportbootfahren, Wasserski oder Sportangeln sind längst zu beliebten Freizeitaktivitäten streßgeplagter Großstädter geworden, die zunehmend auch die letzten Rückzugsgebiete bedrohter Arten erobern. Der Erholungsrummel rund um die Uhr ist zu einem der größten Lebensraumvernichter geworden.

Um die Problematik der Lebensraumvernichtung für schilfbewohnende Vogelarten in das Bewußtsein der Öffentlichkeit zu rücken, hat der Bund für Vogelschutz den Teichrohrsänger zum «Vogel des Jahres 1989» gewählt. Außer ihm sind aber noch 34 andere Brutvogelarten in Baden-Württemberg auf Schilfgebiete als Bruträume angewiesen.



*»Sobald Vati die Pässe gefunden hat,
fahren wir los.«*

**Wie finden Sie das, wenn Sie durch Suchen
Zeit verlieren?** Unerfreulich, zweifellos. Vor allem,
wenn das Gesuchte partout dann nicht »zum Vor-
schein« kommen will. Wenn Sie überall »Haus-
suchung« halten, während andere auf Sie warten
müssen. Das muß nicht sein:

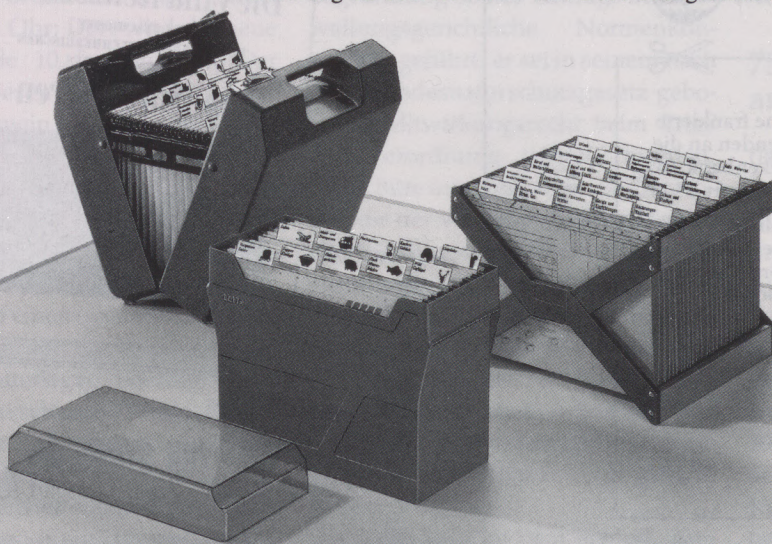
Leitz praktische Ordnungshelfer

**Sofort finden ohne Suchen:
Leitz Akteien**

Mit Leitz Akteien kommt zeitsparende Ordnung
fast wie von selbst. Wichtiges wird einfach weg-
gesteckt. In Mappen mit Stichwörtern, zum Beispiel
für Garantiescheine, Verträge oder Steuerbelege.
Und was Sie brauchen, finden Sie sofort. Auch
Schaltpläne, Kochrezepte oder Strickmuster,
beispielsweise. Eben alles, was für Sie wertvoll ist.

Informationen gibt es mit dem Coupon;
Beratung im Schreibwaren- und Büro-Fachgeschäft.

LEITZ



Coupon: Senden Sie mir kostenlos
die Broschüren
☐ »Leitz macht Ihre Ordnung leichter«
(Ordnungshelfer für zu Hause),
☐ »Ordnung im Jugend-Stil« (Ordnungshelfer
für Schule und Studium).

Name: _____

Straße: _____

PLZ/Ort: _____

Statt Coupon genügt auch eine Postkarte an
Louis Leitz, Postfach 300720, 7000 Stuttgart 30

EIN FESTER ZINS SCHÜTZT SIE VOR SCHADEN.



Mit einer Festzinshypothek der Württembergischen Hypothekenbank sind Sie vor Zinserhöhungen geschützt. Ihr Zinssatz bleibt fest. Bis zu 30 Jahre lang. Sie sind gewappnet. Sprechen Sie mit uns, bevor Sie Lehrgeld zahlen.

Geschäftsstellen:

Bielefeld 1, Am Bach 11, Tel. 05 21/6 90 10
Düsseldorf 1, Immermannstr. 11, Tel. 02 11/35 20 35
Frankfurt/M. 1, Neue Mainzer Str. 57, Tel. 0 69/23 22 72
Freiburg i. Br., Bertoldstr. 61, Tel. 07 61/3 55 35
Hamburg 1, Rathausmarkt 19, Tel. 0 40/36 48 55
Hannover 1, Osterstr. 59, Tel. 05 11/1 50 47
Köln 1, Kaiser-Wilhelm-Ring 34, Tel. 02 21/13 42 50
Mannheim 1, Q 4, 2, Tel. 06 21/2 08 78
München 2, Türkenstr. 11-15, Tel. 0 89/28 20 78
Ravensburg, Karlstr. 7, Tel. 07 51/2 63 65
Stuttgart 1, Büchsenstr. 28, Tel. 07 11/2 09 63 53
 Repräsentanz:
Berlin 15, Lietzenburger Str. 92, Tel. 0 30/8 81 98 90

WÜRTTEMBERGISCHE HYPOTHEKENBANK

AKTIENGESELLSCHAFT

SEIT 1867



Coupon

Bitte ausschneiden, auf eine frankierte Postkarte kleben und einsenden an die Württembergische Hypothekenbank AG, Postfach 7 70, 7000 Stuttgart 1

Ich habe ein persönliches Baufinanzierungsproblem. Bitte schicken Sie mir Ihre Broschüre «1 x 1 der Festzinshypothek»

(Vor- und Zuname)

(Straße, Hausnummer)

(Postleitzahl, Ort)



Württembergische Hofkammer- Kellerei Stuttgart

Älteste Weingutsverwaltung in Württemberg

mit erstklassigen Berg- und Einzellagen:
 Maulbronner Eilfingerberg und Eilfingerberg Klosterstück
 Gündelbacher Steinbachhof · Hohenhaslacher
 Kirchberg · Mundelsheimer Käsberg · Untertürkheimer
 Mönchberg und Stettener Brotwasser

Die hervorragenden Qualitätsweine des Jahrgangs 1987 sind ausgereift und lieferbar.

Fordern Sie bitte unsere Preisliste an!

Kellerei und Verwaltung:

7140 Ludwigsburg, Schloß Monrepos

Fernruf (0 71 41) 3 10 86

Bequeme Anfahrt über Autobahn Ludwigsburg-Nord (Parkplätze).

Verkaufszeiten von Montag bis Freitag 8 bis 11.30, 13 bis 16 Uhr.

Im Dezember auch samstags von 9 bis 13 Uhr.

DAS BUCHEREIGNIS

Erstmalig wird in diesem Buch mit Insiderwissen ausführlich dargestellt, was sich in 75 Jahren in der Villa Reitzenstein ereignete

284 Seiten
 mit 77 Abbildungen
 in Farbe und
 schwarz-weiß,
 Ganzleinen

DM 39,-



erhältlich
 in jeder guten
 Buchhandlung

DRW-Verlag Stuttgart

Postfach 101143, 7000 Stuttgart 10

Dokumentation über «Ostarbeiter» im Filstal

(EZ) 648 Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter aus 13 Nationen lebten zwischen 1940 und 1945 in Reichenbach. Sie arbeiteten vor allem im Reichsbahnausbesserungswerk Esslingen – aber auch bei örtlichen Betrieben. Bis zu 600 Personen waren gleichzeitig im sogenannten «Ostarbeiterlager» untergebracht. Die private Geschichtsforscherin Traude Bühler nennt dieses Lager «eine Vorform des KZ». In Reichenbach geht man daran, den schwärzesten Teil der Ortsgeschichte aufzuarbeiten.

Er ist streng geometrisch angelegt: Der ihn umgebende Zaun bildet die Form eines Trapezes, die Grabsteine stehen sich gegenüber und bilden ein Spalier, ein Weg teilt den Platz in zwei gleichgroße Parzellen. Als Besucher hat man das Gefühl, man würde eine Ehrenkompanie abschreiten – die Ehrenkompanie der Toten. Grüner Mord überzieht die Aufschriften der Steinquader und die Hölzer der niedrigen Umzäunung. Nur unter Mühen lassen sich die Namen der 28 Menschen entziffern, die dort ihre letzte Ruhe gefunden haben. Die kalten, schwarzen Bäume der Umgebung und der morgendliche Nebel vervollständigen zur Zeit das trostlose Bild. Von den 28 Toten waren 15 Kinder. Unmittelbar daneben verläuft auf einer Anhöhe eine stark befahrene Straße. Auf der anderen Seite fließt die Fils, und gleich dahinter ist ein durchwühlter Acker zu sehen. Leise dringt das Brummen eines gelben Baggers ans Ohr: Dort wird die neue Bundesstraße 10 fertiggestellt. Der Weg zu diesem «Russenfriedhof», wie er allgemein genannt wird, führt über dreckige Straßen an Industrie- und Bahngleisen vorbei. Das Betreten des winzigen Stücks geweihter Erde ist nicht ohne weiteres möglich – die Eingangstüre ist fest verschlossen. Dort und auf einem weiteren Friedhof des Ortes wurden die Toten aus dem Zwangsarbeiterlager beerdigt. Die Geschichtsforscherin Traude Bühler sieht «einen kolossalen geschichtlichen Nachholbedarf». So sei außer in der inzwischen vergriffenen Ortschronik nirgends ein Hinweis auf das

Fremdarbeiterlager und den noch existenten «Russenfriedhof» zu finden. Doch Bühler ist mit ihren Forderungen nicht allein. Der «Arbeitskreis Frieden» hat vor zwei Jahren durch einen Gedenkmarsch bereits auf die Existenz des Friedhofs aufmerksam gemacht. Einem Antrag der URB-Gemeinderatsfraktion, dort eine Gedenktafel aufzustellen, schlossen sich weitere Parteien an. Außerdem wurde die Errichtung eines Wegweisers für gut geheißen.

Verwaltungsgerichtshof zum Thema Rabenvögel

(lsw) Der baden-württembergische Landesverband des Bundes für Vogelschutz ist mit dem Versuch gescheitert, das Abschießen von Rabenvögeln gerichtlich untersagen zu lassen. Der baden-württembergische Verwaltungsgerichtshof (VGH) erklärte in einer am 4. Mai in Mannheim veröffentlichten Entscheidung (Aktenzeichen: 5 S 101/88), der Naturschutzverband sei nicht zu einem Antrag gegen die Verordnung der Stuttgarter Landesregierung zum Abschluß von Rabenvögeln befugt. Mit der Verordnung vom 14. Dezember vergangenen Jahres hatte die Landesregierung den Abschluß von Rabenkrähen und Elstern außerhalb der Brutzeit gestattet, soweit dies zum Schutz der heimischen Tierwelt und zur Abwendung landwirtschaftlicher Schäden notwendig sei.

Der Naturschutzverband hatte zur Begründung seines Antrags auf verwaltungsgerichtliche Normenkontrolle angeführt, er sei in seinem nach dem Bundesnaturschutzgesetz gebotenen Mitwirkungsrecht beim Erlass der Verordnung verletzt worden. Seine Bitte um Einsicht in die Gutachten, die der Verordnung zugrunde lägen, sei vom Stuttgarter Umweltministerium gar nicht beschieden worden. Außerdem sei er auch in seinen eigenen Interessen getroffen, weil durch die Erlaubnis zum Abschluß der Rabenvögel die gesamte Arbeit des Bundes für Vogelschutz zum Schutz wildlebender Vogelarten in Frage gestellt werde.

Der VGH kam zu dem Schluß, dem

Vogelschutzbund sei kein Nachteil widerfahren, der eine Antragsbefugnis begründen könne. Ein solcher Nachteil liege nur vor, wenn ein Antragsteller durch die zu kontrollierende Rechtsvorschrift oder deren Anwendung in einem Interesse verletzt werden könne, das bei der Entscheidung über Erlass oder Inhalt der Rechtsvorschrift als privates Interesse zu berücksichtigen gewesen wäre, also zum notwendigen Abwägungsmaterial gehöre. Die vom Kläger behauptete Verletzung seines Anhörungsrechts sei aber kein Nachteil in diesem Sinn. Formelle Beteiligungsrechte könnten nicht zum notwendigen Abwägungsmaterial gehören.

Der VGH betonte auch, den Naturschutzverbänden sei keine Kompetenz zur Kontrolle der Rechtmäßigkeit des Verwaltungshandelns eingeräumt worden. Außerdem treffe das mit der Verordnung zeitlich eng eingegrenzte Recht, Rabenvögel unter bestimmten Voraussetzungen zu schießen, nicht den Kernbereich der Tätigkeit des Vogelschutzbundes. Die zum Abschluß freigegebenen Arten Rabenkrähe und Elster könnten nur einen «völlig unbedeutenden Bestandteil» der Tätigkeit des Verbandes ausmachen. Der 5. Senat des VGH betonte im übrigen, daß er gar keine Verletzung der Anhörungsrechte der Organisation erkennen könne, weil der Verband schon lange vor der förmlichen Aufforderung eine eingehende Stellungnahme zur geplanten Verordnung an das Umweltministerium übersandt habe.

75 Jahre Kunstgebäude am Schloßplatz

(lsw) Mit einer Reihe von Veranstaltungen feiert der Württembergische Kunstverein Stuttgart in diesem Jahr und 1989 das 75jährige Bestehen des Kunstgebäudes am Schloßplatz. Es wurde am 29. März 1913 eingeweiht. Mitte September soll im Kuppelsaal ein großes Jubiläums-Fest gefeiert werden. Außerdem wird es im Herbst 1988 und im Sommer 1989 eine Reihe von Vorträgen über den Erbauer des Kunstgebäudes, Theodor Fischer, geben.

Stuttgarter Löwentor: Versetzen – ja oder nein?

(STN) Beim Thema Stuttgarter Löwentor schieden sich die Geister. Uneinig, ob zur «Iga 93» dieser Eingangsbereich des Rosensteinparks in die Grünfläche hinein versetzt werden darf oder nicht, sind sich aber auch die Fachleute. Während die Denkmalschützer des Landes strikt gegen Veränderungen sind, begründet Manfred Schempp, Leiter der Abteilung Stadtgestaltung des Stuttgarter Planungsamts, warum er für ein Versetzen ist:

«Das Löwentor, 1858 im spätklassizistischen Stil errichtet, markierte einst den nordwestlichen Zugang zum Rosensteinpark, der bereits 1823 durch Oberhofgärtner Bosch in Verbindung mit dem Schloß Rosenstein von Salucci 1824 – 30 angelegt worden war. Das Landesdenkmalamt, das Schloß, Park und seine Torbauten als schützenswerte Sachgesamtheit sieht, lehnt ein Versetzen des Tores ab. Aus der Sicht der Denkmalpflege ist dies verständlich, weil jede Standortveränderung eines Baudenkmals eine erhebliche Beeinträchtigung bedeutet. Bei einem Torbau ist diese besonders schwerwiegend, weil sein Standort Grenze und Verbindung unterschiedlicher Bereiche markiert. Insofern dürfte man das Löwentor nicht versetzen.

Starker Verkehr, Wegfall des Vorfeldes und veränderte Höhen haben dem Tor seinen Sinn genommen. Seine Architektur ist erheblich beeinträchtigt, Wappen und Symbole werden nicht wahrgenommen, die Proportionen stimmen nicht mehr, die Torwächterhäuschen sind so sinnlose Zubauten. Keine Neuplanung des Zugangs kann das Tor, das am alten Platz stehenbleibt, integrieren. Die Menschen werden achtlos an ihm vorbeigehen. Das Tor ist im «Out». Die Torbauten des Rosensteinparks grenzten einst den weitläufigen und naturnah angelegten englischen Park gegen die übrigen öffentlichen und privaten Nutzflächen ab. Sie eröffneten auch heute noch den Zugang zu einem besonderen Erholungsraum, den es gegen die Geschäftigkeit der Umgebung abzuschirmen gilt. Diese

Funktion erfüllt das Löwentor allerdings nur, wenn man es durchschreiten kann, indem es ein respektables Vorfeld zurückerhält, und wenn es wieder zum Vermittler zwischen Park und Außenwelt wird. Das Versetzen des Tores entspräche auch der sonst gepflegten Reaktivierung eines Baudenkmals. Es käme wieder richtig zur Geltung und wäre für die Sachgesamtheit Rosensteinpark ein Gewinn. Den alten Standort kann man mit Sandsteinplatten vertieft im Boden markieren, so daß die Veränderung veranschaulicht und für jeden nachvollziehbar bleibt.»

Heimattage 1989 finden in Nürtingen statt

(PM) Der Arbeitskreis Heimatpflege im Regierungsbezirk Stuttgart e. V., ein Zusammenschluß von 19 heimatspflegerisch tätigen Mitgliedsverbänden mit ca. 233 000 Einzelmitgliedern, hat in seiner Mitgliederversammlung vom 17. März beschlossen, die 1989 im Regierungsbezirk Stuttgart stattfindenden Heimattage Baden-Württemberg nach Nürtingen zu vergeben. Die alljährlich abwechselnd in den vier Regierungsbezirken des Landes veranstalteten Heimattage werden in Nürtingen vom 7. bis 10. September 1989 dauern.

Dazu erklärte der Vorsitzende des Arbeitskreises, Herr Dr. Rathfelder: «In dem Bestreben, alle Regionen des Landes bei der Ausrichtung der Heimattage angemessen zu berücksichtigen, hat sich der Arbeitskreis für die Heimattage 1989 für eine Stadt im Ballungsraum Mittlerer Neckar entschieden, die zugleich eine Nahtstelle zum ländlichen Raum bildet. Wir sind deshalb sicher, daß die Stadt Nürtingen einen würdigen Rahmen für erfolgreiche Heimattage bieten wird. Die für die Heimattage gemeinsam Verantwortlichen, der Arbeitskreis, das Regierungspräsidium Stuttgart und die Stadt Nürtingen, werden unverzüglich mit den Vorbereitungen für diese landesweite Veranstaltung beginnen, von der wir uns auch neue Impulse für das Heimatgefühl der Menschen im Ballungsraum erhoffen.»

Köngen weihte Römerpark ein

(lsw) Ein Bodenschatz von historischer Bedeutung wurde am 3. Juni in Köngen eingeweiht: der «Römerpark». Das Kastell Köngen ist das einzige römische Kastell am «Neckarlimes», das durch moderne Baumaßnahmen noch nicht zerstört wurde, sagte Dieter Planck vom Landesdenkmalamt am 26. Mai in Köngen. Es ruhe noch im Boden. Da in der Grabungstechnik in den kommenden Jahren enorme Fortschritte erwartet würden, werde der «Schatz» derzeit nicht gehoben.

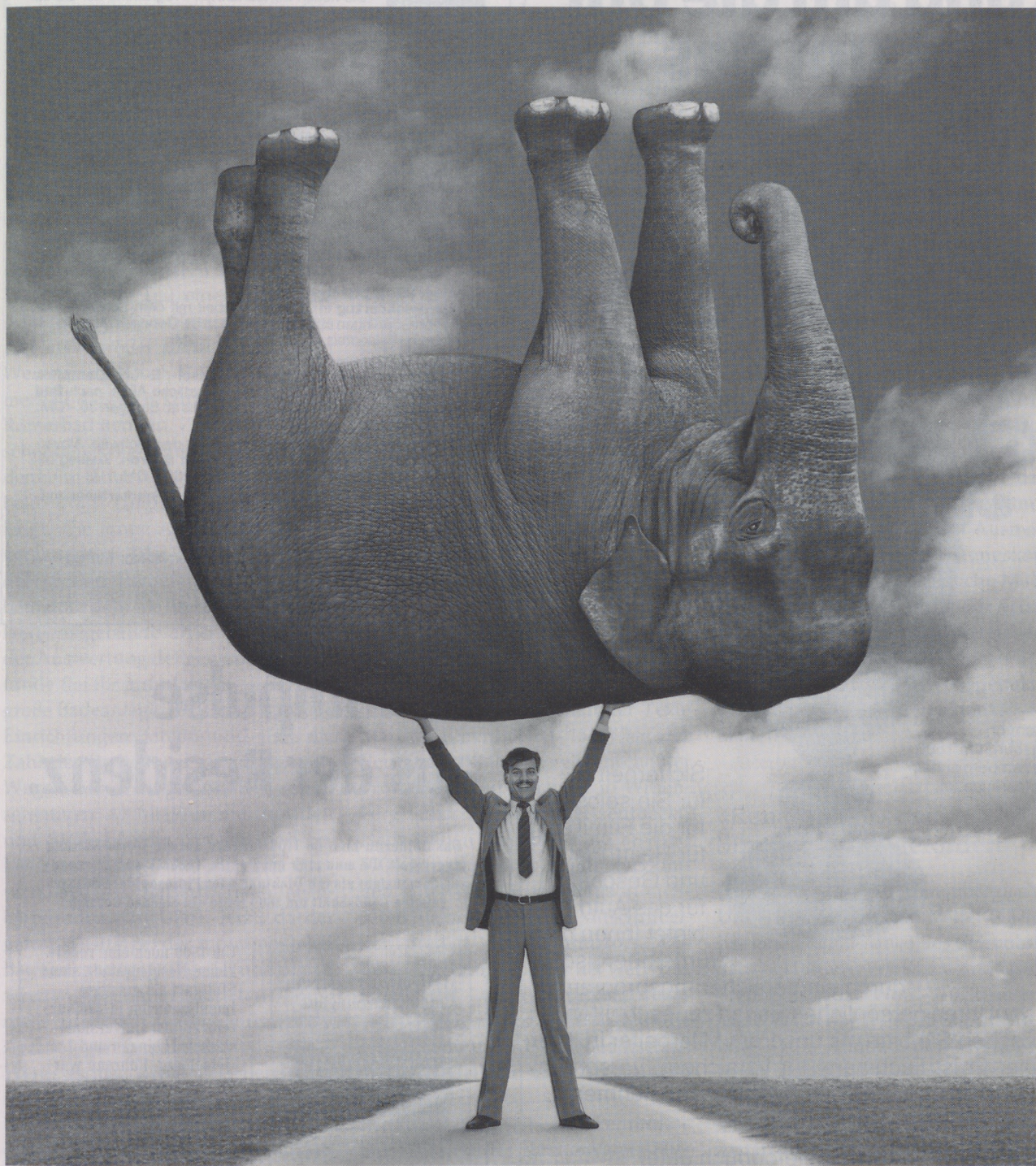
Auf einer Fläche von 2,4 Hektar können sich die Besucher über die Anordnung des ehemaligen Kastells informieren. Ein Wall, bepflanzt mit einer Hecke, kennzeichnet den Verlauf der ehemaligen Kastellmauer. Pappeln markieren die früheren Bäume und Tore. Die Gebäude, die bereits ergraben wurden, sind durch Plattenbeläge sichtbar gemacht. Das übersichtlich geordnete Museum gibt einen guten Einblick in das damalige Leben der Zivilisten: vom Essen und Trinken bis zur Kosmetik und zum Schmuck.

Staatsarchiv Sigmaringen wird renoviert

(lsw) Das Staatsarchiv Sigmaringen wird in diesen Tagen im «Prinzenbau» des Schlosses ein neues Domizil bekommen. Nach Angaben des Staatlichen Hochbauamtes Ravensburg vom 12. April soll der Bau mit einem Aufwand von 21,4 Millionen Mark saniert werden. Das Dach des «Prinzenbaus» im südlichen Teil des Schlosses wird abgebaut und dann neu errichtet.

Die einstige «Nobelherberge» für Kaiser und Könige wird vollkommen entkernt und bekommt eine neue Einteilung der Stockwerke. Am äußeren Bild dieses Stadtpalais aus dem 19. Jahrhundert darf nach den Vorschriften des Denkmalschutzes nichts verändert werden. Das Archiv befindet sich schon seit 30 Jahren in dem einstigen Prachtbau.

Stark mit der Stuttgarter



Mit kleinen Mitteln Großes bewegen. Dabei hilft das »Stuttgarter Modell«. Die besondere Lebensversicherung von der Stuttgarter. Sie bietet optimale Absicherung für Sie und Ihre Familie zu äußerst geringen Anfangsbeiträgen.

Prüfen Sie die Leistungsstärke der Stuttgarter. Zu Ihrem Vorteil:

Stuttgarter Versicherung

Informieren Sie mich ausführlich über die starken Leistungen der Stuttgarter Versicherung

Name

Straße

Ort

Tel.

An die Stuttgarter Lebensversicherung a.G.
Olgastraße 80, 7000 Stuttgart 1

Sicherheit. Rund um die Uhr. Rund um das Jahr.



Vasenuhr,
Augsburg um 1600
Württembergisches
Landesmuseum,
Stuttgart

Sicherheit
für Sie selbst,
für die Familie,
für Heim, Haus
und Geschäft,
für das Auto
bietet Ihnen die
Württembergische

durch ein Versicherungsprogramm,
das auf Ihren persönlichen Bedarf zugeschnitten ist.
Sprechen Sie bitte mit unserem Mitarbeiter in Ihrer
Nähe. Er ist Fachmann für versichern, vorsorgen,
bausparen und wird sich gern viel Zeit nehmen,
Sie sorgfältig zu beraten.

Die Anschrift steht im Telefonbuch unter
Württembergische Feuerversicherung AG.

 **Württembergische**
Versicherungen

DB -Touristik '88



Hinaus in die Ferne,
mit den Sonderzügen der



Die neuen Sonderfahrten-Programme der DB liegen für Sie bereit bei unseren Fahrkartenschaltern. Sie beinhalten viele schöne Fahrten in herrliche Wandergebiete. Gönnen Sie sich einen schönen Tag und fahren Sie mit!

Hier ein Auszug aus dem Programm „Der schöne Tag '88“:

Sonntag, 28. August 1988

Von Plüderhausen über Stuttgart zum weltbekannten **Blumenkorso** nach **Bad Ems**. Zustieg bis Mühlacker. Reisepreis ab Stuttgart 40.- DM.

Sonntag, 4. September 1988

Von Wilferdingen-Singen nach **Prien am Chiemsee**, „Costa Bavaria“. Zustieg bis Göppingen. Reisepreis ab Stuttgart 40.- DM.

Sonntag, 11. September 1988

Von Gaildorf West über Stuttgart nach **St. Goarshausen/Rüdesheim inkl. Schifffahrt und Mittagessen**. Reisepreis ab Stuttgart 57.- DM.

Sonntag, 25. September 1988

Wanderersonderzug in Zusammenarbeit mit dem Schwäb. Albverein von Göppingen über Stuttgart nach **St. Georgen**. Zustieg bis Herrenberg. Reisepreis ab Stuttgart 26.- DM.

Sonntag, 16. Oktober 1988

Sonderzug für Eisenbahnfreunde mit **Diesel-, E- und Dampflok** von Gaildorf West über Stuttgart ins herbstliche Alb tal nach **Bad Herrenalb**. Zustieg bis Pforzheim. Reisepreis ab Stuttgart 30.- DM.

Sonntag, 16. Oktober 1988

Wanderersonderzug in Zusammenarbeit mit dem Schwäb. Albverein von Stuttgart ins **obere Donautal nach Beuron**. Zustieg bis Geislingen (Steige). Reisepreis ab Stuttgart 30.- DM.

Auskünfte und Informationen bei allen DB-Fahrkartenausgaben und DER-Reisebüros.

Mit den besten Wünschen für schöne Fahrten

Ihre



Generalvertretung Personenverkehr Stuttgart
Arnulf-Klett-Platz 2
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 20 92-55 80

Impulse aus der Residenz.

Das Hölderlin-Zitat im Titel verweist auf die Wertschätzung einer Stadt, die man eher mit Politik, Technik und Ökonomie zusammensieht als mit Dichtung oder Philosophie: Stuttgarts geistige Landschaft um 1800 hatte ein eigenes Gepräge.

„o Fürstin der Heimath!
Glückliches Stutgard“



Politik, Kultur und Gesellschaft
im deutschen Südwesten um 1800
-Klett-Cotta-

Um 1800 noch eine relativ kleine Residenzstadt, stand Stuttgart als geistiges Impulszentrum in Konkurrenz zu den Universitätsstädten Tübingen und Heidelberg. Führend war die Stadt in der strategischen Verbindung von Geist und Politik, in der Förderung und Vermarktung geistiger Produkte, in der Kunstszene und als Geburts-, Erziehungs- und sonstiger Bezugsort von Dichtern und Philosophen.

Deutscher Idealismus,
Band 15, 1988. 452 Seiten
Leinen mit Schutzumschlag,
98,- DM/öS 764,-


Klett-Cotta

Postfach 10 60 16, 7000 Stuttgart 10

Römerbad ist kein Römerbad mehr

(STZ) Die Stadt Weißenburg in Bayern kann sich freuen. Vorbei ist der Streit, wer denn nun das größte Römerbad in Südwestdeutschland in seinen Mauern birgt. In der württembergischen Brenzstadt muß man das Handtuch werfen. Nicht, daß die Dimensionen der Römerruine dort geschwunden sind. Der Heidenheimer Römerbau, von dem namhafte Teile im «Museum im Römerbad» unter dem Postgebäude konserviert sind, ist mit seinem 70 mal 23 Meter großen Westflügel als Teil einer 5000 Quadratmeter großen Gesamtanlage immer noch größer als die Thermen in Weißenburg. Doch Heidenheims Römerbad darf sich künftig nicht mehr Römerbad nennen. Zu dieser überraschenden Erkenntnis ist die in Heidenheim tätige Ausgräberin Britta Ribold vom Landesdenkmalamt gelangt. Die junge Archäologin hat im vergangenen Jahr den zweiten Teil der großen Römeranlage ausgegraben, über dem die Bundespost ein Paketdienstgebäude errichten will. Bei der Auswertung der gewonnenen Befunde fiel ihr auf, daß einige für eine große Badeanlage der Römer typische Einrichtungen fehlen und daß die Zahl der Baderäume zu gering war. Wegen seiner ungewöhnlich repräsentativen Architektur mit Apsiden und Strebepfeilern, großen und beheizbaren Sälen hatte man das Bauwerk als den Kaiserthermen nachempfunden eingestuft. Jetzt, da der ganze Westflügel des monumentalen Bauwerks ausgegraben ist und die im zweiten Abschnitt erwarteten Räume nicht zu finden waren, müssen die Archäologen umdenken.

Wenn es also keine Thermenanlage ist, was ist das Heidenheimer Römerbad dann? Die Ausgräberin vermutet, daß es sich um das zentrale Verwaltungsgebäude der Civitas von Aquileia handelt. Mit Aquileia wird das römische Heidenheim gleichgesetzt. Die Civitas war eine Gebietskörperschaft, ähnlich unseren Landkreisen, die jedoch ein viel größeres Gebiet umfaßte, praktisch die ganze Ostalb. Andere Wissenschaftler denken dagegen an einen wirtschaftlichen

Großbetrieb, einen «römischen Voith» etwa. Dazu wollen aber weniger die großen Räume mit Fußboden- und Wandheizung sowie Wasserbeken passen, die von den Archäologen ausgegraben worden sind.

Viel eher ist deshalb an einen römischen Palastbau zu denken. Hier mag sich der Kaiser für kurze Zeit aufhalten haben oder sein Provinzstatthalter von Augsburg. Von Kaiser Caracalla ist bekannt, daß er anfangs des 3. Jahrhunderts hin und wieder als Wallfahrer in Sachen Gesundheit im Gebiet Faimingen/Heidenheim weilte.

Die Heidenheimer können sich trösten. Verlieren sie auch ein Römerbad (die Ruinen des benachbarten kleineren Militärbades bleiben in ihrer Funktion unbestritten), so gewinnen sie dafür ein völlig einmaliges Römerbauwerk. Größe, Grundriß und architektonische Gestaltung sind derart ungewöhnlich, daß sich die Wissenschaftler mit einer präzisen Deutung schwer tun.

Neu gefundene Luther-Texte

(dpa) Eine Reihe unbekannter Texte Martin Luthers (1483–1546) hat der Reutlinger Religionswissenschaftler Prof. Ulrich Bubenheimer in Wittenberg und Wolfenbüttel entdeckt. Nach seinen Angaben fand er rund 370 handschriftliche Randbemerkungen unterschiedlicher Länge in mehreren Büchern sowie die Mitschrift einer Predigt des Reformators. Die Texte wertet ihr Finder als wertvolle Quelle für Luthers Frühzeit, bevor sich der Reformator seiner Bedeutung bewußt war und für die Niederschrift seiner Gedanken und Äußerungen sorgte.

Die Funde bringen neue Erkenntnisse zur Wirkung des Kirchenvaters Hieronymus (347–419) auf Luther, zur Haltung des Reformators zu den Humanisten, vor allem zu Erasmus von Rotterdam (1466–1536), sowie zu seinem Predigtstil. Hinzu kommen zahlreiche Unterstreichungen und andere Markierungen, die Bubenheimer ebenfalls als sehr wichtig für die Forschung einstuft.

Albverein kritisiert «Zerstörung der Nacht»

(lsw) Der Schwäbische Albverein hat die zunehmende Installation von Lichtquellen in Außenbereichen von Ortschaften kritisiert. Durch die «Zerstörung der Nacht» werde Insekten und anderen Tierarten die Lebensgrundlage geraubt, heißt es in einer Mitteilung vom 20. Mai. Für Unmengen von Insekten seien Laternen, Flutlichtanlagen, Straßenbeleuchtungen von Ausfallstraßen und Ortsverbindungswegen todbringende Fallen. Durch den Insektentod werde zudem eine Nahrungskette zerstört und den ohnehin bedrohten Fledermäusen eine wichtige Nahrungsgrundlage entzogen.

Die «Zerstörung der Nacht» dürfe kein Tabu im Naturschutz sein. Der Schwäbische Albverein hat deshalb nach seinen weiteren Angaben das baden-württembergische Umweltministerium aufgefordert, das Ausmaß der Schäden durch Beleuchtungskörper festzustellen und mögliche Maßnahmen zur Verringerung der Schäden zu prüfen. Weniger Energieverbrauch würde zudem den «sicherlich nicht unerwünschten Nebeneffekt» der Entlastung von Gemeindekassen haben.

«Renaissance» des Streuobstbaus gefordert

(lsw) Der baden-württembergische Umweltminister Erwin Vetter (CDU) hat eine «Renaissance des Streuobstbaus» gefordert. Vor Klein- und Obstbrennern aus Nord-Württemberg sagte Vetter am 19. April in Ludwigsburg, «die Sünden des Streuobstbaus» müßten «wiedergutmacht» werden.

Über 14 000 Hektar Streuobstwiesen waren nach Angaben des Ministers zwischen 1957 und 1974 mit Landesmitteln und EG-Zuschüssen gerodet worden. Der Umweltminister betonte die verschiedenen Aktionen, mit denen Kommunen und Landkreise den Streuobstbestand förderten. Die ökologische Bedeutung sei nicht zu unterschätzen. Die Obstwiesen milderten extreme Klimlagen.

Bedeutsame Gedenktage im Kloster Beuron

(rf/lsw) Am 19. Mai wurde in der Erzabtei St. Martin in Beuron die Ausstellung «250 Jahre Abteikirche Beuron – Geschichte, geistliches Leben, Kunst» eröffnet. Die Ausstellung erinnert an zwei bedeutsame Gedenktage: Vor 250 Jahren, am 28. September 1738, wurde die barocke Kirche der Augustinerchorherren-Abtei Beuron feierlich eingeweiht. Und am 24. Mai 1988 sind es 125 Jahre, daß in der verwaisten Abteikirche eine kleine Schar von Benediktinermönchen wieder das Gotteslob aufnahm. Klösterliches Leben kehrte in das Tal an der Oberen Donau zurück. Seit 75 Jahren wird in der Erzabtei der Benediktiner in Beuron Detektivarbeit in alten Schriften geleistet. Im Jahr 1913 erschien der erste Band einer Buchreihe, die fast Jahr um Jahr wächst und schon von Beginn an den Weltruf der Mönche begründete. Es handelt sich darum, daß in der Erzabtei die ältesten in der Welt, vor allem in Europa und dem Vorderen Orient erhaltenen Bruchstücke lateinischer Bibeln gesammelt werden. Diese Bruchstücke liegen aber nicht offen in Bibliotheken herum, sondern befinden sich beispielsweise auf Pergamenten, die etwa im 6. Jahrhundert beschriftet wurden, deren Beschriftung aber 700 Jahre später ausradiert wurde, um etwas anderes darauf zu schreiben. Pergament war sehr teuer, dafür aber dauerhafter als Papyrus. Dessen zusammengeklebte Streifen waren trotz ihrer «Einfettung» mit Zedernöl sehr rauh für die Feder und hielten auch nicht sehr lange vor.

Die Beuroner Mönche entwickelten schon 1912/13 ein Fluoreszenzverfahren, mit dem die ausradierten Texte wieder sichtbar gemacht werden konnten, und so wird die Forschung an der «Vetus Latina», der alten lateinischen Bibel, in Beuron an zwei Instituten betrieben: am Palimpsest- und am eigentlichen Vetus-Latina-Institut. Palimpsest ist ein griechisches Kunstwort und bedeutet: das wieder Ausradierte, zusammengefügt aus «palin» = wieder und «paso» = schaben.

Was die Mönche untersuchen, sind

oft nur noch Fetzen, sind aus alten Pergamenten gefertigte Klebestreifen für Buchrücken aus viel späterer Zeit oder auch, im günstigsten Fall, wirkliche Buchseiten oder Teile von Buchrollen, die zweimal beschrieben wurden. Die alten Beschriftungen festzustellen und zu fotografieren in Aber-tausenden von Aufnahmen ist nur die halbe Arbeit. Die andere Hälfte ist, das Entdeckte zu entziffern und zu übersetzen, lateinische und griechische Texte in unterschiedlichen Schreibweisen der letzten Jahrhunderte der Antike.

Gemeinsames Programm Bauern und Naturschützer

(lsw) Die drei Bauernverbände und der Landesnaturschutzverband Baden-Württemberg (LNV) streben ein gemeinsames Aktionsprogramm «Naturschutz und Landwirtschaft» an. Wie aus einer Presseerklärung am 20. April hervorgeht, möchten die Interessenverbände einen Weg finden, um die Lebensgrundlagen der Landwirtschaft zu sichern und den ökologischen Anforderungen einer intakten Umwelt gerecht zu werden. Naturschützer und Bauern wollen gemeinsam verhindern, daß die durch die Landwirtschaft über Jahrhunderte geschaffene Kulturlandschaft wegen der «seit Jahren desolat verfahrenen EG-Agrarpolitik» zerstört wird, hieß es.

80 Millionen Mark für Fürstenberg-Sammlung?

(BZ) Die Verhandlungen des Landes mit dem Donaueschinger Fürstenhaus Fürstenberg über die Übernahme des reichen Kulturerbes der Familie sind in eine entscheidende Phase getreten. Mitte Mai fand im Staatsministerium eine weitere Sitzung statt.

Nach Informationen der Badischen Zeitung hofft das Land, die wertvolle Hofbibliothek sowie das Archiv für einen Gesamtpreis von 80 Millionen Mark erwerben zu können. Die Preisvorstellungen der Familie sollen dagegen nach wie vor über dieser Summe liegen.

Das Haus Fürstenberg, für dessen Bier mit dem Slogan «Tradition verpflichtet» geworben wird, geriet 1982 in die Schlagzeilen, als es in London 20 zum Teil über 1000 Jahre alte Handschriften aus seinem Besitz versteigern ließ. Die seit langem andauernden Bemühungen des Landes um den verbliebenen großen Fürstentumschatz erklären sich aus diesem Vorgang: «Wir wollen kein zweites 1982», erklärte der neue Abteilungsleiter im Ministerium für Wissenschaft und Kunst, Müller-Arens.

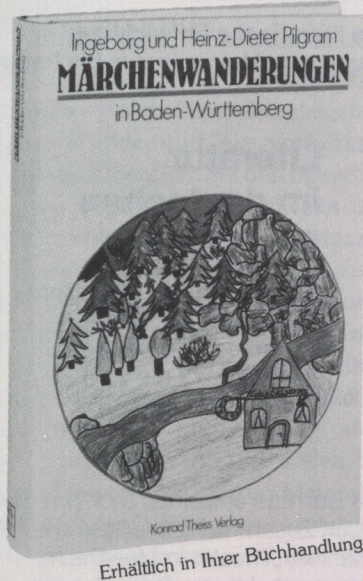
Geplant ist, daß die umfangreiche Bibliothek zum großen Teil an die Universität Konstanz kommt und dort wissenschaftlich aufbereitet und genutzt werden kann.

Fachseminar zum Thema Villen und Gärten . . .

(PM) Die Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege e. V., Landesgruppe Baden-Württemberg, und das Institut «Fortbildung Bau e. V.» bei der Architektenkammer Baden-Württemberg veranstalten ein Fachseminar für Architekten, Gartenarchitekten und Denkmalpfleger zum Thema «Villen und Gärten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts». Tagungsort wird vom 30. September bis 2. Oktober Baden-Baden sein.

Neben der Darstellung denkmalpflegerischer Problemfälle, die bei der Erhaltung und Umnutzung von Villenanlagen die Architekten und den Denkmalpfleger beschäftigen, sollen Erhaltungsvoraussetzungen für die Bewahrung der architektonischen Leistungen dieser Zeitepoche dargestellt werden. Ferner zielt das Seminar auf die Förderung einer Zusammenarbeit von Architekten, Gartenarchitekten und Denkmalpflegern bei der Behandlung denkmalrelevanter Fragen.

Nähere Informationen bei der Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege e. V., Landesgruppe Baden-Württemberg, Herrn Manfred Kieschke, Lamternstraße 12, 7250 Leonberg, Telefon (0 71 52) 2 29 72.



Erhältlich in Ihrer Buchhandlung



Wandern und dabei Märchen erleben – ist das heutzutage noch möglich? Gibt es in unserem Land überhaupt noch „Märchenorte“?

Es gibt sie – vielleicht sind es nicht mehr dieselben Orte wie früher. Der sagenumwobenen Landschaften haben sich zumeist Fremdenverkehr und Tourismus bemächtigt und dabei oft die kleinen Nixen, Wassermännle, Baumwichtel und Gnommen vertrieben, die – wie in vielen Märchen erzählt wird – einst bei den Menschen zu Gast waren.

Eine Welt ohne Märchen ist eine kalte Welt. Die Autoren haben sich auf Wanderungen inspirieren lassen, haben sich in die Geheimnisse stiller Plätze – einer Quelle, eines Sees oder Teichs, einer Felsgruppe, einer Waldlichtung, eines Bach- oder Wiesentals – vertieft und sie zu Schauplätzen neuer Märchen gemacht.

Zum Märchen-Erwandern braucht man offene Augen, Phantasie und die Bereitschaft für stille Erlebnisse in der Natur. Die in diesem Büchlein erzählten Märchen haben ihren Schauplatz jeweils am Ziel einer Wanderung. Dort können sie Kindern vorgelesen werden, oder die Kinder können durch Lesen oder Erzählen schon vorher neugierig auf das Wanderziel gemacht werden.

Die Geschichten enthalten meist auch ein wenig Lehrstoff. Berufe, die einst in unserer Region heimisch waren, leben in Märchen weiter. So führen einzelne Märchen in eine Töpfer-, eine Glasbläserwerkstatt, zu den Schindelmachern, zu einem Schwarzwälder Uhrmacher, zu einer Köhlerei oder in den Stollen eines Erzbergwerks. Deshalb wird auch auf Museen hingewiesen, in denen das in den Märchen und auf den Wanderungen Erfahrene vertieft werden kann.

Ingeborg und Heinz-Dieter Pilgram

MÄRCHENWANDERUNGEN

in Baden-Württemberg. 275 Seiten mit 30 Kartenskizzen und 38 Kinderzeichnungen, zum Teil in Farbe. Kunstleinen DM 29,80. Konrad Theiss Verlag Stuttgart.

Erlebte Geschichte auf fünfzig Ausflügen zu schwäbischen Sehenswürdigkeiten, Museen, Gedenkstätten und Naturdenkmälern

Geschichte und Geschichten erzählt Gunter Haug an den Zielpunkten seiner Ausflüge in die Vergangenheit Schwabens: Geschichten über Sehenswürdigkeiten aller Art – bekannte und weniger bekannte historische Stätten, Gedenkstätten, Museen und Naturdenkmale. Er erzählt von sagenhaften und historischen Gestalten, von Herren und Untertanen, von Dichtern und Denkern, von Berühmten und Namenlosen, von ernsten und kuriosen Begebenheiten.

Fünfzig Ziele hat sich Gunter Haug ausgesucht und aufgesucht, Ziele mit weit zurückliegender Geschichte wie die Vogelherdhöhle im Lonetal und die Heuneburg an der oberen Donau, aber auch Ziele mit sehr naher, betroffen machender Geschichte wie den jüdischen Friedhof von Buttenhausen auf der Schwäbischen Alb und den Stuttgarter Birkenkopf.

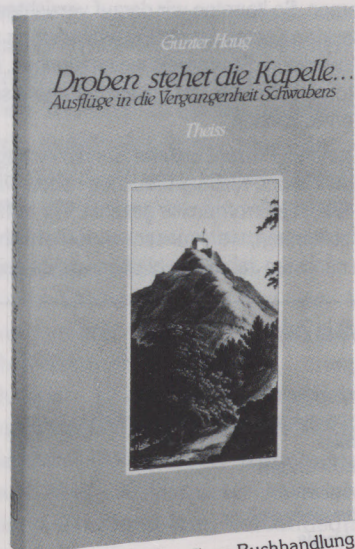
Doch es sind gar nicht immer die großen Ereignisse, die bekannten Namen, die berühmten Ausflugsziele, die den schönsten Erzählstoff bieten – gerade auch die fast unbekannten kleinen Begebenheiten machen den Reiz aus, erzeugen die Spannung, die nötig ist, um gerne zu hören und zu lesen, was denn hier, an dieser Stelle, einst passiert ist.

Dieses Buch will nicht führen, sondern verführen – zur Beschäftigung mit der in diesem Lande auf Schritt und Tritt begegnenden Geschichte.

Gunter Haug

Droben steht die Kapelle...

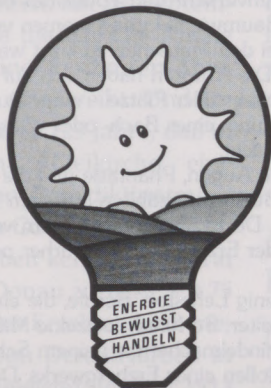
Ausflüge in die Vergangenheit Schwabens. 190 Seiten mit 15 Federzeichnungen. Kunstleinen DM 29,80. Konrad Theiss Verlag Stuttgart.



Erhältlich in Ihrer Buchhandlung



GUTE BASIS FÜR STABILE STROMPREISE



Wir haben 1987 gut gewirtschaftet. Das Jahresergebnis ist besser geworden. Einmal ist das der sehr hohen Zuverlässigkeit unserer Kernkraftwerke zu verdanken. Zum anderen aber auch den Zuschüssen, die wir für die Verstromung deutscher Steinkohle erhielten, obwohl sie nur die Hälfte unserer tatsächlichen Mehrkosten ersetzen.

Für die Kohle-Subvention haben letztlich unsere Kunden mit dem „Kohlepfennig“ bezahlt. Sie soll ihnen deshalb auch wieder zugute kommen. So konnten wir darauf verzichten, die bisher noch nicht gedeckten Kosten für die Entschwefelung und Entstickung unserer Kraftwerke im Strompreis weiterzugeben. Außerdem haben wir Vorsorge getroffen, um unsere Strompreise auch zukünftig stabil halten zu können.

Für rund 95 Prozent unserer Sondervertragskunden, sowie für Landwirte und Kleinverbraucher, haben wir sogar ab 1. 1. 1988 die Strompreise gesenkt. Wir hoffen, sie noch weiter senken zu können, wenn unsere wirtschaftlichen Möglichkeiten auch in den nächsten Jahren so bleiben wie im abgelaufenen Jahr.

EVS in Zahlen

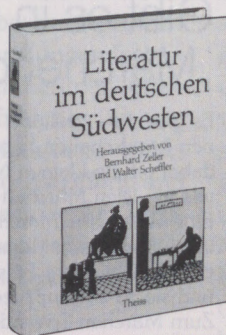
	1987	1986
Stromlieferungen, gesamt	16.744	16.711 Mill. kWh
davon im eigenen Versorgungsgebiet	14.307	13.839 Mill. kWh
Umsatz	2.969	2.933 Mill. DM
Abschreibungen	453	441 Mill. DM
Investitionen	342	402 Mill. DM
Jahresüberschuß	55	53 Mill. DM
Dividende	10%	10%

Wir arbeiten wirtschaftlich.
EVS — mit Energie in die Zukunft.



**Energie-
Versorgung
Schwaben AG**

Ein Überblick über die literarische Entwicklung in Baden und Württemberg vom Humanismus bis heute in 26 Beiträgen.



Literatur im deutschen Südwesten

Herausgegeben von Bernhard Zeller und Walter Scheffler. 460 Seiten mit 72 Tafeln. 17,5 x 23,5 cm. Kunstleinen. DM 59,-

In der Mehrheit sind die Beiträge einzelnen Dichtern gewidmet, doch gibt es auch Zusammenfassungen wie „Die Heidelberger Romantik“, „Theater in Mannheim“ oder „Dichtung am Bodensee“. Johann Peter Hebel steht für das Bemühen, nicht nur hochsprachliche Literatur, sondern auch Mundartdichtung vorzustellen, die zudem in einem eigenen Beitrag behandelt wird. So reichhaltig die Themen und so verschieden die Autoren sind, in der Form der Darbietung gleichen sich alle Beiträge: Ein Drittel ist jeweils – in Gestalt von Zitaten – den Dichtern und ihren Werken vorbehalten, zwei Drittel den Autoren der Beiträge. Und dieser erste Versuch, einen weiten Bogen über 500 Jahre Literatur im deutschen Südwesten zu spannen, zeigt Baden-Württemberg nicht als literarische Provinz, sondern als ein Land, das zu jeder Zeit auffallend viele Schriftsteller hervorgebracht hat, ob sie nun wie Schiller die Heimat verließen oder wie Uhland und Scheffel bewußt in der Umgebung blieben, in die sie hineingeboren waren.

Konrad Theiss Verlag Stuttgart

**Schlüpf
'rein in die
Freizeit...**

...in Ganter
mit der
Aktiv-
Sohle!

Für Damen
0407,
für Herren
1007



schuh-verlässig



Ganter

Schuh-Haus

Abele

Mitglied im Schwäbischen Heimatbund

7 Stuttgart S · Tübinger Straße 18
Fernsprecher 29 08 16

Künstlerakademie im Schloß Solitude

(lsw) Aufsteigende Feuchtigkeit, morsche Holzbalken, herausgebrochene Wände und ein versalzener Fundamentbereich: Bei den Bauarbeiten zur «Künstlerakademie» in den Nebengebäuden des Stuttgarter Schlosses Solitude gibt es mehr Schwierigkeiten als bei der Grundsteinlegung im Juni 1987 erwartet. Verzögerungen bei der Fertigstellung soll es nach Angaben des Staatlichen Hochbauamtes Ludwigsburg dennoch nicht geben. Ab 1990 sollen sich die ersten jungen Musiker, Maler und Bildhauer im Offizien- und Hoteltrakt des Barockschlosses von der Muse küssen lassen. Auch der Kostenrahmen von 35 Millionen Mark für den Aufbau der «schwäbischen Villa Massimo» soll eingehalten werden.

Bei einem Rundgang durch die Schloßanlagen lassen sich die Schwierigkeiten mehr als nur erahnen. Zum einen hatten die «Landeskinder» beim harten Frondienst für Württembergs Herzog Carl Eugen «geschludert»: Erde, Fachwerk und Ziegel wechseln sich in den Mauern des 1767 fertiggestellten Lustschlosses ab und beeinträchtigen die Standfestigkeit. Zum anderen kann von einer kontinuierlichen Baupflege beim wechselhaften Schicksal der Solitude wahrlich keine Rede sein. Nicht einmal ein Jahrzehnt war das Schloß auf der Gerlinger Höhe westlich von Stuttgart «der sommerliche Mittelpunkt höfischen Lebens», zu dem es der württembergische Herzog bestimmt hatte. Nach dem Einzug der Hohen Carlschule, deren berühmtester Schüler Friedrich Schiller war, begann der bauliche Niedergang des barocken Kleinodes mit seinen weitläufigen Parkanlagen.

Für die Sünden der Vergangenheit muß jetzt bei den Verschönerungsarbeiten für die «Künstlerakademie» bezahlt werden. So mußte beispielsweise der hintere Teil des Flügelbaus entgegen ursprünglichen Planungen zur Hälfte abgerissen werden, weil das ursprünglich verwendete Konglomerat aus Baumaterialien nicht mehr zu halten war. Inzwischen steht das Gebäude, das den Rezeptions-

und Verwaltungsbereich der Musen-Werkstatt beherbergen soll, wieder bis zum Obergeschoß. Der langgezogene Segmentbau ruht zur Zeit auf stützenden Holz-, Metall- und Betonkonstruktionen. Neben dem Austausch der morschen Fundamente sollen zugleich fehlende Unterkellerungen nachgeholt werden. «Wir mußten den Bau auf Stelzen stellen», sagt Manfred Gerlach, der beim Ludwigsburger Hochbauamt für die prestigeträchtige Renovierung verantwortlich ist.

Auch am Fachwerk des alten Hoteltraktes, bereits zu Beginn der 60er-Jahre renoviert, zeigen sich neue Schäden. Viele Mängel seien schon bei der Voruntersuchung deutlich geworden, sagt Gerlach, andere hätten sich erst im Verlauf der Bauarbeiten gezeigt. Trotz aller notwendigen Neuplanungen soll die Grundstruktur der Nebenbauten des Schlosses aber in jedem Fall erhalten bleiben. Gerettet werden im Einvernehmen mit dem Denkmalschutzamt vor allem der Hirschgang als Zugang zum sogenannten Fürstensaal, der als Ausstellungsgalerie vorgesehen ist, und die Stuckverzierungen an den Decken.

Naturschützer gegen Baugebiet in Heidenheim

(lsw) Starke Bedenken hat der Bund Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND) gegen das von der Stadt Heidenheim geplante Neubaugebiet «Osterholz». Die Heidenheimer Ortsgruppe des BUND betonte in einem am 17. März veröffentlichten Schreiben an das Bürgermeisteramt, daß durch die beabsichtigte Bebauung zahlreiche in der Bundesartenschutzverordnung aufgeführte Tier- und Pflanzenarten vernichtet oder ihres Lebensraumes beraubt würden.

Unter anderem wird in dem Schreiben auf den sowohl floristisch wie auch faunistisch reichhaltigen Trockenrasen des Baugebiets hingewiesen, ferner auf den wertvollen Baumbestand sowie auf hier wachsende seltene Wildkräuter und ökologisch besonders wertvolle Heckenstreifen, die in der Region als «einmalig und unbedingt erhaltenswert» gelten.

Römerbrücke bei Wimpfen nachgewiesen

(lsw) Wissenschaftler der Universität Hohenheim haben im Frühjahr eine Römerbrücke bei Bad Wimpfen nachgewiesen. Überreste von Eichenbalken, die am Flußufer geborgen wurden, sind als zweitausendjährige Brückenpfeiler analysiert worden. Nach der Heidelberger Brücke ist dies die zweite bekannte Römerbrücke über den Neckar.

Überschwemmungsgebiete werden ausgewiesen

(lsw) Für eine rasche Ausweisung von Überschwemmungsgebieten im Nordschwarzwald haben sich Direktor Winfried Scheuermann und Baudirektor Jens Kück vom Regionalverband Nordschwarzwald ausgesprochen. In einer am 7. April in Pforzheim veröffentlichten Erklärung fordern sie unter anderem eine Verminderung der Abflußgeschwindigkeit der Flüsse im Nordschwarzwald. Dazu bräuchten Enz, Nagold, Würm, Waldach und Murg jedoch ausreichend große natürliche Flächen, in denen sie sich ausbreiten könnten. Den weiteren Angaben zufolge will der Regionalverband in enger Abstimmung mit dem zuständigen Wasserwirtschaftsamt die Ausweisung von Überschwemmungsbereichen der Flüsse vorantreiben.

Nach Scheuermann sind im Verbandsgebiet entlang von rund 25 Fluß-Kilometern bereits entsprechende Überschwemmungsgebiete ausgewiesen. Im Entwurf des «Regionalplans 2000» seien jedoch insgesamt über 100 Kilometer vorgesehen, hieß es in Pforzheim. Verbandsdirektor Scheuermann und Baudirektor Kück wollen der Verbandsversammlung eine Dokumentation zur Hochwassersituation im Nordschwarzwald vorlegen. In der Ausarbeitung werde nach Abstimmung mit dem Wasserwirtschaftsamt deutlich werden, wo Überschwemmungsgebiete funktionierten, Erweiterungen möglich und Konflikte mit Wassergewinnungsanlagen vorhanden seien.

Gesteinsschäden an der Ellwanger Basilika

(lsw) Besorgniserregende Gesteinsschäden an den Türmen der romanischen Basilika Ellwangen hat eine Delegation von Fachleuten des Landesdenkmalamtes Stuttgart und des Bischöflichen Bauamtes Rottenburg festgestellt. Wie Präsident Professor August Gebeßler vom Landesdenkmalamt im März in Ellwangen forderte, seien umgehend eine genaue Diagnose der hauptsächlich auf Umwelteinflüsse zurückzuführenden Schäden und dann ein Sanierungskonzept zu erstellen.

Die Kosten schätzen die Fachleute auf drei bis fünf Millionen Mark, wovon allein die Gesteinsuntersuchung auf etwa eine halbe Million kommen werde. Zuschüsse seien vom Land Baden-Württemberg, aber auch von der Diözese Rottenburg-Stuttgart zu erwarten, zu deren historisch und künstlerisch wertvollen Gotteshäusern die Ellwanger Basilika zählt. Ein Sprecher des bischöflichen Ordinariats betonte die enge Verbundenheit der Geschichte der Diözese mit Ellwangen und dem Schönenberg. Man wisse in Rottenburg, was man der Ellwanger Basilika schuldig sei. Ein beträchtlicher Teil der Sanierungskosten wird jedoch auch an der katholischen Kirchengemeinde Ellwangen hängenbleiben.

Forschungsobjekt Breitenauer See

(HSt) Über 100 Hochwasserrückhaltebecken gibt es im Regierungsbezirk Stuttgart. Drei davon sind für ein Untersuchungsprogramm ausgewählt worden. Mit dabei: Der Breitenauer See bei Obersulm. Es soll vergleichend untersucht werden, wie die Überdüngungserscheinungen, speziell die Veralgungen aussehen und wo ihre Ursachen liegen. «Fernziel» der Untersuchung ist, so Biologe Andreas Ehrl vom Wasserwirtschaftsamt Heilbronn, für Gewässer mit Veralgungsproblemen entsprechende Sanierungskonzepte zu entwickeln.

Alte Forsthäuser sollen erhalten bleiben

(lsw) Der Präsident der Forstdirektion Stuttgart, Konrad Bauer, hat die Sanierung der Forsthäuser als eine der vordringlichen Aufgaben der kommenden Jahre bezeichnet. Wie Bauer in Stuttgart erklärte, stünden für etwa die Hälfte der 286 Reviere im Direktionsbereich Dienstgebäude zur Verfügung. Etwa 60 Prozent der Häuser seien vor 1950 gebaut, jedes vierte Forsthaus wurde vor 1900 errichtet.

Eifrigste Müllsortierer im Kreis Freudenstadt

(STZ) Die eifrigsten Müllsortierer im Lande leben im Landkreis Freudenstadt. Hier führt das 1985 begonnene Modell, im «Bringsystem» Werkstoffe wie Glas, Metall, Plastik, Styropor und Gartenabfälle aus dem Hausmüll auszusortieren und in Depotcontainern sowie Recyclinghöfen der Wiederverwertung zuzuführen, zu immer neuen Rekordzahlen. Lag die Sammelmenge pro Einwohner des Landkreises im Jahr 1985 noch bei knapp 60 Kilo «Wertmüll», so steigerte sie sich über 74 Kilo im Jahr 1986 auf knapp 95 Kilo im Jahr 1987. Dies bestätigt der Müllbericht des Landkreises Freudenstadt. Insgesamt wurden im vergangenen Jahr fast 9750 Tonnen Wertstoffe aus dem Müll aussortiert. Das Abfallwirtschaftskonzept des Landkreises Freudenstadt umfaßt Anlieferungsstellen für Gartenabfälle sowie jährlich zwei Haus-sammlungen. Die Universität Stuttgart, die dieses Konzept wissenschaftlich begleitet, legt in zwei Berechnungen dar, daß einschließlich der Eigenkompostierung von Hausmüll – statistisch gesehen – jeder Einwohner des Landkreises bei der Abfallbeseitigung eine «Recyclingquote» von mehr als 50 Prozent erreicht. Damit liegt der Kreis an der Spitze im Land. Dieses Umweltbewußtsein, durch Öffentlichkeitsarbeit und den Einsatz von zwei Müllberaterinnen in Kindergärten, Schulen und Betrieben gesteigert, hat seinen Preis. 1987 schlugen die Recycling-Maßnahmen mit gut einer Million Mark Kosten zu Buche.

Kompetenzverteilung bei Ministerien

(lsw) Die Aufgaben des Stuttgarter Umwelt- und Landwirtschaftsministeriums bleiben in mehreren Bereichen eng miteinander verknüpft. Dies sieht ein Kompromiß vor, mit dem die Landesregierung einen Schlußstrich unter das Kompetenzgerangel der beiden Behörden ziehen will. Nach der neuen Festlegung der Geschäftsbereiche ist das Umweltministerium die oberste Naturschutzbehörde, das Landwirtschaftsministerium die oberste Landwirtschaftsbehörde.

Nach Angaben des Staatsministeriums verbleiben etwa die Aufgaben des Veterinärwesens mit der bakteriologischen Untersuchung tierischer Produkte beim Landwirtschaftsministerium, während das Umweltministerium schwerpunktmäßig die chemische Überwachung von Lebensmitteln und Aufgaben des Verbraucherschutzes übernimmt. Auch bei der Biotoppflege und Biotopkartierung gibt es enge Verknüpfungen: Im Wald und außerhalb von Schutzgebieten ist das Landwirtschaftsministerium zuständig, in Schutzgebieten das Umweltministerium.

Das oberste Rottal wird unter Schutz gestellt

(STZ) Strengen gesetzlichen Schutz für die Landschaft des «obersten Rottals» samt Seitentälern will das Regierungspräsidium Stuttgart künftig garantieren. Die Aufsichtsbehörde hat im Mai das Verfahren eingeleitet, mit dem ein Wiesental mit extensiv genutzten Naßwiesen, Hochstaudenfluren, Seggenbeständen und einem Erlenwäldchen, ein 12,8 Hektar großes Gebiet der Gemeinde Wüstenrot, zum Naturschutzgebiet erklärt werden soll. Als «ökologische Pufferzone» wird das Regierungspräsidium in der Nachbarschaft weitere 95 Hektar als Landschaftsschutzgebiet ausweisen. Dort wird selbst das Anpflanzen fremdländischer Gehölze erlaubnispflichtig sein.



SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
Charlottenplatz 17 II, 7000 Stuttgart 1

GESCHENK - GUTSCHEIN

ÜBER EINE BEITRAGSFREIE MITGLIEDSCHAFT ODER EIN ABONNEMENT

IM JAHRE

FÜR

IN

A. Hamann

VORSITZENDER DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

FÜR DIE RICHTIGKEIT:

GESCHAFTSFÜHRUNG

Dieser Gutschein berechtigt im Jahre seiner Geltung zum Bezug der Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT und zur Teilnahme an allen Veranstaltungen und Studienfahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES zu den für reguläre Mitglieder geltenden Bedingungen.

Wenn nach Ablauf dieses Jahres die Mitgliedschaft aufrechterhalten bleiben soll, braucht nur das beigelegte Formular vollständig ausgefüllt und unterschrieben an die Geschäftsstelle geschickt zu werden.

Besteht schon eine Mitgliedschaft, so beginnt mit dem 1. Januar des folgenden Jahres wieder die Pflicht zur Jahreszahlung.



Geschenke, die Freude bereiten...

Das ist er, der Geschenkgutschein, mit dem Sie Ihren Verwandten, Freunden und Bekannten auf einfache Weise eine Freude bereiten können – zu Festtagen aller Art, oder einfach nur so! Schließlich hat der Beschenkte nicht nur einmal etwas davon: allein viermal erinnert ihn die SCHWÄBISCHE HEIMAT an Ihre gute Idee.

Ein solcher Gutschein ist zudem auch ganz einfach zu erhalten. Sie füllen nur das auf dieser Seite unten abgedruckte Formular aus und überweisen zugleich den Betrag von mindestens DM 32,- (einen Jahresbetrag) auf eines der Konten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Selbstverständlich schicken wir Ihnen gerne auch weitere Formulare zu oder bearbeiten formlose Bestellungen, vorausgesetzt sie enthalten alle nötigen Angaben. Sobald die Anmeldung und Zahlung bei der Geschäftsstelle eingetroffen sind, bekommen Sie den Gutschein zugesandt und können ihn dem Beschenkten überreichen. Zugleich erhalten Sie eine Spendenbescheinigung. Sie sehen, es ist an alles gedacht.

Übrigens: Wenn Sie ein Nichtmitglied zum ersten Mal mit einem solchen Gutschein beschenken, nehmen Sie automatisch an der Verlosung der Werbeprämien teil!

Hier abtrennen und bitte in Druckbuchstaben ausfüllen!

An die
Geschäftsstelle des
SCHWÄBISCHEN
HEIMATBUNDES
Charlottenplatz 17/II
7000 Stuttgart 1

Name

Vorname

Straße

PLZ

Wohnort

Ich bitte um Ausstellung eines Geschenkgutscheines für das Jahr 19____ auf den Namen:

Name

Vorname

Straße

PLZ

Wohnort

Datum

Unterschrift

Plan für B 30 bei Ravensburg perfekt

(lsw) Die Planfeststellung für den Neubau der Bundesstraße 30 im Nordabschnitt zwischen Egelsee und Ravensburg ist jetzt vervollständigt. Wie das Regierungspräsidium Tübingen im März mitteilte, handele es sich bei dem Beschluß um die landschaftspflegerischen Ausgleichsmaßnahmen der 1979 festgelegten Trasse. Darin vorgesehen sind vor allem die Rekultivierung der Baintder Steige als Schwerpunkt sowie die Reduzierung des Straßenquerschnitts von 26 auf 23 Meter und ein Hochwasserschutz für benachbarte Kasernen. Außerdem werden dem Naturschutz eine Million Mark für die Anlage eines Biotops bei der Gemeinde Berg überwiesen.

Damit seien, betonte Regierungspräsident Max Gögler, die Forderungen des Petitionsausschusses des Landtages erfüllt. Mit dem Bau solle «so bald wie möglich» begonnen werden. Geplant sei, die Arbeiten für zwei Brücken schon im Sommer aufzunehmen. Er gehe davon aus, daß der Nordabschnitt der B 30 Anfang der neunziger Jahre befahren werden könne und dann die zwischen Egelsee und Ravensburg mögliche Entlastung für Baintd, Baienfurt und Weingarten erreicht sei, sagte Gögler.

Emnid-Umfrage zum Thema Umweltschutz

(lsw) Der Schutz der Umwelt hat nach einer Umfrage des Bielefelder Emnid-Instituts im Bewußtsein der Bevölkerung einen höheren Stellenwert als die Situation auf dem Arbeitsmarkt. Bei einer repräsentativen Befragung von über 1000 Personen in der Bundesrepublik hätten 57 Prozent den Umweltschutz zu den wichtigsten politischen Bereichen gezählt, den Arbeitsmarkt dagegen nur die Hälfte aller Befragten. Diese Zahlen veröffentlichte das baden-württembergische Umweltministerium am 18. März in Stuttgart.

Wie aus der Untersuchung weiter hervorgeht, erwarten 50 Prozent der

Bürger, daß der Staat den Umweltschutz gesetzlich strenger regelt. Verlangt werden etwa Auflagen für die Industrie, strengere staatliche Kontrollen und höhere Strafen für Umweltsünder. Um den Wald zu retten, seien 41 Prozent der Befragten bereit, ein Tempolimit von 100 km/h auf Autobahnen und 80 km/h auf Landstraßen hinzunehmen. Gegen eine Geschwindigkeitsbegrenzung zum Schutz der Umwelt hätten sich 58 Prozent der Befragten ausgesprochen. Ein Prozent wollte sich nicht entscheiden.

Biotop-Kartierung im Rems-Murr-Kreis

(WK) 1648 Biotope, sprich Lebensräume für Tier- und Pflanzengemeinschaften, gibt's im Rems-Murr-Kreis. Das ist das Ergebnis der Biotop-Kartierung, das Landrat Horst Lässig am 2. Mai bekanntgab: «Diese erste umfassende Bestandserhebung ist die Grundlage für die Erhaltungs- und Pflegemaßnahmen.»

Kartiert wurde von Mitarbeitern des Landratsamtes, der Landesanstalt für Umweltschutz und des BUND: «293 Biotope im Bereich Winnenden, 291 im Raum Backnang, 282 im Gebiet des Murrhardter Waldes und 276 Biotope in und um Schorndorf» wurden in die Karten eingetragen. «Der Schutz dieser Feuchtgebiete, Heideflächen, Streuobstbestände, Auen- und Uferwälder, Schluchtwälder, Trockenbiotope und geologischen Aufschlüsse dient uns allen. Denn nur in einer intakten Umwelt und Natur wird auch der Mensch überleben können.

Auf der Grundlage der Biotopkartierung soll nun damit begonnen werden, die einzelnen Lebensräume wieder miteinander zu verbinden. Anfang nächsten Jahres soll ein Biotopatlàs erscheinen, der dann beispielsweise den Kommunen als Planungshilfe dienen soll. «Mit Hilfe des Atlàs', so Lässig, «können alle Planungsträger den Belangen des Biotop-schutzes angemessen Rechnung tragen.»

Neues «Aquamobil» für den Gewässerschutz

(lsw) Das Regierungspräsidium Tübingen setzt künftig zur Überwachung der Gewässergüte an Flüssen und Seen ein «Aquamobil» ein. Bei dem Gefährt handelt es sich um ein Kombifahrzeug, das zu einem Labor auf Rädern umgerüstet worden ist. Wie das Präsidium am 25. März mitteilte, können mit dem Fahrzeug die Experten der Wasserwirtschaftsverwaltung an Ort und Stelle Wasserproben aus Gräben und Bächen, Flüssen und Seen sowie aus Kläranlagen ziehen und diese sowohl kateriologisch als auch chemisch analysieren. Nach Angaben von Regierungspräsident Max Gögler, der das 40 000 Mark teure «Aquamobil» der Presse vorstellte, soll das auch für unwegsame Gelände geeignete Fahrzeug darüber hinaus auf dem Gebiet der Seensanierung eingesetzt werden. Dort habe es sich bei ersten Untersuchungen bereits ebenso bewährt wie bei der Ermittlung von Bemessungswerten für die Forellenzucht.

PERSÖNLICHES

Am 30. Mai dieses Jahres ist **DR. GERD WUNDER**, Gymnasialprofessor i. R., in Schwäbisch Hall einige Monate vor seinem 80. Geburtstag gestorben. Mit ihm ist ein exzellenter Genealoge und Landeshistoriker von uns gegangen, der auch für die «SCHWÄBISCHE HEIMAT» geschrieben hat.

Bei den diesjährigen Heimattagen Baden-Württemberg vom 8. bis 11. September in Engen/Hegau werden mit der selten vergebenen Heimatmedaille ausgezeichnet: Frau **MARIA HEITLAND**, die langjährige engagierte Geschäftsführerin des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, und **LOTHAR ZIER**, Forstmann und ehrenamtlicher Betreuer und Erforscher des Pfrunger Rieds.

Forstdirektor **OSWALD SCHOCH**, Enzklösterle, ist nicht zuletzt wegen seiner waldgeschichtlichen Forschungen und seiner heimatpflegerischen Aktivitäten mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande geehrt worden.